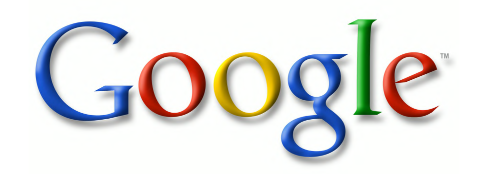
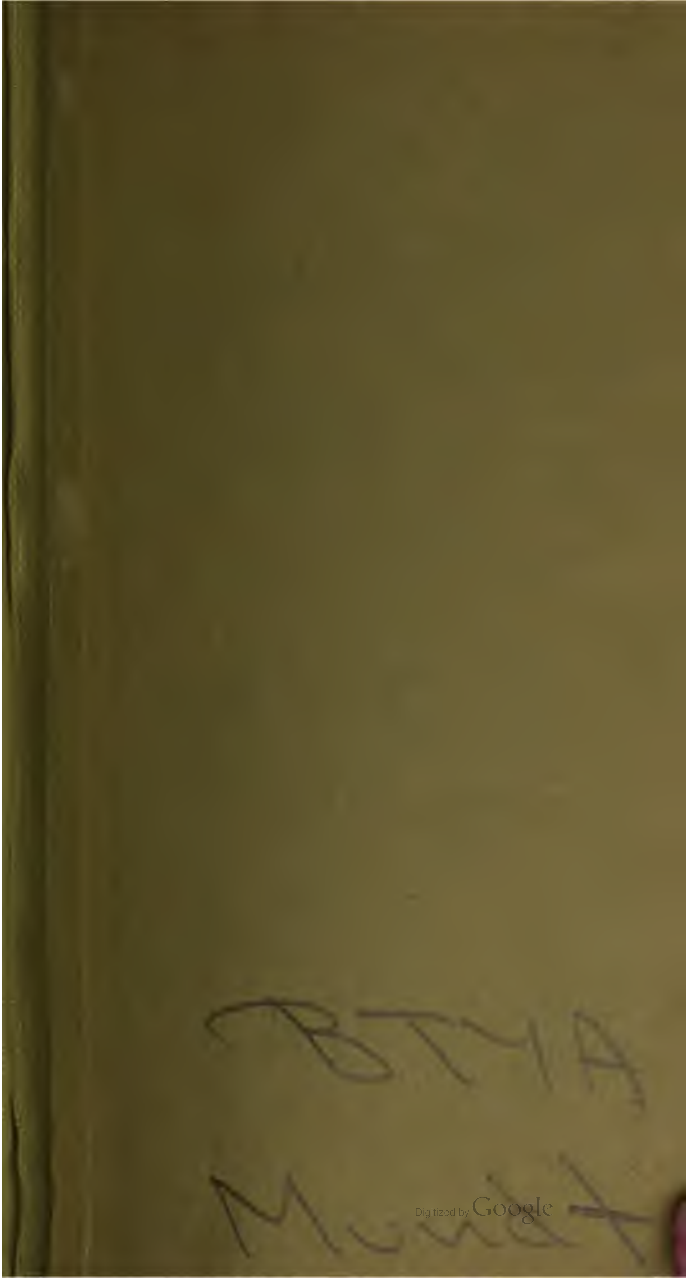
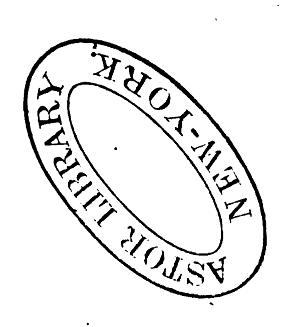








Völkerschau auf Reisen.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

Colour
France
Carpathian
Anthropology

Völkerschau auf Reisen.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

I. Südfranzosen. — II. Polen. — III. Naturvölker.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1840.

Wenn beim neuergrünten Frühling sich alle Blüthen zu dir drängen, um dein heiteres Angesicht zu grüßen, und von deinen Augen gegrüßt zu werden, so erblicke unter dem frohen Getümmel derer, die deine Sympathie suchen, auch diese Denkblätter eines strebenden Wanderlebens, das sich zum Theil mit deinem Segen und an deiner Seite aufgemacht hat, um die Werdelust der Völker und Staaten zu belauschen, und von dem großen ewigen Frühling, welcher in lauten und geheimen Zuckungen durch die Geschichte wirbelt, einige Blüthen auf dem Wege zu erhaschen.

Werden die Blüthen, welche ich dir hier zu einem rasch zusammengedrängten Kranz

gewunden, auch nicht immer so heiter sein, wie diejenigen, welche dir sonst der Lenz unter dem Strahl deiner sonnigen Augen erweckte, so weißt du, daß die Völker dem Weinstock in deinem Garten gleichen, der im Drang des Frühlings neulich so viele heiße Thränen vergoß. Und als ich dich, in deiner milden Beschaulichkeit, vor diesen geheimnißvollen Zähren der Natur lächeln sah und dann davon hüpfen, wie ein glückliches Kind, faßte ich den Muth, dir von den Früchten meiner Wanderschaft auch die zu widmen, welche mit einigen großen Tropfen der Schwermuth bethaut sind. Nimm darunter auch solche, in die schon der Wurm des Todes sich eingefressen hat, mit derselben Kraft der Gedanken auf, die ihre lächelnde Sicherheit in Gott haben!

Für mich naht nun wieder die schöne Zeit neuer Dichtungen, zu denen ich mich durch die unmittelbare Anschauung objectiver Völkerverhältnisse, die mich so lange vom eigenen Hervorbringen zurück hielt, habe stark und würdig machen, und gewissermaßen wiedergebären wollen!

Was ich in den letzten Jahren, wo ich einsam oder gesellig so manche Gegend durchwanderte, gethan, war wohl kein ganz verlorenes Werk, denn es galt den Versuch, für die Behandlung öffentlicher Fragen und Verhältnisse im Staatenleben wie in der Gesellschaft eine Darstellung zu gewinnen, die, für alle Kreise des heutigen Lebens verständlich und wirksam, mit dem schwereren Inhalt ebenso in die leichtere Sphäre eindringen, wie mit dem leichtern Inhalt in der schwereren Sphäre willkommen geheißen werden könnte, und dies auf den Grund der sich immer mehr ausbreitenden harmonischen Bildung des Völkerlebens, welche eine große ausgleichende Melodie des Geistes erstrebt, wo sonst lauter getrennte und vereinzelte Takte in der Menschheit schlugen.

Aber du weißt besser, als ich selbst, was ich will und strebe, denn du lebst in meinem Leben, und dein Leben feuert das meinige immer zu den schönsten Thaten an. So empfange diese zerstreuten Skizzen des Völkerlebens als die nothwendigen Uebergangsstufen

zu zusammenhängenderen poetischen Thaten, und gieb, geliebter Kumpan und Wanderbursch, für das, was gelingt, aus deinen Augen mir dein Lob, welches das einzige ist, nach dem ich trachte! — —

Inhaltsverzeichniß.

I. Südfranzosen.

III. Naturvölker.

Druckfehler,

deren sich mehrere sinnverwirrende, bei der Entfernung des Verfassers vom Druckort, eingeschlichen, und von denen besonders folgende vor der Lecture zu berichtigen der geneigte Leser ersucht wird:

Seite	4	Zeile	4	von	unten	lies:	Aber statt Ueber.
"	18	"	8	"	"	"	Demirelief statt Domrelief.
"	25	"	12	"	"	"	länger statt längere
"	30	"	12	"	"	"	daran statt dazu.
"	31	"	11	"	"	"	Anregung statt Bewegung.
"	44	"	3	"	"	"	Citaten statt Citation.
"	48	"	12	"	oben	"	ein statt im.
"	66	"	5	"	"	"	Laute statt Leute.
"	"	"	11	"	unten	"	blaß statt bloß.
"	67	"	3	"	"	"	welcher statt welche.
"	77	"	2	"	"	"	Laute statt Leute.
"	108	"	5	"	"	"	den statt dem.
"	111	"	7	"	"	"	Fersen statt Versen.
"	122	"	5	"	"	"	allerschädlichste statt allerschändlichsten.
"	"	"	2	"	"	"	Höhle statt Hölle.
"	127	"	2	"	oben	"	vor statt von.
"	137	"	3	"	unten	"	seiner statt einer.
"	145	"	8	"	"	"	Revolution statt Revolutionen.
"	153	"	11	"	"	"	in Nacht sich hüllend statt in sich hüllend.
"	159	"	3	"	oben	"	der statt da.
"	"	"	1	"	unten	"	feinen statt seinen.
"	160	"	5	"	"	"	verdächtigtes statt verdächtiges.
"	168	"	3	"	oben	"	Potocka statt Potockar.

Seite 175 Zeile 12 von oben lies: welcher statt welche.
„ 188 „ 11 „ „ „ feingezeichneten statt freigezeichneten.
„ 195 „ 1 „ unten „ ihnen statt ihm.
„ 198 „ 3 „ oben ist nach Hoffnungen das Semicolon zu tilgen, und nach Verbindungen ein Komma zu setzen.

I.

Südfranzosen.

1. Das Amphitheater in Nismes.

Nismes ist eine artige Stadt, mit schönen Boulevards, gutmüthigen Menschen, und den berühmten römischen Alterthümern, von denen hier alle Straßenjungen ganz gelehrt zu sprechen wissen. Les Antiquités, Monsieur! schreit dem Fremden bei seinem Eintritt in Nismes jeder industriöse Bettelbube in die Ohren, denn in Frankreich, wo die Armen so ehrgeizig sind, verdienen sie sich lieber ihren Sous durch irgend ein Geschäft, das sie sich aus einem Nichts erfinden, als daß sie ihn umsonst nehmen. Je vous ferai voir les antiquités de Nismes, Monsieur! rufen mit wichtiger Gebärde zehn baumstarke Menschen auf einmal, alle in blauen Blousen gekleidet, jener zweideutigen und gefährlichen Volksklasse angehörig, welche sich Commissionnairs nennt, Leute, zu allem Guten und Schlimmen brauchbar, mit den sonnverbrannten listigen Gesichtern, und

dem verschmitzten Ausdruck der Augen, die zugleich so viel Stolzes haben, und jeden Augenblick zu sagen scheinen; mein Herr, wenn Sie auch bessere Kleider tragen als ich, und zufällig mehr Geld im Beutel führen als ich, so bin ich nichts destoweniger ein Mann von Ehre, von dem bedient zu werden, Sie sich zum besondern Glück schätzen sollten! —

Bei dem ersten Gang durch die Straßen von Nismes erblickt man jedoch schon von selbst das alte Amphitheater der Römer, das noch in den colossalen Trümmern, die von ihm übrig geblieben, ein gewaltiges Leben fortführt und selbst von seiner erhabenen Symmetrie noch eine Anschauung gewährt, die zur Bewunderung hinreißt, wenn auch nur zu einer kalten Verstandesbewunderung. Denn die bis auf uns gekommene Ueberbleibsel dieser römischen Bauten, wie sehr sie auch die hohe Kraftnatur ihrer Schöpfer erkennen lassen, ziehen uns doch nie mit solcher Innerlichkeit zu sich heran, wie andere Ruinen, z. B. der mittelalterlichen gothischen Architektur, deren Ueberlieferungen ebenfalls in einem unser heutiges Geschlecht so weit überragenden Geiste auf uns herabblicken. Ueber diese uns überragende Vergangenheit, welche aus den gothischen Bauten uns anschaut, ist die große Vergangenheit des christlichen Geistes, als derselbe noch in die Fülle des Lebens

ergossen war, aus der er sich eine alle Institutionen des Daseyns umfassende Harmonie gebaut hatte, und dies weckt dann in uns ein Gefühl der Betrachtung, das uns erhebt und zertritt, demüthigt und zu Thränen rührt. Aber die heidnische Größe der römischen Bauwerke, wo wir ihnen noch begegnen, läßt uns bloß ein riesenhaftes Meisterwerk des Verstandes anstaunen, das in eiskalter Hoheit uns überwältigt, und in seine finster schweigende Pracht gehüllt, einem verspäteten Gespenst ähnlich, welches der nüchterne Morgen überrascht hat, in entsetzenvoller Starrheit den Tag begrüßt, dem es nicht angehört. Dies steinerne Römerthum, das sich mitten in unsere Zeit verlor und von unserer Gegenwart so komisch umringt wird, gleicht einem auf dem Schlachtfelde hingestreckten Helden, den man vergessen, mit den übrigen Todten zu beerdigen, und welchen am späten Abend ein Bauer aus dem nächsten Dorfe gefunden hat. Er nimmt ihn auf, legt dem königlichen Helden seinen Bauernkittel um die Schulter, und bringt ihn zum Dorfschulzen, der nun mit allem kleinkrämerischen Ceremoniell das Begräbniß anordnet — so dorfschulzenartig verhält sich unsere kleinkrämerische Zeit, zu den großen Ruinen des Alterthums, welche sie zu begraben hat, und denen gegenüber ihr ehrfurchtsvoller Respeckt wie

ihre eigene Winzigkeit einen gleich burlesken Eindruck machen. Oft saß ich in Nismes auf der schönen Esplanade, und wählte mir eine Bank, von welcher ich den noch so großartig geordneten Trümmerhaufen des Amphitheaters, wie es mitten in das kleinstädtische und kaufmännische Treiben des heutigen Nismes hineingestreut ist, überschauen konnte. Ich betrachtete das bewundernswürdige elliptische Oval, die Bögen und Pfeiler, die sich noch so stolz in die Höhe wölben, die Säulenhallen, die, halb gekrümmt unter der Last ihrer Jahre, doch unzerstörbar scheinen von den Wettern der Zeit. Und neben diesen gigantischen Steinmassen läuft das kleine Provinzialleben von Nismes so geschäftig fort, es spielt so warm und heiter und unschuldig um diese Ruine herum, wie die Kinder um einen Riesen, den sie sich selbst aus Eis und Schnee zusammengewälzt haben. Dem schwermüthigsten Reisenden muß dieser Contrast ein Lächeln abgewinnen.

Wenn aber in die Betrachtung jedes Gebäudes aus den Zeiten des Mittelalters sich einige Wehmuth oder irgend ein Gefühl der Sympathie einmischt, so wird man dagegen vor den großen Bauwerken des Alterthums ernüchtert, wenn man bedenkt, wie hier oft das Erhabenste geleistet worden, um den kleinsten Zwecken zu dienen! Dies gewaltige

Amphitheater, mit einem Kraftaufwand hingestellt, den andere Zeiten und Völker kaum zur Verkörperung ihrer heiligsten Ideen, zur Verherrlichung ihrer Religionen, vermocht haben, was war denn seine große Lebensbestimmung? Wozu dienten diese himmelstürmenden Anstalten anders, als zum Schauplatz für armselige Hahnenkämpfe, Stiergefechte, Gladiatorenkämpfe, und andere die Menschheit beleidigende Kampfspiele, welche arme zum Tode verurtheilte Verbrecher mit wilden Thieren aufführen mußten. Auch die Komödie und Tragödie und andere scenische Spiele schlugen wohl, obgleich gewiß seltener, auf dieser Arena ihr Schaulager auf, in der Regel aber diente sie der bloßen Frivolität des Volksvergnügens, der schlechtesten Kurzweil des Augenblicks. Die Arena von Nismes scheint auch selbst zu naumachischen Belustigungen gebraucht worden zu seyn, denn noch heute sieht man die Canäle, welche ohne Zweifel dazu bestimmt gewesen, das Wasser hineinzuleiten, auf dem dann die kleinen Lustgefechte zu Schiffe oder andere Wasserkampfspiele, in welchen die Römer so kunstreiches leisteten, ausgeführt wurden.

Das war die ganze Herrlichkeit, um deren willen dies staunenswürdige Amphitheater mit seinen gigantischen Steinmassen sich erhob. Dies Mißverhältniß zwischen dem Zweck und den Mitteln macht

sich gerade bei den großartigsten Bauten der Römer, bei ihren Brücken, ihren Wasserleitungen und Colosseen, geltend, und es ist die materielle und irdische Natur des Römergeistes, der aller Idealität abgewandte Nützlichkeitssinn, welcher gerade diejenigen Architekturwerke, die der Weltlichkeit und dem frischen Lebensverkehr dienten, mit höchster Kraft und Kunst entstehen ließ. Mit weit einfacherem Aufwand bauten dagegen die Römer ihren Göttern die Tempel, die sich wenigstens nicht messen konnten mit jenen stolzen Aquäducten, die durch ihre zauberartig emporgeschossene Mauerwerke selbst die Regel der Natur meisterten, indem sie dem Element des Wassers wider seinen Willen und sein Gesetz einen Lauf anwiesen über Berg und Thäler in die entferntesten Gegenden. Diese praktische Weltlichkeit der Römer, diese Virtuosität der Thatkraft war auch ihre eigentliche Volksreligion geworden, die Religion des ganzen Alterthums hatte sich in dem Alles verweltlichenden Römerthum zu dieser Religion des Nutzens aufgelöst. Und so kommt es, daß Alles, was dies Volk für den Nutzen und das Weltinterresse baute, durch seine erhabene Größe einen weit religiöseren Eindruck gewährt, als seine Gottestempel selbst, die dagegen nur eine kleine Liebhaberei des Gefühls zu seyn scheinen.

In toskanischem Stil stellt sich das Amphitheater von Nismes dar, das man noch heut in seinem ganzen Umfang, der auf 1136 Fuß angegeben wird, betrachten kann. Man erblickt zwei Stockwerke, welche auf sechszig zu offenen Thoren gewölbten und durch starke Pfeiler von einander geschiedenen Bögen ruhen, und über diesen beiden Stockwerken liegt die Attica, die den einfachen Schluß des Gebäudes bildet und auf ihrer Plattform zum Theil noch einen Spaziergang verstattet. Vier Hauptpforten die den vier Weltgegenden entsprechen, und in gleichen Zwischenräumen, also immer in der fünfzehnten Arkade, angebracht sind, öffnen sich zum Eingang in die Arena. Durch Umgänge und Säulenhallen war im ganzen Gebäude eine fortlaufende Verbindung vorhanden, und bequem kann man noch heut von einem Stockwerk zum andern und zu den Zuschauersitzen gelangen, die in einer wunderbaren Harmonie sich hinlagern. Diese Construktion eines öffentlichen Schauplatzes hat etwas außerordentlich Volksthümliches und erregt sogleich die Vorstellung eines freibewegten Nationallebens, das in einer so behaglichen und kunstvollen Gruppe, eben so sehr durch die symmetrische Nothwendigkeit begränzt als in heiterer Freiheit hingelagert, sich zusammenfinden konnte. Diese amphitheatralische Form ist ein charakteristischer Ausdruck

des ganzen antiken Lebens und Nationalzustandes, indem hier der einzelne überall in einem gleich berechtigten Verhältniß znm Ganzen erscheint und die Vielheit der Sitze doch wieder zu einer Einheit der Versammlung, gewissermaßen zu einem Bild republikanischer Gemeinschaft wird. Und dieß verdient die meiste Bewunderung an dieser Bauart, das man auf jedem Sitz, wo man sich auch befinden mag, gleich nahe dem Schauplatz zu stehen glaubt und von jedem einzelnen Standort aus überall das Ganze überschaut, so daß jeder Zuschauer hier in der That die gleiche Berechtigung genoß, wenn es auch sonst an einer Rangordnung in den Plätzen nicht gefehlt haben mag. So faßte dies Amphitheater von Nismes auf zweiunddreißig Stufenreihen von Sitzen gegen 20,000 Zuschauer, die auf ihren Plätzen den bequemsten Raum hatten, welche Volksmenge zugleich einen Begriff von der Größe und Ausdehnung gibt, die Nismes als römische Colonie in jenen alten Zeiten gehabt haben muß. Bedenkt man aber diese Menge der Zuschauer, welche das Amphitheater fassen konnte, so bestätigt sich auch hier die alte Wahrnehmung, daß die im antiken Stil aufgeführten Gebäude kleiner aussehen als sie sind, während dagegen die altdeutschen Bauwerke, mit ihrer Perspektive in die Unendlichkeit, auch ihren Raum gewissermaßen überfliegen

und ihm durch eine transcendente Vergeistigung eine Größe geben, die er nach seinem wirklichen Maaß nicht hat.

Die Massenstärke dieses römischen Amphitheaters ist beispiellos in heutiger Zeit. Die Steine, aus denen es zusammengefügt ist, sind von einer Größe, daß man sich verwundern muß, wie sie in dieser ihrer natürlichen Massenhaftigkeit zu hohen Stockwerken aufeinandergethürmt werden konnten, und es wird immer ein Räthsel bleiben, wie die Römer es machten, um zu ihren Bauten so gewaltige Steine zur Stelle zu schaffen, und mit dieser spielenden Leichtigkeit, wie durch einen einzigen kecken Wurf, zum Bau zu verwenden. Dies Geheimniß war das praktische Genie, welches selbst das Unglaubliche auf einem ganz natürlichen Wege zu leisten versteht, und in seinem Instinkt unwillkürlich die Mittel findet, die ihm dann auch gehorchen müssen zur Verwirklichung seiner Zwecke. Es scheint überhaupt, daß das Alterthum sowohl wie das Mittelalter auf eine leichtere Bewältigung und Bearbeitung der Natur sich verstanden haben als wir Neueren, die wir, im Charakter unserer Architekturwerke richtungslos und ohne eine ideell nothwendige Bestimmung, auch im Material immer kleinlicher und beschränkter geworden sind, und gar keine Mittel

mehr zu haben scheinen, um colossale Naturmassen in Bewegung zu setzen. Weder Schauspielhäuser noch Kirchen versteht unsere thatlose Intelligenz, mit der sich unser Zeitalter so sehr in die Brust geworfen, mehr würdig und großartig zu bauen, denn zu beiden fehlt die lebendige Idee, zu den Theatern die Idee einer nationalen Oeffentlichkeit, die Grundlage des Drama's, zu den Kirchen nicht minder die Volksthümlichkeit des religiösen Cultus. So gewinnen alle Neubauten in unserer Zeit, selbst die Kirchen, den Charakter von Gesellschafts-salons, und überall sieht man es unsern öffentlichen Gebäuden an, daß sich kein volksthümlich bewegtes Nationalleben darin niederläßt.

Die Art, wie die Römer bauten, übertraf aber an Einfachheit Alles, was man sonst in der Baukunst kennt. Während das Mittelalter zur Aufrichtung seiner ungeheuren Thürme, die nur durch die Frohndienste möglich wurden, die Institutionen der ganzen Feudalwelt als Bedingung voraussetzen mußte, führten die Römer ihre Riesenbauten lediglich durch eine geniale Mechanik zu einer solchen Dauer aus. Was an dem Bau des Amphitheaters von Nismes zuerst meine Bewunderung fesselte, war die Wahrnehmung, daß es bloß aus einer kunstreich gelagerten Steingruppe, aber keineswegs aus einem eigent-

lichen Mauerwerk bestand. Hier ist mit einer merkwürdigen Kühnheit bloß Stein auf Stein gestellt, und diese gewaltigen Steinwürfel sind nicht etwa durch Kitt aneinander befestigt, sondern durch Klammern von Eisen, welche hineingeschlagen und mit Blei ausgegossen sind. Dies gab einem solchen Bau eine so unerschütterliche Festigkeit, daß man ihn über jeden Untergang erhaben glauben sollte, und nur die Verwüstung, welche nicht bloß die physischen, sondern auch die historischen Einflüsse der Zeiten ausübten, läßt die wirkliche Zerstörung eines Gebäudes, wie das Amphitheater von Nismes ist, begreifen. Die Westgothen, in deren Gewalt die Stadt Nismes im fünften Jahrhundert gerieth, hatten eine Festung daraus gemacht, welche Bestimmung es auch in den kriegerischen Unternehmungen späterer Jahrhunderte behielt. Karl Martell, der es belagerte, suchte es durch die Gewalt des Feuers zu zerstören, und die nachfolgenden Zeiten trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, diesen Steincoloß immer mehr auszusaugen und abzuschwächen, aber den Todesstoß versetzte ihm keine Zeit, und noch immer hebt es sein Haupt in dem Bewußtseyn einer unvergänglichen Größe.

Die guten Nismer, die noch nicht vergessen zu haben scheinen, daß sie unter Augustus Römer

waren, versetzen sich noch heute gern in diese komische Illusion ihres Römerthums hinein, indem sie an den Sonntagen ebenfalls ihre Spiele in dieser antiken Arena feiern. Man nennt das hier, wie ich auf den Anschlagzetteln an den Straßenecken sah, eine Grande Ferrade, die im Hetzen von Bullochsen (taureaux terrassés) durch Hunde und Reiter, spanischen Reiterkünsten, auch Feuerwerken u. dgl. besteht. Die Thierkämpfe namentlich sind im südlichen Frankreich noch sehr beliebt und an der Tagesordnung; auch in Paris wohnte ich einmal einem solchen jämmerlichen Schauspiel in einem entlegenen Stadttheil bei, wo man an den Sonntagen ein zusammengelaufenes Vorstadt-Publikum damit unterhält. Die Nismer aber setzen sich dann, im vollsten Gefühl ihrer Würde, auf das Amphitheater der alten Römer, und klatschen, wie diese, ihren hochtönenden Beifall zu dem wuthentbrannten Hahn oder dem niedergestochenen Stier. Alte Brettergerüste und hölzerne Stühle, welche an einigen Stellen das Amphitheater bedecken, sind die Zeugen des possirlichen Contrasts, in dem diese moderne Zuschauerwelt zu dieser Ruine längstvergangenen Lebens steht, einem Kinderspielzeug vergleichbar, das man aus dem Riesengerippe eines Urthiers gedrechselt hat. Und zum Ueberfluß sieht man noch unten in den

Arcaden, welche jetzt mit eisernen Gittern verschlossen sind, schmutzige Wäsche trocknen. Auch das thun die guten Nismer, diese braven Römer, und wenn man sieht, welche vielfältigen Vortheile sie aus diesem Amphitheater zu ziehen verstehen, so muß man ihnen nachsagen, daß sie ihre große Vergangenheit in jeder Beziehung bis auf den heutigen Tag zu nutzen wissen.

Auch noch zu andern Dingen wird die alte Arena heutzutage in Nismes gebraucht, nämlich zum Manègereiten. Als ich auf den alten Sitzen des Amphitheaters umherkroch, sah ich plötzlich einen jungen Herrn mit einer schönen, schlankgewachsenen Dame unten in die Arena eintreten. Bald darauf wurden ihnen zwei Reitpferde nachgeführt. Die Dame nahm den modischen Schleierhut ab und verbarg ihn hinter den Steinen der Ruine. Der Diener hatte einen Amazonenhut bereit, welchen sie sich mit einer anmuthigen Bewegung über die schwarzen Locken drückte, ihr Cavalier half ihr nun zu Pferde, und nachdem noch ein Unterkleid à l'Amazone über sie gebreitet worden, ritten sie beide im Circus umher, was an diesem Ort ein romantisches Schauspiel gewährte. Die Schöne ritt noch sehr schlecht und furchtsam, und ihr Ritter schien zugleich ihr Lehrmeister im Reiten zu seyn, denn er gab ihr

allerhand Vorschriften und war außerdem mit der sorgsamsten Zärtlichkeit um sie bemüht. Sie aber lachte viel und mit einer schönen kräftigen Stimme, die bis hinauf zur Attica des Amphitheaters schallte, wo ich meinen Standpunkt der Betrachtung genommen. Wahrscheinlich ein blutjunges Ehepaar, das aber erst sehr kurze Zeit verheirathet seyn muß, denn wo käme sonst, nach den französischen Begriffen der Ehe, diese glühende Gegenseitigkeit her, mit der Beide für einander interessirt waren, und die dann kaum zur guten Lebensart gehört haben würde? Aber man muß bedenken, daß es ein Ehepaar aus der französischen Provinz ist, aus der Provinz, wo noch die Frömmigkeit des Familiensinns, inniger Gemüthsverkehr, Bravheit des Herzens und Heiligkeit des Hauses sich vorherrschend erhalten haben in dem Charakter der ganzen Bevölkerung. Und da mir noch dazu ein ältlicher Herr, welcher jetzt in der Ruine zu mir herantrat, und der in Nismes wenn nicht einheimisch doch bekannt zu seyn schien, die Versicherung gab, daß es ein Ehepaar sey, welches schon drei Jahre miteinander verheirathet, so sah ich von dem idyllischen Lebensglück, das man der Provinz Frankreichs so oft nachgerühmt hat, nun wirklich ein unzweifelhaftes Bild vor mir, denn diese beiden Eheleute zu

Roß, welch eine friedliche Idylle, so zuthulich zu einander und seelenvergnügt, so jugendfrisch und modern und doch mit einem Anstrich patriarchalischer Sitten!

An dem alten Herrn, welcher mich oben auf dem Amphitheater anredete, machte ich auch eine interessante Bekanntschaft aus der Provinz! Mit einer großmächtigen Brille auf der Nase, und in einem Buch, welches ohne Zweifel eine antiquarische Beschreibung des Amphitheaters enthielt, von Zeit zu Zeit nachschlagend, in einem hechtblauen Frack mit Messingknöpfen, ein kleines hageres aber höchst freundseliges Männchen, hatte er das Ansehen eines Provinzialgelehrten, in welcher Vermuthung mich auch gleich unser erstes Gespräch, in dem er sofort über Oval und Ellipse sich mitzutheilen begann, bestärkte. Dabei hatte er in seinem ganzen Wesen viel Sentiments der Provinz an sich, was mir außerordentlich wohl gefiel, und dieser gemüthliche Charakter mischte sich in ihm mit einer altväterischen Drolligkeit, in der zugleich der betagte Garçon sich verrieth. Er war aus der Provence, in der Nähe von Marseille, zu Hause, und hatte sich noch auf seine alten Tage zu einer Lust- und Beobachtungsreise durch den Midi entschlossen, weil er ein

hübsches Sümmchen ererbt, und zu einer gelehrten Arbeit über die römischen Alterthümer Südfrankreichs noch an Ort und Stelle seine Studien machen wollte. Er vertraute mir, daß er sich Monsieur l'Allemand nenne, und setzte in seiner freundseligen Gesprächigkeit hinzu: c'est bien drôle, Monsieur, vous êtez Allemand et moi je m'appelle l'Allemand. Dann unterrichtete er mich, daß es sehr viele französische Familien dieses Namens gebe, besonders hier im Süden, und während wir im Begriffe waren, miteinander das Gebäude zu verlassen, befand er sich eben im besten Zuge, mir die gelehrtesten Nachweisungen über diesen Familiennamen aufzutischen, wenn nicht glücklicherweise sein Blick und seine Zunge draußen an der Façade eines Pfeilers, nahe am nördlichen Thor des Amphitheaters, haften geblieben wäre. Dort schaut man in einem Domrelief eine Wölfin mit ihren beiden Jungen, von denen sie das eine nährt, während das andere ebenfalls nach der Brust hascht um daran zu saugen. Monsieur l'Allemand konnte nun allerdings keine erwünschtere Gelegenheit finden, um die wahrhafte Gründlichkeit seiner Alterthumsforschungen an den Mann zu bringen, als diese alte bildliche Darstellung, auf die er mich sogleich mit einem

ordentlichen Feuereifer aufmerksam machte, indem er sie ein Symbol nannte. Dies Symbol, schrie Monsieur l'Allemand so laut, daß die kleinen lustigen Savoyardenjungen, welche die Plätze von Nismes bevölkern, uns zu umringen anfingen — dies Symbol bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das römische Bürgerrecht, welches den alten Einwohnern von Nismes zuertheilt gewesen, und in dieser Bedeutung wurde die Wölfin überhaupt als Sinnbild für die Colonieen Roms gebraucht, was ich aus verschiedenen Stellen der Alten sowie aus mehreren Medaillen, die sich in meinem eigenen Besitz befinden, Ihnen unwiderleglich zu beweisen die Ehre haben kann!

Ich glaubte dem guten und wohlgesinnten Monsieur l'Allemand auf's Wort, was ihn so zu rühren schien, daß er mich auf die verbindlichste Weise einlud, in seiner Gesellschaft zu bleiben, und auch die übrigen Alterthümer von Nismes gemeinschaftlich zu besichtigen. Da ich gar keine Bekanntschaften weiter in Nismes hatte, und unter den kalten und gespensterhaften Steincolossen der Vergangenheit selbst der Geist eines Monsieur l'Allemand immer noch ein menschlicher Geist ist, der einige Lebenswärme von sich strömt, so nahm ich, zu Zeiten innern Fröstelns

dankbar für allen und jeden Menschenverkehr, auch das Anerbieten gerne an, mit dem zutraulichen Alten weiter durch die Straßen zu schlendern, nicht ahnend, wie viel Angenehmes ich noch durch ihn in Nismes erleben sollte! —

---

2. Ein Diner im Landhäuschen des Herrn Laurent.

Der schöne sonnige Vormittag begünstigte unser gemächliches Spazierengehen. Mir wurde so friedlich wohl bei meinem Monsieur l'Allemand, der die Ehrlichkeit und Harmlosigkeit selbst war, und so vergnügte Augen machte, weil noch auf seine alten Tage ein gelehrter Reisender oder ein reisender Gelehrter aus ihm geworden war. Dazu das reizende Klima von Nismes, dessen Gesundheit man in stärkenden Zügen einzuathmen glaubt. Es hat hier schon seit vier Monaten nicht geregnet, während man sonst fast in der ganzen Welt heuer einen naßkalten und durch Regen verschlammten Sommer gehabt hat, und bei dieser Trockenheit steht doch ringsum das herrliche Gartenland von Nismes überall in der üppigsten Blüthe. Und dann die

gutmüthig frohen Gesichter der Nismer, deren jeder mit dem possirlichen stolzen Selbstbewußtseyn, daß er ein Nismer ist, seines Weges zieht. Die Nismer sind sehr literarisch und lieben vor allen Dingen ihre alten Klassiker, das sieht man schon an den Straßenecken, denn da gibt es eine Rue Racine, Rue Voltaire u. s. w. Ihr poetischer Bäckermeister Reboul ist sogar gegenwärtig in Paris ein Lion des Tages geworden, und beweist sich auch dort, wie mir Monsieur l'Allemand erzählt, als den braven royalistischen Nismer, der, nachdem er kurze Zeit in den pariser Salons seine poetische Haut zu Markte getragen, und alle an ihm geübten Bekehrungsversuche zum Liberalismus durch sein herrliches Gedicht an Altaroche zu Schanden gemacht, gern wieder heimkehren wird zu seinen alten Kunden in Nismes, welche ihm die Semmeln abkaufen und seine Lieder auswendig wissen.

Wir gingen über die Boulevards, um zu den sogenannten Maison carrée zu gelangen, welches ein prächtiger römischer Tempel war, der zu Ehren zweier Adoptivsöhne des August, des Cajus und Lucius, aufgeführt worden, und der noch heut, in der Massenhaftigkeit seiner schönen weißen Steine, aus denen er gebaut ist, mit seinen zierlich gearbeiteten corinthischen Säulen, und in dem harmonischen

Parallelogramm seiner Form, als ein Glanzstück der alten Baukunst lebendig dasteht. Er dient jetzt zu einer Art von Museum, in welchem mancherlei Kunstgegenstände, eine Anzahl von Gemälden, ein mit allerlei Thieren, Köpfen und Blumen ausgezierter Mosaikboden von beträchtlichem Umfang, Gypsabgüsse alter Sculpturwerke und andere Sehenswürdigkeiten aufgestellt sind. Während Monsieur l'Allemand im Eifer seiner Betrachtungen an der Ecke stillstand, und mich auf die höchst edeln und geschmackvollen Verhältnisse des Gebäudes aufmerksam machte, näherte sich uns noch ein anderer Alter, welcher uns auf das Freundschaftlichste begrüßte, und dessen Gastfreund eigentlich Monsieur l'Allemand hier in Nismes war, wie sich mir bald ergab. Er hieß Monsieur Laurent, und Monsieur l'Allemand stellte mich ihm sofort vor mit der einfachen und durch eine graciöse Handbewegung begleiteten Bezeichnung: Monsieur est amateur comme moi, und wir haben zusammen die Ruine besehen! Dieß genügte schon, um mir auch sogleich die ganze Freundlichkeit des trefflichen Monsieur Laurent zu gewinnen. Dieser hatte ebenfalls einen Ausdruck von Herzlichkeit und Bravheit in seinem Wesen, wie sie sonst dem französischen Charakter durchaus nicht eigen und nur ein Vorzug der provinziellen Lebenseinfachheit

sind. Wir traten zusammen in das Maison carrée ein; wo sich antiquarische Unterhaltungen zwischen uns entspannen, nach denen der geneigte Leser gewiß nicht lüstern seyn wird, und aus denen ich selbst nur so viel behalten habe, daß dieser wunderschöne Bau, im Lauf der Zeiten, sogar einmal zum Pferdestall gedient: ein Schicksal, welches dem heidnischen Tempel nicht gerade zur Schande gereichen kann, da so manche christliche Kirche dieselbe Bestimmung, und oft noch eine schlimmere, erlitten hat. Dabei fingen die beiden Alten auch an, mir über ihr gegenseitiges Verhältniß etwas vorzuplaudern, und mir zu erzählen, wie sehr lieb sie sich hätten seit Jugend auf, was denn ebenso liebenswürdig wie naiv herauskam. Sie sagten mir, daß sie alle Sympathieen des Lebens miteinander theilten, und dies mache ihr Glück aus. Dazu blickten sie sich wahrhaft zärtlich an, und die verrunzelten Gesichter gewannen durch diesen Ausdruck einen verklärenden Jugendschein. Bei dieser Uebereinstimmung ihrer Charaktere hatte doch jeder etwas Verschiedenartiges, und wenn mein Monsieur l'Allemand mehr sentimental patriarchalisch war, so hatte dagegen Monsieur Laurent mehr Entschiedenes und Kräftiges an sich, er schien früher Militär gewesen zu seyn, und besaß sehr bestimmte politische Grundsätze. Wenn

ich auch von den letztern nicht mehr weiß, ob sie radical oder legitimistisch waren, so ist mir doch noch sehr gut erinnerlich, daß Monsieur Laurent ein großer Gegner Louis Philipps war, und daß er mich wegen einer gelegentlichen Aeußerung, welche ich über das Bürgerkönigthum machte, vor Freuden mit einem Handschlag beehrte, dessen elektrische Gewalt ich in allen meinen Gliedern empfand. Es gab aber zugleich nichts Rührenderes zu sehen, als diese Freundschaft zweier Alten, die, als reife Frucht eines ganzen vergangenen Lebens, erprobt unter so manchen wechselvollen Geschicken, frisch und kräftig geblieben war wie der Baum des Urwaldes, der immer blühender seine Zweige schüttelt und immer labender seinen Schatten ausbreitet, je längere Zeit und Elemente in ihm gewirkt haben.

Von dort begaben wir uns nun zu Dreien nach der berühmten Fontaine von Nismes, in deren Inneres wir hinunterstiegen, um die alten römischen Bäder, welche man dort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder auffand, zu beschauen. Die Quelle, eines der lieblichen Naturwunder, an welchen das südliche Frankreich so reich ist, ist viel schwächer geworden als sie in alten Zeiten gewesen seyn muß, und bot in diesem Augenblick außerordentlich wenig Wasser dar, doch versorgt es noch immer

die ganze Stadt mit seinem heilsam erquicklichen Element, das in einem sehr geräumigen und schön gemauerten Canal durch die Straßen geführt wird. Das Bassin befindet sich in einem auf das Anmuthigste gepflanzten Park, in welchem die Nismer ihren Lieblingsspaziergang machen. Das Bauwerk der Fontaine ist halb antik und halb modern, denn bekanntlich ist sie auf dem Grunde des alten Gemäuers, das man noch überall von dem neuen unterscheiden kann, unter Louis XIV. restaurirt worden. Die Hallen der alten Bäder stehen noch ziemlich wohlerhalten da, und man kann die Frauenbäder von den Männerbädern unterscheiden. Auch hier wird man mit einem gewissen Wohlbehagen gewahr, wie die alte Welt es verstanden, ihrer Ueppigkeit und Lebensgenießlichkeit stets einen künstlerischen und plastisch gediegenen Charakter zu geben, und dadurch selbst das Triviale in eine erhöhte Sphäre zu versetzen. Bei den Modernen nimmt der Genuß so leicht ein dämonisches und durch skeptische Nebenideen getrübtes Wesen an, die Alten aber waren so sehr Virtuosen des Genusses, daß sie ihn selbst in seinen gewöhnlichsten Beziehungen als etwas Berechtigtes zu dieser klaren Harmonie ausprägten. Selbst in diesen Bädern, die doch nur den materiellsten Zwecken dienten, welch ein edler

und sinniger Geist weht uns hier an, man fühlt, daß nur ein Volk, welches von der Schönheit und Würde des menschlichen Körpers so groß gedacht hat, wie die Alten dachten, Bäder in einem solchen Styl, in dieser heitern Anmuth und doch ernsten Bedeutsamkeit, aufführen konnte! Und wenn man dabei an das Zeitalter Ludwigs XIV. sich erinnert, das hier seine Bausteine in das alte römische Mauerwerk eingeflickt, ein Zeitalter, das in Schwelgerei und Genuß mit den verderbtesten Perioden der antiken Welt wetteiferte, und zugleich in bestimmter Wahlverwandtschaft mit der Antike eine neue Nationalpoesie gründete, so wird man sich recht der größeren Verlorenheit und Haltungslosigkeit der modernen Welt bewußt, die gerade darin immer bestanden, daß die höhere Aufgabe der modernen Zeit so viel Schwierigkeit gehabt, sich bis auf den Gipfelpunkt des Lebens zu gestalten, wo die Innerlichkeit der Alles durchdringenden christlichen Religion sich mit der Freiheit des Weltlebens vollkommen ausgeglichen und in Eines gebildet hat!

Die guten unschuldigen Augen, mit welchen Monsieur l'Allmand die Damenbäder musterte, brachten mich wieder ab von allem Trübsinn der Reflexion. Sein nicht allzufein gestiefelter Fuß stolperte so harmlos über diese Steine fort, auf denen früher

so mancher schöne Leib, umspült von der anschmiegenslustigen Quelle, sich hingestreckt haben mochte. Nun trat der rücksichtslose Schritt des Monsieur l'Allmand auf diese Stätte, auf der die alte Zeit so viele wollüstige Seufzer verhaucht hatte, und als ich ihn ersuchte, leiser aufzutreten und zu lauschen, ob nicht die Echo der Badehallen noch einiges Liebesgeflüster und süßes Geplätscher aufbewahrt hätte, sah er mich mit einer so niederdonnernden Verwunderung an, daß ich ihn wie zur Entschuldigung bat, mir noch einige antiquarische Nachweisungen über die Quelle aus seinem Buche, das er immer in der Hand trug, vorzulesen. Wir stiegen darauf wieder hinauf, um noch den sogenannten Tempel der Quelle zu betrachten, welcher wegen seiner Nachbarschaft diesen Namen empfangen, der auch der einfachste und unbestrittenste ist, da, wie mir Monsieur l'Allmand auseinandersetzte, die Alterthumsforscher sich nicht haben vereinigen können, ob diese Tempelruine einst ein Heiligthum der Diana oder der Vesta oder auch eines alten Schutzgottes von Nismes, des Nemausus, gewesen. Ueber alle diese Zweifel beruhigte er sich jedoch bald bei einem Glase Lyoner Bier, denn dicht neben dem antiken Tempel ist jetzt ein Caffee- und Bierhaus in Form eines niedlichen Pavillons aufgeschlagen, wo man unter traulichen Laubschatten,

im Hinblick auf diese Ruine, an dem modernen Gebräu sich erlabt. Um sein Bier recht kühl zu erhalten, hat der Besitzer des Kaffees seinen Bierkeller dicht an den alten Tempelsteinen, an dem Gang, welcher sonst zum Opfer der Thiere gedient hat, angebaut, und so diesem Heiligthume, für das die Antiquare gar keinen Gott haben ausfindig machen können, durch eine glückliche Speculation einen neuen Gott gegeben, den brodelnden Gott des Bieres, der in unserm Zeitalter der Dämpfe einen so weitverbreiteten Kultus hat — so scheint es, als sollte sich, nachdem die Speculation der Philosophen so oft von den Göttern abgeführt hat, vielleicht durch die Speculation der Bierwirthe ein Gleichgewicht in der Götterwelt wiederherstellen.

Nachdem wir uns erquickt, wanderten wir weiter, die grünenden und schattigen Bergterrassen hinauf, welche unmittelbar hinter dem Park beginnen, und zu dem berühmten Tour magne führen, der wahrscheinlich früher als Leuchtthurm gedient hat. Und Monsieur l'Allemand versicherte mich, daß diese Annahme unterstüzt werde durch die Behauptung der gelehrtesten Männer, wonach das Meer in alten Zeiten bis Nismes gereicht habe, von wo es sich aber seitdem so beträchtlich zurückgezogen. Dieser alte Thurm bietet nur noch einen aufrecht stehen-

den Haufen von Steintrümmern dar, in dem man noch mit Lebensgefahr bis zu seiner Spitze emporklimmen kann, was eben von einigen fröhlichen Buben aus Nismes versucht wurde. Die Gegend lag in einer reizenden Heiterkeit zu unsern Füßen, die vielen Gärten prangten wie grüne glückselige Inseln, in Naturfrieden eingewiegt, durchsäuselt und durchsungen, im Schmelz der blauen Lüfte, die uns wie ein warmer Gottesathem umfloßen. Inzwischen war es fünf Uhr und Zeit zum Mittagessen geworden. Wie sehr wurde ich aber überrascht, als Monsieur Laurent, welcher mir in einem dieser vor uns liegenden Gärten ein kleines Landhaus mit dem Finger gezeigt und dazu so wohlgefällig und bescheiden geschmunzelt hatte, jetzt die Einladung dazu knüpfte, doch in dieser Villa, welches die Seinige war, mit ihm zu Mittag zu speisen und, wie er sich ausdrückte, de partager notre petit repas. Eine solche Gastlichkeit ist etwas so außerordentliches unter den egoistischen und ungastlichen Franzosen, und die beiden Alten waren so liebenswürdig, daß ich nicht umhin konnte, diese fast rührende Einladung anzunehmen, vielleicht auch halb aus Neugierde, um zu sehen, wie es hergehen werde in einem solchen Haushalt, der mir von der südfranzösischen Lebenssitte, in ihrer Grundverschiedenheit von dem durch die Haupt-

stadt dargestellten französischen Typus, das anmuthigste Bild zu bringen versprach. Ich schüttelte daher dem guten alten Monsieur Laurent dankbar die Hände, wogegen er mit altchevaleresker Höflichkeit bedauerte, daß ich nun um so Vieles schlechter speisen würde als in dem prächtigen Hotel Luxembourg an der Esplanade, wo ich abgestiegen war. Da indeß noch Zeit übrig blieb, ehe seine Hausfrau angerichtet haben würde, so stiegen wir mit einem Umweg durch die Stadt in das Thal hinunter. Wir besahen noch zusammen die alte Porte d'Auguste, über der jetzt, in bizarrer Zusammenstellung, das Tricolor flattert, wovon sich der legitime Augustus sicherlich nichts hat träumen lassen. Dieß schöne Thor dient jetzt einer Gensdarmerie-Kaserne zum Eingang, und eben sollte auch noch, auf Bewegung des immer unerbittlicher werdenden Monsieur l'Allemand, ein antiquarisches Gespräch über das Thor angeknüpft werden, als der bei weitem vernünftigere Monsieur Laurent, ihm auf das Freundschaftlichste geradezu den Mund verbot und uns nun antrieb, ihm zum Essen zu folgen, wo Madame sich glücklich schätzen würde, auch noch den fremden Gast zu empfangen. Dieß geschah denn auch mit allgemeiner Heiterkeit, nachdem unser Monsieur l'Allemand noch zuvor das Versprechen hatte ablegen müssen, bei Tische

seinen großen und geistanstrengenden Alterthumsforschungen zum Besten seines Magens gänzlich zu entsagen, was er auch so edelmüthig war einzugehen.

Jezt traten wir in das kleine Gartenhaus, an dessen Schwelle uns schon die stattliche und wohlehrwürdige Hausfrau empfieng. Hinter ihr steckte sich noch ein lieblicher Mädchenkopf durch die Thür, welcher ohne Zweifel der jungen, vielleicht kaum fünfzehnjährigen Tochter angehörte. Madame Laurent, in einem etwas vorgerückten Alter, aber von einer strahlenden Jugendlichkeit des Geistes belebt, und körperlich mit demjenigen Embonpoint begabt, in welchem die Französin sich mit so vieler Grazie darzustellen versteht, diese wackere Dame bewillkommte mich mit einem so gutmüthigen und treuherzigen Knix, wie man ihn in Paris mit der Diogenes-Laterne suchen könnte, ohne ihn auch nur einmal zu finden, es müßte denn etwa in der Straße St. Denis seyn, bei der Frau Gewürzkrämerin, oder bei der Frau Pappendeckelmacherin, in welchen die pariser Bourgeoisie ihre kernhafte Verherrlichung findet. Eine schöne Rose aus der Provinz aber war Laurent's Töchterlein, die sogleich mit Erröthen wieder in die Thür zurückschlüpfte und sich, auf den herrschgewohnten Blick der Mutter, mit dem neuen Gedeck zu schaffen machte, das der eingedrungene

Gast an der bereits weiß und zierlich geordneten Tafel noch erforderte. Madame Laurent, frisch, kräftig und heiter, wie sie war, dazu nicht im Mindesten in Verlegenheit unser Tischgespräch zu beginnen, erschien mir nicht minder liebenswürdig als Herr Laurent, und wenn ich mir beide betrachtete, wie sie so aufmerksam und zärtlich gegen einander waren, in dieser patriarchalischen Häuslichkeit der kleinen abgelegenen Villa, so konnte ich glauben, in der Hütte von Philemon und Baucis zu seyn. Aber es fehlten die olympischen Gäste, denn weder konnte Monsieur l'Allemand, in seiner gar zu sentimentalen Huldigung für Madame Laurent, mit seiner Brille und seinem spärlichen grauen Haar, für einen wohlconstruirten Jupiter gelten, noch hätte ich, selbst in einem so industriellen Weltalter, Lust gehabt, in der Gestalt des Merkur die Rolle eines Mythus zu übernehmen, mit dem man in unserer Zeit so schlecht wegkommt und als solcher Gefahr läuft, zu einem bloßen Begriff aufgeklärt und verflüchtigt zu werden, was mir jetzt, wo ich Tischnachbar der jungen Tochter des Hauses, der holdseligen Mademoiselle Adolphine geworden, doppelt unerwünscht gekommen wäre.

Das Gespräch knüpfte sich wie unwillkürlich an das Thema an, ob die Fremden in Frankreich

beliebt seyen? Im allgemeinen kann man sagen, daß sie es weder in der Hauptstadt noch in der Provinz sind, obwohl meine beiden guten Alten behaupteten, daß die Franzosen unter allen Völkern der Erde das gastfreiste, bequemste und geöffnetste für Fremde und Reisende zu nennen seyen. Diese französische Gastfreiheit ist jedoch keine Gastfreundschaft, wie sie in England und Deutschland als heimische Nationalsitte gelten kann, sondern sie besteht in der Regel nur in jener passiven Freiheit, welche die Fremden sich selbst und ihrem ungehinderten Belieben auf das Höflichste überläßt, und sie um so weniger beeinträchtigt, als die nationale Scheidewand zwischen jedem Franzosen und jedem Fremden von vorn herein so bestimmt festgestellt ist. Die Trennung der Nationalität empfindet man in keinem Lande so scharf als in Frankreich, und der Franzose thut gar nichts, um diesem Gegensatz eine mildere Gestalt oder einen freundlichen Uebergang für den Fremden zu geben. Selbst in England, wo auf den ersten Anblick Alles abgeschlossener und wie hinter unübersteiglichen Schanzen auftritt, überwindet der Reisende leichter das Gefühl der Fremde, und trifft Uebergangspunkte an, welche es ihm erleichtern, sich anzuschließen, vollgültig mitzuleben und heimisches Behagen zu gewinnen. In Paris öffnen sich dem

Fremden wohl mit der Zeit die Salons, in denen eine so bequeme Gastfreiheit ohne alle Unkosten aus-geübt wird, aber gerade hier pflanzen sich die fest-geschlossenen Reihen einer Nationalität auf, die gar kein fremdes Element duldet, nur von ihren eigen-sten Interressen bewegt wird, und gar nicht anzu-greifen oder zu durchbrechen ist von einem Nicht-franzosen. Die französische Gastfreiheit nimmt den Fremden auf, aber sie isolirt ihn auch zugleich wie-der durch diese Aufnahme, indem sie ihn als einen gleichgültigen Stoff für sich bestehen läßt, während die englische und deutsche Gastfreundschaft, wenn sie sich einmal entschieden hat, sofort die humansten Vermittelungen des fremden und heimischen Charak-ters anknüpft. Diese Gutmüthigkeit, den Fremden heimisch einzuspinnen, haben Deutsche in England, und Franzosen in Deutschland wohl hinlänglich er-fahren, wie viel Fremde aber wohl das Gleiche in Frankreich? In Paris wird diese nationale Absper-rung gegen die Fremden noch bestimmter durch den Mangel des Familienlebens, das hier nicht die Weichheit und Elasticität besitzt, um vermittelnd wirken zu können. In der französischen Provinz erscheint mit dem Fa-milienleben zugleich auch die Gastfreundschaft leben-diger ausgebildet, obwohl hier wieder die Vorur-theile gegen gewisse fremde Nationalitäten noch

ziemlich schneidend in den Weg treten. Namentlich sind im südlichen Frankreich noch die Engländer von aller Antipathie alter Zeiten bedroht, was sich in Paris durch Gewohnheit und Mode so sehr ausgeglichen hat. Man sieht auch diese von so vielen lächerlichen Vorurtheilen verfolgten Söhne Englands hier im französischen Süden in bei weitem geringern Massen als anderswo, obwohl ich in Nismes, wo es Antiquitäten zu durchforschen gibt, schon wieder mehreren begegnet bin, und zwar recht lieben und feingebildeten Leuten. Ich wagte auch Herrn Laurent und Herrn l'Allemand, die sich mit einem wahren Fanatismus gegen die Engländer äußerten, meine Vorliebe für diese Nation zu bekennen, was augenblicklich den beunruhigendsten Eindruck auf die ganze Tischgesellschaft hervorbrachte. Madame Laurent rümpfte ihre sonst so wohlwollende Nase, und schoß mir einen fürchterlichen Blick zu, von dem ich in allen meinen Nerven erbebte, denn dieser Blick drückte den schrecklichen Argwohn aus, daß ich wohl am Ende selbst ein Engländer wäre? Die beiden Alten sahen sich aber eine ganze Weile lang schweigend an, und nickten sich dann, als hätte sie Jemand zugleich angestoßen, beide auf Einmal so bedeutungsvoll mit den Köpfen zu, daß ich wohl sah, sie hatten beide schon längst den schwarzen Gedanken gehegt,

ich möchte wohl ein Engländer seyn, und hätte mich nur fälschlich für einen so ganz harmlosen und unschuldigen Deutschen ausgegeben. Und Mademoiselle Adolphine ließ vor Schreck die Gabel, mit welcher sie eben ihr Stückchen Geflügel hatte zerlegen wollen, den kleinen Händen entgleiten, und sah mich hocherröthet mit so schönen flehenden Augen an, daß ich, wenn ich auch wirklich ein Engländer gewesen, doch Kreuz und Bein geschworen haben würde, ich sey keiner!

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Tischgespräch eine beschwichtigende Wendung zu geben, und kam wie von selbst darauf, mein dankbares Behagen auszudrücken, daß ich mich hier an einem so gastfreundlichen Familientisch befand, eine Erquickung, die einem Reisenden in der französischen Provinz um so wohlthuender ist, als er in den Gasthäusern fast nie nach der Karte speisen kann, sondern immer an der so chaotisch durcheinanderbewegten Table d'hôte, die man wohl mit dem polnischen Reichstag vergleichen kann. Nichts Unausstehlicheres gibt es in der That als eine französische Table d'hôte, welche die anständige Gastlichkeit, die selbst in einem Wirthshause wenigstens den Schein aufrecht erhalten muß, so plump verletzt. Nicht nur werden alle Speisen des ganzen Diners auf Einmal aufgesetzt, ohne vor-

gelegt oder auf irgend eine bequeme Art zugänglich gemacht zu werden, sondern die Tischgesellschaft bleibt auch in dieser Anarchie der aufgestellten Gerichte lediglich sich selbst überlassen, indem die umherstehende Bedienung die lässigste und unbequemste von der Welt ist. An der langen und unabsehbaren Tafel befindet sich jeder Einzelne in der unangenehmen Verlegenheit, daß er eine völlige Jagd auf die überall umhergestreuten Schüsseln machen muß. Dadurch entsteht eine unanständige Hast, ein tumultuarisches Umhergreifen nach den Speisen und während Einige im Ueberfluß schwelgen, müssen andere, die, von der Quelle entfernt, nicht die erforderliche Unverschämtheit ausüben, darben oder in der unordentlichsten Art von dem zufällig ihnen Zukommenden oder Uebriggebliebenen ihr Diner bestreiten. Man hat daher an einer französischen Table d'hôte, immer Ursache, gute Tischnachbarschaft zu halten, und dieser Eigennutz ist auch fast das einzige Band des Wohlwollens, welches eine französische Gesellschaft an einem öffentlichen Ort lebhafter mit einander verknüpft. Die Bekanntschaft mit dem Nachbar entspinnt sich gewöhnlich durch die Gefälligkeit, die man sich gegenseitig durch Weineinschenken erweist, indem in der Regel für zwei Personen eine Flasche aufgestellt wird. Der Eine reicht dann

dem Andern, wessen er gerade habhaft werden kann, und so muß man sich einen förmlichen Operationsplan bilden, um immer am rechten Ort angreifen, sich vertheidigen und den vollkommensten Sieg für seinen Magen erkämpfen zu können. In der größten Verlegenheit befinden sich in der Regel die Engländer an einer französischen Table d'hôte. Nichts ist ihnen recht und bequem in diesem ungastlichen Chaos, und wenn sie alle ihre heimischen Gewohnheiten hier vermissen, so verhindert sie noch dazu die eigenthümliche Scheu, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, daß sie ihre Rechte, die in diesem Fall nur durch ein geschicktes Manövre errungen werden können, wahrnehmen.

An der gestrigen Table d'Hôte saß eine schöne weiße Engländerin zwischen zwei schwarzen Priestern, die in ihrem Ordenskleid einen wunderlichen Eindruck an einer buntgemischten Wirthshaustafel machten, woran man sich in dem priesterbesäeten Süd-Frankreich bald gewöhnt. Die verstockte Unhöflichkeit dieser geistlichen Herren im gewöhnlichen menschlichen Lebensverkehr übersteigt aber oft alle Gränzen. Die Lady saß in der Mitte der beiden Propheten so hülflos und verzagt da, ohne daß ihr irgend Etwas angeboten oder dargereicht worden wäre, und gerieth über diesen Mangel an Aufmerksamkeit

endlich in eine solche Mißstimmung, daß sie auch die höflichen Darreichungen ihrer gegenübersitzenden Nachbarn zurückwies, und, mit einer stolzen Bewegung aufstehend, den Saal verließ, während die beiden geistlichen Beistände in aller Seelenruhe fortfuhren, in den irdischen Freuden der Tafel das Unglaublichste zu leisten. Dieser Vorfall störte auch nicht im Geringsten die übrigen Gäste, die ihn gar nicht beachteten, wie man denn überhaupt bei solchen Gelegenheiten häufig bemerkt, daß bei den Franzosen das so sehr ausgebildete Schicklichkeitsgefühl, das dem Andern niemals durch eine Beachtung zu unrechter Zeit zu nahe tritt, doch im Grunde nur in einer egoistischen Interesselosigkeit für den Nächsten wurzelt. Dagegen entspringt umgekehrt bei Engländern und Deutschen ein täppisches Dareingreifen oft aus dem gemüthlichen Drang des Herzens, dem Andern etwas zu werden, und es ist eine verhüllte Nächstenliebe, die ungeschickt ihren Schleier lüftet, was bei den Franzosen eine offen sich gehen lassende Selbstliebe ist.

Ich war eben im Begriff, mich bei der Familie Laurent sowohl wie bei meinem Freund Monsieur l'Allemand wieder recht hineinzureiten, denn wenn ich auch diese Aeußerungen möglichst glimpflich ausdrückte, so geriethen sie doch sehr bald wieder

auf die Spitze hin, namentlich die englische Persönlichkeit gegen die französische, von der sie so häufig blokirt wird, in Schutz zu nehmen. Und ich habe in der That nie begreifen können, warum die Persönlichkeit der Engländer so vorzugsweise dazu geeignet wäre, der Lächerlichkeit und der Antipathie aller Welt preisgegeben zu werden. Betrachtet man den Franzosen, wie er sich auf Reisen und in der Fremde zeigt, so hat er wahrlich, was das Geschick anbetrifft sich in fremde Verhältnisse zu fügen, wenig vor dem Engländer voraus. Vielmehr springt die Unfähigkeit des Franzosen, irgend eine fremde Sprache geläufig zu sprechen, bei weitem greller in die Augen, als bei den Engländern, unter denen man jetzt sehr vielen begegnet, die gut Französisch und Deutsch sprechen. Die Engländer haben in dieser Hinsicht in der letzten Zeit außerordentliche Fortschritte zu einer allgemeineren Weltbildung gemacht, und die lächerlichen Eigenthümlichkeiten, mit denen man sie noch immer in Romanen und Reisebeschreibungen figuriren läßt, sind zum großen Theil veraltete Traditionen, oder eigensinnig verhärtete Vorurtheile. Ihr Aufzug auf Reisen ist oft ridicül, aber der eines Franzosen ist es nicht minder. Bei Tage sitzt der Franzose vollkommen en parure auf dem Reisewagen, wie unbequem ihm

auch der modische Hut falle, er wird sich nicht entschließen können, ihn mit der Reisemütze zu vertauschen, noch verdeckt er gern den eleganten Oberrock, aus dem die zierliche Manschette hervorsieht, mit einem Mantel. Sobald dagegen die Nacht einbricht, umwickelt sich jeder Franzose wie instinktmäßig seinen Kopf mit dem bunten Schnupftuch, indem er den Hut vor sich zwischen die Kniee nimmt. Dieß halb lächerliche halb eckelhäfte Schauspiel wiederholt jeden Abend jede französische Reisegesellschaft, denn der vornehmste wie der gemeinste Franzose hat dieß seltsame Bedürfniß, sich sein Schnupftuch turbanmäßig um den Kopf zu schlingen, was doch mindestens denselben Effect macht, wie die Schlapp-Pantoffeln eines reisenden Mylord, oder die riesengroßen Albums einer bebrillten blondlockigen Lady. Die Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit des Franzosen auf Reisen ist aber noch bei weitem größer, als die des Engländers. Der reisende Franzose erscheint überall als ein starres und schroffes Element, wenigstens wo man ihm auf französischem Boden begegnet, und im Auslande, wo er in der Regel geschmeidiger wird, zeigt er sich nur seltener, denn die Franzosen sind unter allen die am wenigsten reiselustige und am meisten heimathgetreue Nation. Dagegen ist ein Engländer viel leichter aus seiner

Abgeschlossenheit herauszubringen. Der dem englischen Charakter durchweg eigenthümliche Humor, welcher so innig mit dem Gemüth zusammenhängt, mischt sich bei ihm bald in jedes Verhältniß ein und erzeugt mildere und wärmere Uebergänge. Dieser Humor des Gemüths fehlt dem Franzosen gänzlich, dafür hat er die blitzende Laune des Verstandes und das Bonmot des Augenblicks, das ihm jederzeit gehorcht, und, wenn er will, immer heiter vermittelt, aber niemals tiefer verbindet. —

Ich verschluckte alle diese Betrachtungen, welche sich mir jetzt aufdrängten, mit so unbefangener Miene als es nur immer gehen wollte. Und wenn ich Grund hatte, die Empfindlichkeit, welche in jedem deutschen Reisenden in Frankreich zu Zeiten aufgereizt wird gegen den französischen Charakter, zu vergessen, so war es vor diesem lieblichen Bilde einer südfranzösischen Häuslichkeit, die einen Fremden und Unbekannten so wohlwollend an ihren Herd genöthigt hatte. Das Gespräch kam jetzt auf andere Dinge und Herr Laurent erzählte von den vielen armen Seidenarbeitern, deren sich gegenwärtig auch in Nismes eine große Anzahl befindet. Ueberhaupt gibt es hier, in diesem gewerbsamen Theil Frankreichs, eine Menge von Fabrikanten, deren Nahrungslosigkeit aber wenigstens in Nismes nicht

dieselben Symptome der zerfallenden Gesellschaft wiederholt, wie man es noch vor Kurzem bei den Arbeiterklassen in Lyon und an andern Orten der Welt gesehen. Unter den Arbeitern von Nismes gab es aber von jeher viele Deutsche und wahrscheinlich hat dies leichter zu befriedigende Naturell dazu beigetragen, daß die Armen von Nismes mit so vieler Ruhe und Geduld hungern, wie ihnen hier allgemein nachgerühmt wird. Die Deutschen bewähren also überall, daß sie einen guten Magen haben, und das Talent, Alles zu verdauen, erstreckt sich bei ihnen sogar auf das, was sie nicht zu genießen bekommen. —

Schon dämmerte der Abend in das idyllische Stübchen hinein, und wir plauderten noch am Mittagstisch, an den uns die freundselige Bewirthung so lange gefesselt hatte. Nach einem Gang durch den kleinen Garten, der in musterhafter Ordnung blühte, und die berühmte Gartenkunst der Nismer auch in seinem beschränkten Maßstab verherrlichte, nahm ich endlich meinen Abschied von der Familie Laurent und unserm Freund Monsieur L'Allemand, welcher während der ganzen Unterhaltung wenigstens sechsmal mit Citation aus Cäsar's bellum gallicum angesetzt hatte, um uns Aufschlüsse über den Zustand des alten Galliens zu geben, sie aber im Hinblick

auf den alten Laurent jedesmal mit einem wehmüthigen Lächeln, das großen Seelen so wohl steht, unterdrückt hatte. Herr und Madame Laurent entließen mich mit der würdigen Herzlichkeit, die bis auf den letzten Augenblick ausgedauert, und welche ein wenig Selbstgefälligkeit über die Gastfreundschaft, die sie gegen einen Fremden ausgeübt, nicht verhehlte. Monsieur L'Allemand aber ließ es sich nicht nehmen, mich bis vor mein Haus zu begleiten, weil er meinte, ich könnte mich, der Straßen unkundig, auf dem Wege durch die Stadt verirren. So schied ich denn von diesen guten Menschen, den französischen Provinzialcharakter segnend, und denke noch oft an diesen Mittag zurück, wo die wohlwollenden Beziehungen eines freundlichen Kleinlebens, die einfachsten menschlichen Berührungen, alle Nationalverschiedenheit inniger vermittelten, als es allen Anstrengungen der Weltliteraturfreunde bisher gelungen ist. —

---

3. Das Hospital von Nismes und die barmherzigen Schwestern.

Das Hospital in Nismes, welches zugleich zum Findelhause wie zum Irrenhause dient, ist ein sehr freundliches und ziemlich geräumiges Gebäude, das an dem Boulevard liegt. Es athmet in seiner innern Einrichtung den Geist der Ordnung und Sauberkeit, welcher alle französische Anstalten dieser Art in der Regel auszeichnet und besonders durch ihre milden Verwalterinnen, die barmherzigen Schwestern, so bewundernswürdig vertreten wird. Die Abtheilungen dieses Hospitals, zu dessen Besuch ich eine müßige Stunde verwendete, sind alle nach einem musterhaften Plan angeordnet, und nur die Art, mit welcher die Irren hier in kleinen abgesonderten Verschlägen, die wie Käfige aussehen, gehalten werden, machte in mir die lebhafteste Mißbilligung rege. Selbst

wenn diese Art der Einsperrung nur bei unheilbaren Kranken, bei denen also der Wahnsinn durch die Einwirkung des Gefängnisses nicht mehr verschlimmert werden kann, angewendet wird, so bleibt sie doch immer zu tadeln, da sie die Krankheit wie ein Verbrechen behandelt, und das, was menschliches Leiden ist, und als solches noch seine heilige Würde hat, in eine thierische Buße verwandelt. Das kleine mit Eisen vergitterte Loch, welches die Fensteröffnung eines solchen Käfigs bildet, ist kaum so groß, um den Kopf hindurchzustecken, und gibt zugleich die einzige Oeffnung ab, durch welche den armen Gefangenen etwas Licht und Luft zuströmt. In einem dieser Kerker sah ich ein schönes junges Mädchen, vielleicht kaum vierzehn Jahr alt, die tief in sich versunken auf ihrem Strohlager dasaß. Ein weißes halb heruntergestreiftes Kleid verhüllte theils, theils auch entblößte es den feinsten jungfräulichen Körper, der jedoch schon von den Wirkungen der Krankheit zu vergelben und abzumagern begonnen. Das schwarze Haar hieng ihr in den langen aufgelösten Flechten bis zu den Knieen herab, und sie hielt ihre kleinen Hände darin eingewickelt. Einen Fuß über den andern geschlagen, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, saß sie so bewegungslos da, wie ein Gebilde von Stein, und doch war es eben die Geschichte

ihres Unglücks, daß sie nicht von Stein gewesen, sondern ein zu früh entbranntes Feuer, an dem ihr ganzes Leben hingeschmolzen war, in sich genährt hatte. Dies so junge Kind, aus Nismes gebürtig, hatte eine leidenschaftliche Liebe zu einem älteren verheiratheten Mann gefaßt, die sie in unüberlegten Handlungen an den Tag gelegt, und nachdem sie dafür gemißhandelt und grausam gehöhnt worden, ward ihr Verstand an sich selbst irre, und gab sich an die dunkle Nacht gefangen, die statt des Grabes ihre Sinne in Vergessenheit wiegte. Ihre frühe Liebe war wie im Frühlingsgewitter gewesen, das mit Donner und Blitz die kaum aufgekeimten Saaten zerschlagen hatte. Eine Flamme des Himmels, in einem noch unreifen Herzen geboren, und auf einen Altar gestellt, der zu klein war, um sie zu fassen, hatte, statt zu erleuchten, die Finsterniß in allem ihrem dämonischen Wesen geweckt. Melanie war die Schlimmste unter allen Wahnsinnigen des Hospitals, wie der alte Führer, der uns sonst alle unter seiner Aufsicht befindlichen Irren als etwas Spaßhaftes und Lächerliches vorstellte, mit einer gewissen Gereiztheit gegen sie berichtete. Sie hatte Stunden, in denen die zügelloseste Wuth sie befiel, und dann schien in ihr der Zorn über eine so schnöde Lebenszertrümmerung sein volles Recht auszuüben,

der Zorn einer vom Schicksal verfluchten Jugend, die kindisch tändelnd sich den Stachel des Verderbens ins Herz gedrückt hatte. Jetzt aber sahen wir sie in jener starren und entgeisterten Ruhe, die, einem Bilde aus einer andern Welt gleich, ebenso viel Schauerliches als Ehrwürdiges hatte, aber es war nur die äußere Kälte des Todes ohne seinen innern Frieden. —

Die barmherzigen Schwestern, welche das Haus besorgen, und auch hier den edelsten Beruf der Weiblichkeit mit solcher Heiterkeit, Grazie und Geschicklichkeit ausüben, sind überall in der Welt, wo man auf sie trifft, und wo begegnete man nicht den milden Schwestern von St. Charles, eine wohlthuende und bewundernswürdige Erscheinung. Dieser Orden, dessen Stiftung dem praktischen Naturell Frankreichs ewig Ehre machen wird, ist nicht bloß ein Institut, das die Frömmigkeit geschaffen, sondern die moderne Geschichte selbst scheint sich diese Wundenpflegerinnen der Menschheit als ein nothwendiges Element hervorgerufen zu haben. Wie in der physischen Welt kein Uebel entsteht, gegen das nicht auch die entsprechende Heilkraft in der Natur selbst sich finden ließe, sey es in der Pflanze, im Mineral, in der Luft oder im Wasser, so bringt auch in der Geschichte, nach demselben natürlichen Gesetz,

jede Epoche mit den neuen Formen der Erkrankung zugleich noch nicht dagewesene Formen des Heils und der Labsal hervor. Die barbarische Krieg-führung in der neueren Geschichte seit Anwendung der Pulvergeschütze hatte in Epochen, wo alle geschichtliche Entwickelung Krieg war, neue Arten der Verwundung und Verwüstung geschaffen, und neue Arten der Pflege und der Barmherzigkeit nöthig gemacht. Die Klöster konnten die Pflichten der christlichen Barmherzigkeit nur beschränkt und einseitig ausüben, besonders seitdem sie, in den aus der Reformation entstandenen Religionskriegen, selbst zu Parteien geworden waren. Und die Religionskriege, unter diesen der dreißigjährige, hatten die größten Erschütterungen in den moralischen und körperlichen Zustand der Menschheit gebracht, und eben so viele Qualen, Wunden, Verstümmelungen, Krankheiten und Entbehrungen über den Einzelnen wie über das Ganze verhängt. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erhob sich auch zuerst der Orden der barmherzigen Schwestern, von dem Wohlthäter seines Jahrhunderts, dem heiligen Vincenz von Paula, in dem vom Kriege zerfleischten Lothringen aufgerufen, und in dem Hospital von St. Charles in Nancy, unter dem frommen Prämonstratenser-Abt Epiphanius Louys, sein erstes Leben entfaltend.

Die kranke und leidende Menschheit bedurfte eines Instituts, das, im Geiste der reinsten göttlichen Barmherzigkeit darüberstehend über alle Formen, Parteien, Rücksichten und Gewohnheiten des irdischen Lebens, die Armen und Kranken pflegen und heilen wollte, weil sie arm und krank waren, und aus sonst keinem Titel und Verdienst. Es war die wohlthätige Natur der Weiblichkeit selbst, die sich zum frommen Gnadendienst für die Welt constituirte und in einen Orden zusammentrat, welcher die Milde und den Segen des weiblichen Geistes ausströmen sollte über die ganze Erde, in einer Mission des Heils, das sich wie ein irdisches Himmelreich Jedem, der da kommen würde anzuklopfen, aufschließen sollte. Daher die Allbeweglichkeit dieses Ordens der barmherzigen Schwestern, der pflegespendend fast nach allen Welttheilen gewandert und unter allen Zonen sich niedergelassen, um den in ihm praktisch gewordenen Geist des ächten Christenthums aller Welt durch die That zu offenbaren. Merkwürdig ist es, daß die französische Revolution in dem Grade, in welchem sie sich vom Christenthum abwandte, auch ihren Sinn verwildern ließ für dieß Institut des menschlichen Erbarmens und den Orden aus dem Lande vertrieb, während zu dieser Zeit die französischen Hospitäler das Bild der entsetzlichsten

Anarchie darboten, und in Hände geriethen, welche mit der armen Krankheit den Wucher der Habsucht trieben, und die Leidenden plünderten selbst um die Gabe, die ihnen helfen sollte. Nachdem die Revolution sich in der Person Napoleons zugespitzt und organisirt hatte, fand sich durch die gesunden Auswege, welche die militärische Thatkraft eröffnete, auch das humane Bedürfniß nach Milde und Barmherzigkeit wieder ein. Mitten im Getümmel seiner Schlachten, im Anblick der Wunden seiner Krieger, gedachte Napoleon der barmherzigen Schwestern, die nun bald in Frankreich wieder hergestellt wurden, und sich von hier aus mit erneuter Energie über alle Theile der Welt verbreiteten. Diese Energie ihrer Ausbreitung verdient in der That die größte Bewunderung. Haben sie doch in der neuesten Zeit selbst im Morgenlande und in Afrika zu wirken gesucht, und in Constantinopel eine Mädchenschule gestiftet. Die unermüdlichen Anstrengungen dieses Ordens erscheinen bei der Freiwilligkeit und Auflösbarkeit seiner Gelübde in einem um so glorreicheren Lichte, und können nicht im entferntesten von dem Verdacht des Eigennutzes betroffen werden, da der Orden fast nur aus dem eingebrachten Vermögen seiner Mitglieder, die in der Regel aus guten und wohlhabenden Familien sind, seine Wirkungen

bestreitet. Man trifft unter den barmherzigen Schwestern viele sehr gebildete und unterrichtete an, vornämlich aber hat der Orden sich von jeher durch die geschicktesten Apothekerinnen ausgezeichnet. Ein frisches und körniges Element bewahrt er sich auch durch die Jugendlichkeit seiner Mitglieder, die bei ihrer Aufnahme nicht über vierundzwanzig Jahr alt seyn dürfen, und Jungfrauen seyn müssen, da Wittwen und geschiedenen Frauen der Eintritt in den Orden versagt ist.

An der durchdringenden Gewalt, mit welcher sich die barmherzigen Schwestern in der ganzen Welt einzunisten verstanden, können nur die Jesuiten mit ihnen verglichen werden. Diese beiden Ausstrahlungen des Katholicismus, die barmherzigen Schwestern und die Jesuiten, die man seit Jahrhunderten überall und in dem entlegensten Erdwinkel findet, haben im entgegengesetzten Sinne für die Verweltlichung der katholischen Kirche gewirkt. Die Schwestern-Propaganda des heiligen Vincenz, die mit dem Balsam des christlichen Wohlthuns ausgeschickt, um den werkthätigen Geist der Kirche zu verbreiten, trägt durch ihr positives Wirken ebenso sehr zur Auflösung des Katholicismus bei, wie die Propaganda des heiligen Ignaz durch ihr negatives. Die krankenpflegenden Schwestern haben durch das

Princip der Barmherzigkeit, das einen über alle confessionellen Formen der Kirche erhabenen Standpunkt begründet, ein freies, weltliches und protestantisches Element in den Katholicismus gebracht, und die Jesuiten ein revolutionäres durch das weltliche Eroberungs-System, durch das sie den reißenden Strom der Geschichte in die Kirche hineingeleitet haben. Beide Orden, die barmherzigen Schwestern und die Jesuiten, sind Zugeständnisse an das Weltleben der Geschichte, welche der Katholicismus gemacht hat, aber indem er durch diese Propaganda der Weltbeglückung, die er aussandte, die Gränzen seines Reiches zu erweitern und zu sichern trachtete, hat er sich nur in seinen eigenen Schlingen gefangen. —

4. Reise nach Montpellier.

Es ist wahr, an der französischen Provinz muß man seine Freude haben, wenn man in den gemüthlichen und menschlichen Beziehungen des Daseyns ihren so kernhaften und unverdorbenen Zustand wahrnimmt, der wenigstens zum pariser Leben sich wie ein frischer Waldquell zu einem unermeßlichen Sumpf verhält. Aber mit dieser Unschuld des provinziellen Frankreichs verbindet sich zugleich eine große Philisterhaftigkeit, die commerzielle Richtung herrscht überall vor, und die Göttin Poesie hat dies schöne Land verlassen, in dem sie vor Zeiten ihren romantischen Blumenthron, umringt von dem Hofstaat ihrer Troubadours, sich gebaut. Namentlich die herrliche Provence selbst ist nichts mehr als ein Kaufmannsland, und ihre schönen Straßen sind überfluthet von dem Geschlecht der reisenden Commis-

Voyageurs, von zahllosen Frachtwagen und den im Galopp dahinrasselnden Diligencen, die so vollgepfropft mit Menschen sind, als wäre auch der Mensch nur eine Waare. Mit der Oberherrschaft des Commerziellen hat sich zugleich die legitimistische und carlistische Richtung der heutigen französischen Provinz fest begründet. Die liberalen Bewegungen sind dem Handel ungünstig, insofern sie den sichern Grund und Boden, dessen der Kaufmann bedarf, immer von Neuem auflockern und untergraben, und so erklärt sich hier jedes gute Handlungshaus sofort für legitimistisch. Man beschäftigt sich überhaupt in der Provinz sehr wenig mit der Politik, und nur unter der studirenden Jugend auf den Provinzial-Universitäten verbreiten sich immer mehr liberale, jedoch großentheils republikanische Regungen. Der junge Mediciner von Montpellier ist ein gewaltiger Politikus, und in den Caffee's an der Esplanade sieht man ihn unter eifrigen Staatsgesprächen bei seiner Demi-Tasse sitzen, indem er dazu mit lebhaften Gebärden die eben aus der Hauptstadt anlangenden Zeitungen verschlingt.

Auf einer Berghöhe reizend gelegen, steht das stille Montpellier da, dieser Sitz der alten weltberühmten Schule der Medicin, welcher, durch ein sympathetisches Einverständniß der Natur mit der Wissenschaft,

merkwürdigerweise zugleich der Aufenthalt und Sitz der Gesundheit selbst ist, indem das Klima hier durch die wunderähnliche Heilkraft, welche ihm innwohnt, die Kunst der Aerzte von Montpellier ergänzt und berichtigt. Die Milde und Schönheit des hiesigen Klimas ist weltbekannt und es halten sich blos um deßwillen viele Kranke und Gesunde in Montpellier auf. Auf den Spaziergängen der Stadt, unter den Platanen der Esplanade, krächzt so mancher schwindsüchtige Fashionable an uns vorüber, der mit den Lebensfreuden von Paris fertig geworden und der Weisung seines Arztes nach Montpellier gefolgt ist, um in dieser herrlichen Luft, welche die beste Ecole de médecine ist, noch etwas Lebensbalsam zur Fristung einiger Jahre einzuathmen. Montpellier ist ganz und gar von Quellenfrische durchsäuselt und dies macht den hiesigen Aufenthalt so erquicklich und zu einem Verjüngungsbad für alle Sinne und Organe. Die vielen Wasser und Quellen, welche durch den großartigen Aquädukt des Wasserschlosses auf den Peyrou-Platz sich in die Stadt hinein verbreiten, mischen sich hier mit den Berglüften der Pyrenäen und den Hauchen des nahen Weltmeeres, und bereiten daraus eine duftige Gesundheitsessenz, die nicht nur an Heilwirkung sondern auch an Wohlfeilheit alle die berühmten Aerzte von Montpellier, welche sich

bekanntlich so ungeheuer bezahlen lassen, beschämt. Zuträglich für einen kranken Organismus ist auch die außerordentliche Beständigkeit des Wetters, die wenigstens den größeren Theil des Jahres hindurch unter diesem Himmelsstrich herrscht. Kaum überzieht sich der Horizont einmal mit leisen dunkeln Wolken, die etwas Naß herunterthauen, bald aber wieder verschwinden, und dies ist, die zu Zeiten herrschenden heftigen Winde abgerechnet, fast die einzige üble Witterung zu der es das Klima von Montpellier bringt. Dazu kommt die prächtige Südvegetation welche hier im Languedoc schon so labend uns umgibt, Oelbaumpflanzungen, Maulbeerbäume, gewürzige Gesträuche und Kräuter. Eine Fülle von Südfrüchten, die schönsten Weine für den allerniedrigsten Preis, die Leckerbissen des Meeres und der Wälder, die gewöhnlichsten wie die seltensten Lebensmittel, Alles strömt hier den Einwohnern im Ueberfluß zu, und kann bei seiner beispiellosen Wohlfeilheit selbst von den Aermsten genossen werden, die hier mehr als irgendwo in der Welt an den Genüssen der Reichen Theil haben. Dies verbreitet dann eine heitere und wohlbehagliche Lebensstimmung durch die ganze Stadt, die ebenso gewerbsam bewegt wie zu aller Lust des Daseyns aufgelegt sich zeigt. So kann es allerdings kaum einen geeigneteren Ort

geben, um angenehm zu sterben, als dies Montpellier, das den müden Leib noch einmal in alles physische Naturbehagen einwiegt und ihm in den Kelch des Todes den letzten süßen Balsam der Existenz träufelt, nämlich das Wonnegefühl, sich mit den letzten Kräften anzusaugen an die stärkenden Elemente des Universums und dann an diesem Urlabsal hinschwindelnd selig in die Natur hinein zu vergehen. Diesen sanften Tod haben hier so Viele erlangt, die aus weiter Ferne hergezogen kamen, um in diesem traulichen Sterbewinkel der Natur, aus dem die Wissenschaft eine Ecole de médecine gemacht, die Heilung zu finden, die in einem Grabe von der Erde Montpelliers am besten zu finden ist. Und so stößt man hier auf Gräber aller Nationen, die im Tode geschaart eine stille Völkerharmonie darstellen, einen Gottesstaat, dessen ewigen Frieden die Geschichte bisher nur auf Kirchhöfen errungen hat und der die letzte menschliche Vollendung der historischen Individualität ist. —

Der schönste Platz in Montpellier ist der Place Peyrou, von dem aus wir zum ersten Mal mit unsern Blicken das einst so herrliche, jetzt so unglückliche Spanien begrüßten. Bei heiterem Himmel reicht das Auge von diesem Standort aus bis zu den Schneespitzen der Pyrenäen, die in klaren

Gruppen am Horizont schimmern, während man zugleich die tiefdunkeln wogenden Streifen des Mittelmeeres, mit seinen ziehenden Masten, gewahrt. Der Platz Peyrou, mit seinen herrlichen Platanengängen und dem großen Wasserschloß auf seinem Hügel, welches durch das in seinem Innern befindliche Bassin den Mittelpunkt der in unabsehbare Bogenreihen sich hinziehenden Wasserleitung bildet, umringt von einem langen Gelände der schönsten Gärten, Pflanzungen und Landhäuser, mit steinernen Ruhesitzen, die im Schatten der Bäume traulich einladen, dieser Platz ist gewiß durch Natur und Anlage einer der reizendsten, die man kennt, und das gute Völkchen von Montpellier benutzt ihn auch häufig zum Spazierengehen, denn immer tummelt sich hier fröhliche Gesellschaft aus allen Ständen umher. Die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche auf diesem Platz steht, fand ich jedesmal von einer Schaar von Landleuten umringt, welche den Gott der alten Legitimität mit offenem Munde bewunderten. Dies vielgerühmte Kunstwerk, das von Pitot herrührt, machte nicht gerade den befriedigendsten Eindruck auf mich, weil ihm alle Einheit und Harmonie gebricht. Man hat besonders das galoppirende Pferd bewundert, das auf zwei Füßen steht und auf diesen das ganze Werk trägt, aber dies Pferd ist so wenig

edel gehalten, daß man es nur für ein Bauernpferd ansehen kann, und dies erklärt mir einigermaßen die Sympathie, welche die in die Stadt kommenden Bauern davor an den Tag legen. Der König an sich ist schön gestaltet, aber es zeigt sich ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem Reiter und seinem Roß. Er scheint durchaus nicht zu reiten, sondern er verharrt in einer ruhigen triumphirenden Stellung die allerdings schön ist, aber es will diese ruhige gerade Lage nicht zu dem galoppirenden Pferde sich schicken. Man geräth auf seltsame Gedanken bei dieser prahlerischen Sicherheit des Ancien-Regime auf dem galoppirenden Roß, das auf zwei Füßen die alte Herrlichkeit so gutmüthig trägt, welche das galoppirende Roß der Zeit längst aus dem Sattel gehoben.

Nicht weit vom Platze Peyrou liegt die hohe Schule der Medicin, ein herrliches Gebäude, das sich durch einen seltsamen hohen Thurm schon aus der Ferne bemerklich macht. Im Innern bemerkt man zuerst mit Wohlgefallen die schönen mit Bäumen besetzten Höfe, mit ihren steinernen Ruhebänken. Der Hörsal des anatomischen Theaters, ein kunstvoll gebautes Amphitheater von den edelsten und heitersten Verhältnissen, ist ein Meisterwerk der Architektur. Der Herr Professor sitzt auf einem alten

römischen Stuhl, einer sella curulis, welchen man bei den Ausgrabungen in Nismes gefunden und der hier zur Zierde der Schule erstanden worden. Die weltberühmten anatomischen Wachspräparate auf dem Museum dieser hohen Schule erregen selbst die Bewunderung des Laien, für den sie, als künstlerische Abdrücke der Natur, um so mehr Lehrreiches darbieten, als sie aus einem Gegenstand des Ekels gewissermaßen eine Geschmackssache machen, und dadurch zur feineren Erkenntniß der Natur führen, indem sie auffordern, die Kunstmäßigkeit der Arbeit in allen Nuancen der Nachbildung zu verfolgen. Auch der botanische Garten, der Urgroßvater aller botanischen Gärten in Europa, wurde durchstreift. Hier soll die Tochter Young's des Dichters der Nachtgedanken, die schöne Narcisse, welche in Montpellier in jungen Jahren verstarb, unter den blühenden Pflanzungen ein Begräbniß gefunden haben, das die hartherzigen Priester von Montpellier der Protestantin auf dem Kirchhof verweigerten; was in einer Stadt nicht auffallen kann, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den evangelischen Prediger Desubac wie einen Verbrecher hinrichtete, und kein anderes Verbrechen an ihm wußte, als daß er ein protestantischer Geistlicher war. Aber das Grab der protestantischen Dichtertochter,

welches der freisinnige botanische Garten von Montpellier gewissermaßen als ein exotisches Gewächs unter seine Pflanzungen aufnahm, ist heutzutage nicht mehr zu finden, und die Asche des jungen Mädchens hat sich längst mit der andern Blumenerde vermischt, und wächst vielleicht in den vielen Lilien fort, deren dieser Garten eine so große Fülle hat. —

Die Zahl der Studirenden auf der Ecole de Médecine beträgt zwischen sechs- und siebenhundert, die in der Stadt bei den Bürgern wohnen, und das Meiste zur Lebendigkeit des Verkehrs beitragen. Die Regel, nach der sie auf der Hochschule gehalten werden, hat viel mit den österreichischen Universitäten gemein. So müssen sie nach jedem Semester über die gehörten Vorlesungen ihre Prüfung bestehen, und sind überhaupt sehr schülerhaft disciplinirt. Dafür entschädigt sich dann der Student von Montpellier durch sein Auftreten in der Stadt und unter den Einwohnern, wo er sich als wahrer Mann zeigt, und in jeder Hinsicht den glorreichen Helden des Tages spielt. Auch er ist, so gut wie der pariser Student, in der Regel für die Dauer seiner Studienzeit verheirathet, und hat seine Grisette, mit der er zusammen wirthschaftet, und die ihm Pflege, Vergnügen und Unterhaltung gewährt. —

Ich war in dem großartigen Hotel du Midi abgestiegen, einer ungeheuern Anstalt, welche vielleicht die größte und glänzendste dieser Art in ganz Frankreich ist, und an das sich eine hübsche Geschichte knüpft, die mir hier erzählt wurde.

Vor einigen Jahren kehrte ein Engländer in diesem Gasthof ein und hatte das Unglück, bald nach seiner Ankunft gefährlich zu erkranken. Der Besitzer des Gasthofes will ihn ins Hospital schaffen lassen, weil es seinem Hause Schaden bringen könne, wenn Jemand darin stirbt, denn der arme Engländer ist bereits dem Tode nahe. Der ganz einsame und verlassene Fremde wäre übel daran gewesen, wenn nicht plötzlich in dem Garçon des Gasthofes, welcher ihn bediente, so viel Mitgefühl und Zuneigung für den Kranken entstanden wäre, daß er sich im Interresse desselben den beabsichtigten Maßregeln des Wirthes mit der größten Energie, und selbst mit Gewalt entgegenstellte. Der wackere Garçon erklärte heroisch, daß nur über seine Leiche der Weg zu den Zimmern des kranken Engländers gehe, und daß er Jeden, welcher den Leidenden in seiner Ruhe und Pflege zu stören käme, mit seiner Faust niederstrecken werde. Dies ist ein so seltenes Phänomen der französischen Bedienung, über deren Pietätslosigkeit man sich sonst in Frankreich so sehr zu beklagen hat, daß

Alle den für einen Engländer entflammten Garçon mit wahrer Verwunderung anstaunten. Indeß mit aller Verwunderung kann man die Sache doch nicht ändern und um kein Aufsehen entstehen zu lassen, entschließt man sich, den Kranken im Hause zu behalten, welcher unter der Pflege des treuen Garçons, und von den Aerzten Montpellier's für seine Guineen sorgsam behandelt, das Glück hat zu genesen. Bei seiner Abreise die Rechnung bezahlend, fragt er den Wirth mit ganz gelegentlicher Kaltblüthigkeit, ob er sein Hotel mit Allem, was darin sey, verkaufen wolle. Dieser bejahte es, der Engländer zahlt auf der Stelle den Kaufpreis und schenkte das Hotel dem trefflichen Diener, der ihm so hülfreich beigestanden, indem er ihm noch dazu eine bedeutende Summe zur Bewirthschaftung einhändigt. Dieser Garçon ist noch gegenwärtig der Besitzer dieses prächtigen Gasthauses, ein artiger, gewandter Mann, dem man an seinem menschenfreundlichen Wesen ansieht, daß es nicht bloß verabredete Geldspeculation gewesen, die ihm zum heldenmüthigen Beistand eines kranken Fremden gemacht. Vielmehr müssen wir annehmen, daß gerade diese Menschenfreundlichkeit, welche bei der in der Regel so erbitterten dienenden Klasse in Frankreich eine große Seltenheit ist, sich an dem getreuen Knecht belohnt

habe; sonst würde unsere Geschichte gar zú sehr der Nutzanwendung entbehren. —

An der Wirthstafel wurde ich plötzlich durch die Erscheinung einer **Berlinerin** überrascht. Lange deutscher Leute ungewohnt, hörte ich auf Einmal ein „**Na hören Sie mal!**" an mein Ohr tönen, und fühlte mich davon so sonderbar elektrisirt, als wäre ich von einem Zauberschlag berührt worden, Dieser in weite Fernen mich zurückversetzende Ton, welcher mich plötzlich mit allen Sandsteppen der Mark anheimelte, kam von einer hübschen jungen Dame, die mir am Tische gegenübersaß, und an der ich nun auch sogleich die Berlinerin herauserkannte, nicht nur an dem unläugbaren Stempel jener Worte, sondern an dem ganzen Zuschnitt des berlinischen Wesens, das, wie bloß schattirt und wenig hervorragend es auch scheinen mag, doch seine Spitzen hat, die es überall und unter allen Formen verrathen. Dieser Berlinismus besteht in dem scharfen Uebergewicht, welches das Gebildetseyn über die Freiheit des Naturells behauptet, das sich etwas peinlich innerhalb dieser Schranken der Bildung bewegt, und doch zugleich ebendarauf einen nicht besonders versteckten Stolz an den Tag légt. Und nun gar eine Berlinerin, welche den Mangel an Naturell durch alle Anmuth der Formen zu überkleiden

versteht! Welch eine zierliche, bewußtvolle und geschraubte Maschinerie! Die raffinirteste Französin hat den Anstrich eines einfachen Naturkindes gegen sie. Eine Berlinerin ist ein schönes kunstvolles Uhrwerk, dem man die durchdachte Composition sogleich ansieht, und das, wenn es mit dem rechten Schlüssel aufgezogen wird, auch wohl süße und sinnige Melodieen spielt, aber nur, wenn es dazu aufgeschlossen wird. Aus freiem Naturtrieb heraus, wie der Vogel, entwickelt sie weder Klang noch Gesang, und wenn ihr das Herz überschwellen möchte von Tönen, so bleibt sie doch tonlos, wo das Gebildetseyn und die gesellschaftliche Rücksicht es erfordern. Diese Berlinerin an der Table d'Hôte in Montpellier war das Muster einer Berlinerin. Alles war regelmäßig und hübsch an ihr, weiße Haut, lebendige und kluge Augen, wohlgeformte Gestalt, anmuthige und sichere Bewegungen. Ein harmonisches Bild von lauter einzelnen schönen Theilen, die gut in Eintracht zu einander ausgebildet sind, und doch keinen natürlichen Guß, keinen frei heraussprudelnden Born des Lebens, haben. Sie unterhielt sich mit ihren Begleitern über den „sonderbaren" Charakter, welche ihr an der Table d'Hôte zu herrschen schien, und der in der allgemein beobachteten Stille bestand, welche bei der Ungeselligkeit der

Franzosen an öffentlichen Orten immer vorzuwalten pflegt. Die Berlinerin fand die Leute hier alle so „schweigsam." Dies schöne Wort ist auch in Berlin geboren, und hat bekanntlich einen sehr berühmten Vater, den genialen Philologen Friedrich August Wolf, der es dem lateinischen taciturnus (taciturnus amnis bei Horaz) so sinnreich und mit einem so deutschthümlichen Gepräge nachgebildet hat, daß es sogleich ein Lieblingswort, namentlich in Norddeutschland, geworden. Wolf suchte auch Heilung hier im südlichen Frankreich für seine kranke Brust, und fand den Tod in Marseille, im Angesicht des hohen Weltmeeres, dessen Hauch ihn hatte neu erkräftigen sollen. —

5. Lebensinteressen der Provinz.

Ein Krämergeist, ein wucherischer Geschäftssinn, der von nichts Anderem weiß und spricht als von seiner Waare, mit der er handelt, beherrscht jetzt in der That das ganze mittägliche Frankreich, in einem Grade, der den Reisenden bei jedem Schritt, den er weiter in das Land hineinsetzt, immer trauri- ger und betroffener macht. Wie mit grauen Spinne- geweben überzieht der Kaufmannsgeist emsig und unverdrossen aller Orten das schöne Land. Statt der früheren Minnehöfe haben die Südfranzosen jetzt ihre Börsenplätze, statt der Blumenspiele ihre Tarife und Handelsbilancen, statt der Poesie ihre wichtigen Geschäfte, in denen sie sich athemlos herum- tummeln. Nur in einigen Städten des südlichen Frankreichs hat man noch aus der schönen alten Zeit Spiele beibehalten, die jährlich gefeiert werden, z. B. die jeus du roi René in Beaucaire, einem

kleinen Ort an der Rhone, dem alten Urgenum. In der Bevölkerung sind die hervorstechenden Elemente die Kaufleute und die Pfaffen, welche beide um die Wette Geschäfte machen. Neben dem phantastisch aufgestutzten Handlungs-Commis streicht der schwarze Rock aller Orten durch das Land. Das neu-ermuthigte Pfaffenthum mehrt sich hier wie Sand am Meere, und tritt den Reisenden überall in den verschiedensten Aufzügen in den Weg. Außerdem begegnet man noch am häufigsten dem harmloseren Geschlecht der Esel, die ich hier, namentlich in der Provence, in so großen Schaaren angetroffen habe wie nirgends.

Diese geistige Verarmung der Provinz ist nichts anders als die Folge des französischen Centralisations-Systems, welches der Provinz jede höhere individuelle Lebensbewegung raubt. Auf die Individualität der Provinzen wird in der Verwaltung gar keine Rücksicht genommen, sondern die verschiedensten Departements, mögen ihre natürlichen und volksthümlichen Grundlagen auch noch so entgegengesetzt seyn, werden alle nach einer und derselben Regel administrirt, und diese Regel, der sich Alles unterordnet, ist nichts als das Interesse der Hauptstadt. Die Provinz wird, was die Administration anbetrifft, durchaus nach einem absoluten und despotischen

Grundsatz behandelt und kann sich gewiß nicht rühmen, daß sie sich constitutionell aus sich selbst ordnet und regiert, wie dies bereits in deutschen Staaten nach einer bei weitem liberaleren Städte-ordnung geschieht. Die Präfecten der Departements, die Unterpräfecten der Arrondissements, und die Maires der Gemeinden werden vom König ernannt, aber keineswegs um irgend eine selbstständige Stellung einzunehmen oder die berechtigte Vertretung eines organischen Theiles des Ganzen abzugeben. Die städtischen Gemeinden hängen ebenso sklavisch von dem Präfecten ihres Departements ab, als der Präfect wieder kein anderes Leben hat als das ihm das Ministerium zu Paris gibt und zugesteht, welches auf höchster Stelle alle Verwaltungs-Angelegenheiten der Provinz, und gewissermaßen blindlings entscheidet, indem es über Interessen zu bestimmen hat, die ihm viel zu dürftig und fernliegend sind, um sich auch nur einen Augenblick lang über ihre etwaige Bedeutung zu besinnen. Und wie sollte auch ein Ministerium in Paris, das mitten in den Brandungen des politischen Oceans beständig um sein eigenes nothdürftiges Daseyn zu kämpfen hat, Muße finden, sich etwa in einen Brückenbau zu vertiefen, um den es sich vielleicht in einer kleinen Commune der Ardennen handelt, und doch

kann diese Brücke eine Lebensfrage für eine ganze Bevölkerung seyn, ja es können sich die allgemeinsten und wichtigsten Beziehungen daran knüpfen. Dennoch ist bekannt, daß alle Interessen der Provinz nur dem hergebrachten Schlendrian der pariser Bureaukratie verfallen. Die parlamentarische Debatte von Paris verschlingt alle übrige constitutionelle Freiheit des ganzen Landes, indem sie sich dabei den heuchlerischen Anschein gibt, dieselbe zu vertreten. In der französischen Staatsverwaltung hält ein Egoismus immer nur den andern Egoismus im Schach, und das daraus nothwendig hervorgehende Gleichgewicht ist noch die beste Garantie der Volksfreiheit, wenigstens eine bessere, als die Charte es ist. Die Provinzen aber haben offenbar in der Entwickelung der allgemeinen Verfassungs-Verhältnisse Frankreichs immer mehr an Recht und Selbstständigkeit eingebüßt, und je constitutioneller sich im Verlauf der Geschichte das Parlament von Paris gestaltet hat, desto unfreier ist der Geist und der Zustand der Provinzen geworden. In früherer Zeit griffen die Provinzen nicht bloß durch ihre Parlamente und Provinzialstände, die ihnen eigen waren, sondern auch überhaupt durch ihren Oppositionsgeist kräftig in die allgemeine Entwickelung der französischen Verfassung ein, indem sie die natürlichen Bundesgenossen der

pariser Parlamente in deren Kämpfen gegen die Ministerien waren. So schloß unter der Regierung Ludwigs XV. das Parlament von Paris die bekannte Conföderation mit den Parlamenten der Provinzen, und thürmte dadurch ein drohendes Bollwerk gegen die absolute königliche Gewalt auf, die freilich damals noch Sieger blieb. Jetzt haben die Provinzen zwar ihren Oppositionsgeist gegen die Hauptstadt, welche der Staat ist, nicht fahren lassen, aber jede selbstständige politische Form, unter der sie dieselbe geltend machen könnten, ist ihnen genommen. Ihre Repräsentanten, welche sie nach Paris in die Kammern senden, sind sehr zweifelhafte Vertreter des Provinzialgeistes, und es ist bekannt, durch welche Mittel die Minister auf die Wahlen in den Provinzen einzuwirken verstehen, und wie man hier durch Geld und Dragoner Wunderkuren der constitutionellen Freiheit vollbringt. So ist der Provinz fast nichts übrig geblieben als die republikanische und legitimistische Emeute, in der sie von Zeit zu Zeit noch politische Lebenszuckungen von sich gibt. Außerdem hat sie dem verzweiflungsvollen Genußleben der Hauptstadt nichts als das: Bete und Arbeite! das ihr zugefallen, gegenüber zu stellen. Ihre Priester beten, ihre Kaufleute arbeiten, ihre Maschienen

knarren, Alles hat einen Fabrikanstrich, selbst die Anstalten ins Himmelreich zu kommen, in welcher Anwartschaft aber die Provinz ohne Zweifel der Hauptstadt einen Vorsprung abgewonnen hat, und leider den einzigen.

---

6. Suchen nach dem Meere.

Bei meiner Ankunft in Marseille war mein erster Gedanke das Meer, und mein erster Wunsch, es sogleich in seiner vollen Größe und Herrlichkeit zu finden, denn mich verlangte einmal wieder recht von Herzen nach diesem Element der Freiheit, das alle irdische Gränze frohlockend überwunden zu haben scheint, und in dem Luft und Aether, Gott und Geist uns mit den brausenden Urkräften der Schöpfung umwehen. Auf dem Wege nach Marseille hatte ich schon einen schönen großen Streifen des herrlichen Mittelmeeres erblickt, aber ich sehnte mich nach seiner Fülle, nach seinem Ganzen, nach seiner vollständigen Offenbarung im Donner und Blitz seiner Wogen, nach einem Gesammtbild seiner Schrecklichkeit und Lieblichkeit. Auf dem Meeresstreifen, den ich unterwegs mir gleichsam erhascht, hatte ich eine wunderschöne Insel gesehen. Aber wie wurde ich wieder

kleinlaut in meiner Freude, als ich erfuhr, daß das Schloß, welches auf dieser Insel steht, das Schloß If sey, das bekannte Staatsgefängniß, dessen schrecklicher Aufenthalt von allen Gefangenen, die hier früher geschmachtet haben, verflucht wurde, und in dem die letzten Seufzer, die darin erschallten, von Mirabeau kamen. Ein Gefängniß mitten in dem Element der Freiheit! Ein Kerker im Meere! Welch ein grausamer Gedanke! Ein Gefangener, der sich auf der Insel If befindet, muß auch zugleich alle Hoffnung aufgeben, daß es ihm gelingen könnte zu entfliehen, und diese Hoffnung sollte man wenigstens einem zeitlebens Eingekerkerten niemals rauben, denn wenn man auch nicht Gefängnisse erbauen soll mit der Absicht, die Gefangenen entrinnen zu lassen, so ist es doch unmenschlich, einen Kerker anzulegen, der den unrettbarsten Zustand der Einsamkeit und Abgeschnittenheit mit der lockenden Aussicht auf die ganze Freiheit des Alls vereinigt, einen Kerker, zu dessen Mauern Minute um Minute die Meereswellen heranbrausen aus ihrer weiten unbegränzten Ferne und an denen der Klang des Universums sich mit dem Jubelruf seiner Schrankenlosigkeit bricht.

Ich suchte das Meer, das große mittelländische Meer, und als ich in der Stadt war, wanderte ich sogleich nach dem Hafen, um dort das Meer zu

finden, nach dem mir die Sehnsucht so heftig im Busen schlug, als wäre Liebe, Glück, harmonische Lösung des Daseyns und Schlichtung aller Lebenszweifel dort an den Wellen des Oceans zu erlangen. Die hochemporragenden Masten und Flaggen aller Nationen zeigten mir schon aus der Ferne den Weg zum Hafen, an dessen Quais mich das gewaltigste menschliche Getümmel umfieng. So stand ich am Hafen, in einer gänzlich fremden und beispiellos bewegten Welt, und statt das Meer in seiner Hoheit und Allmacht, in der Unendlichkeit seines Gewässers zu erblicken, sah ich dies ungeheure Labyrinth von Schiffen und Segeln, dies dichtgedrängte colossale Bild menschlicher Betriebsamkeit, welches das Meer gewissermaßen vor meinen Augen zudeckte und nur kleine trübe Zwischenstreifen des durch den Verkehr überwältigten Naturelements sichtbar ließ. Das Leben und Treiben des Hafens von Marseille bietet ein beispielloses Gewimmel aller menschlichen Gestalten und Verrichtungen dar. Halbnackte Träger von riesenhafter Muskelstärke schleppen gewaltige Lasten vom Land in die Schiffe, und von den Schiffen ans Land. Fremde aller Nationen wandeln hier auf und ab in allen Trachten der Welt. Spanische, englische, italienische Laute schlagen, neben dem provençalischen Dialekt der Bevölkerung, überall

an unser Ohr. Handelsleute unterhalten sich in lebhaft interessirten Gruppen, dort hat sich ein Haufen von Matrosen versammelt, in deren Mitte Musik gemacht und ein lustiges Volkslied gesungen wird. Schifferweiber in den abenteuerlichsten Anzügen treiben sich umher, geziert mit dem Schmuck fremder Welttheile, der ihnen oft das barockeste Ansehen gibt, und behangen mit so sonderbaren Galanterien, daß sie vielleicht der Häuptling irgend einer wilden Völkerschaft der Schönen verehrt haben mag. Aus den Cafés am Quai des Hafens ertönt beständig Lärm und Getöse. Hier sitzt der behagliche Holländer und schmaucht seine Cigarre zu einem Glas Sorbet, dort trinkt ein Deutscher eine Flasche Lyoner Bier, das jetzt in Frankreich dieselbe Rolle spielt wie bei uns das Baierische, und das die Südfranzosen bereits zu leidenschaftlichen Biertrinkern gemacht hat. Flöten, Harfen, Mädchengesänge, Geklappe des Dominospiels, unverständliche Mundarten afrikanischer und ostindischer Matrosen, Alles lärmt wild und wüst durcheinander. Das bunteste Schauspiel zeigt sich aber in den Boutiquen und Läden am Quai. Dort liegt zum Verkauf aufgestapelt, was nur irgend Natur und Verkehr fremder Länder haben zu Markte bringen können. Schreiende Vögel, gaukelnde Affen, duftende Früchte der glücklichsten Zonen, Muscheln

und Steine vom höchsten Glanz und Werth, hier ein uns anglotzender Kopf eines seltenen Meerungeheuers, dort eine ausgestopfte Schlange, kostbare Thierfelle, schmackhafte Seefische, riesengroße Hummern, alle Herrlichkeiten und Sonderbarkeiten ferner Gegenden zeigen sich in einer wirr durcheinandergemengten Ausstellung. In einem künstlich gruppirten Chaos mischen sich auf diesem Weltbazar alle Erzeugnisse des Erdbodens, der Meere und des Völkerlebens. Es ist ein Faschingplatz aller Wunder und Seltsamkeiten der Welt, der Markt alles menschlichen Wucher- und Foschergeistes, ein Museum des Universums. Hier im Hafen von Marseille, dem eigentlichen Brennpunkt des modernen Welthandels, fühlt man sich unwillkürlich von dem Gedanken betroffen, welch ein schreckliches Geschöpf der Mensch sey, er, der Alles durchwühlt und durchackert, der den ganzen Erdball unterminirt und das ganze Weltall combinirt, immer Eines über das Andere stürzt, Alles zerreißt und Alles verbindet, und der doch bei all seiner verzehrenden Hast, mit der er beständig strebt und ringt, nur so langsam oder kaum weiter kommt. Wenn man an diesem Hafen steht, kann man sich die lebendigste Anschauung davon erwerben, welche ungeheuern Fortschritte die moderne Menschheit in der Vielfältigkeit und



...en Beschränktheit
...rmonie des äußer...
...ischung der Fre...
...nzten Ausdehnun...
... zersplittert hat,
...ünstigtes Geschle...
... das war es,
...icht in das Ge...
und Werkthäti...
verdeckte, hatt...
...n Hafen fand ic...
...lement nicht, ...
...ich, dem hier A...
...Stickluft selbst de...
...ingen, das im...
...ssig so unreine...
reine Meer ...
...m unbegränzten...
...nen, in der ...
...elt der Wellen...
...baden, mich...
...usschau auf...
...en zur Wieder...
...der.
...nderte wieder
...e mich nach de...

Allseitigkeit der Weltverbindungen gemacht hat, und wie es dem combinirenden menschlichen Geist gelungen ist, Alles, was die Natur in den weitesten Verhältnissen zerstreut und in den tiefsten Gründen der Elemente verborgen hat, auf einen Punkt zu concentriren, auf dem es ihm gehorchen muß, auf den Punkt seines Alles verschlingenden Egoismus, in dem er seine eigene Göttlichkeit anbetet. Bedenkt man dagegen die Einfachheit der Lebensbeziehungen der alten Welt, die Beschränktheit ihrer Weltverbindungen und Handelsstraßen, ihre so gänzlich unvollkommene Kenntniß des Weltalls, die märchenhafte Unschuld der Geographie des Herodot, so sollte man glauben, die modernen Völker und Menschen, die so unvergleichlich reicher sind an Macht und Besitz in allen Weltbeziehungen, hätten bereits den Triumph der menschlichen Existenz gefeiert oder sich doch wenigstens den Idealen des Daseyns um Vieles mehr angenähert, als jene alte einfache, auf ihr Nächstes und Eigenstes beschränkte Welt! Aber leider dürfen wir uns nichts weniger als diesem Glauben überlassen. Die Größe und Vielfältigkeit der heutigen Weltbahnen und Handelsstraßen, als Erzeugniß der modernen Geschichte allerdings deren unendlichen Beruf beweisend, hat der neueren Menschheit bis jetzt mehr Qual als Furcht gebracht. Die alte Welt stand in

ihrer concentrirten Beschränktheit doch größer und glück-
licher da an Harmonie des äußern und innern Daseyns
und an Verwirklichung der Freiheit, als die heutige
in ihrer unbegränzten Ausdehnung, in der sie so Vie-
les verloren und zersplittert hat, was einst ein schein-
bar weniger begünstigtes Geschlecht schon besessen. —

Doch nicht das war es, was ich suchen und
finden wollte. Nicht in das Getümmel der mensch-
lichen Nothdurft und Werkthätigkeit, die mir hier
das hohe Meer verdeckte, hatte ich mich stürzen
wollen. Hier im Hafen fand ich das frische leben-
dig bewegte Urelement nicht, und der eigennützige
irdische Verbrauch, dem hier Alles diente, hatte mit
seiner schweren Stickluft selbst den Geruch des Meer-
wassers durchdrungen, das in diesem innern Theil
des Hafens häufig so unreine und giftige Dünste
ausschickt. Das reine Meer wollte ich, ich wollte
weit draußen im unbegränzten Ocean die Gewalt
der Fluth schauen, in der mit Himmel und Erde
spielenden Freiheit der Wellen wollte ich mir Auge
und Gedanken baden, mich erfrischen und kühlen,
und in der Ausschau auf das Unbegränzte außer
mir mich stärken zur Wiedergebärung des Einfach-
sten in mir selber.

Ich schlenderte wieder durch die Straßen zu-
rück und fragte mich nach der Porte d'Aix hin, wo

Allseitigkeit der Weltverbindungen gemacht hat, und wie es dem combinirenden menschlichen Geist gelungen ist, Alles, was die Natur in den weitesten Verhältnissen zerstreut und in den tiefsten Gründen der Elemente verborgen hat, auf einen Punkt zu concentriren, auf dem es ihm gehorchen muß, auf den Punkt seines Alles verschlingenden Egoismus, in dem er seine eigene Göttlichkeit anbetet. Bedenkt man dagegen die Einfachheit der Lebensbeziehungen der alten Welt, die Beschränktheit ihrer Weltverbindungen und Handelsstraßen, ihre so gänzlich unvollkommene Kenntniß des Weltalls, die märchenhafte Unschuld der Geographie des Herodot, so sollte man glauben, die modernen Völker und Menschen, die so unvergleichlich reicher sind an Macht und Besitz in allen Weltbeziehungen, hätten bereits den Triumph der menschlichen Existenz gefeiert oder sich doch wenigstens den Idealen des Daseyns um Vieles mehr angenähert, als jene alte einfache, auf ihr Nächstes und Eigenstes beschränkte Welt! Aber leider dürfen wir uns nichts weniger als diesem Glauben überlassen. Die Größe und Vielfältigkeit der heutigen Weltbahnen und Handelsstraßen, als Erzeugniß der modernen Geschichte allerdings deren unendlichen Beruf beweisend, hat der neueren Menschheit bis jetzt mehr Qual als Furcht gebracht. Die alte Welt stand in

ihrer concentrirten Beschränktheit doch größer und glücklicher da an Harmonie des äußern und innern Daseyns und an Verwirklichung der Freiheit, als die heutige in ihrer unbegränzten Ausdehnung, in der sie so Vieles verloren und zersplittert hat, was einst ein scheinbar weniger begünstigtes Geschlecht schon besessen. —

Doch nicht das war es, was ich suchen und finden wollte. Nicht in das Getümmel der menschlichen Nothdurft und Werkthätigkeit, die mir hier das hohe Meer verdeckte, hatte ich mich stürzen wollen. Hier im Hafen fand ich das frische lebendig bewegte Urelement nicht, und der eigennützige irdische Verbrauch, dem hier Alles diente, hatte mit seiner schweren Stickluft selbst den Geruch des Meerwassers durchdrungen, das in diesem innern Theil des Hafens häufig so unreine und giftige Dünste ausschickt. Das reine Meer wollte ich, ich wollte weit draußen im unbegränzten Ocean die Gewalt der Fluth schauen, in der mit Himmel und Erde spielenden Freiheit der Wellen wollte ich mir Auge und Gedanken baden, mich erfrischen und kühlen, und in der Ausschau auf das Unbegränzte außer mir mich stärken zur Wiedergebärung des Einfachsten in mir selber.

Ich schlenderte wieder durch die Straßen zurück und fragte mich nach der Porte d'Aix hin, wo

man mir die Aussicht auf das Meer gerühmt hatte, und das Meer suchte und wollte ich. Es war zum verschmachten heiß in den Straßen, und ein Soldat, den ich um Weisung des nächsten Weges anging, fragte mich, indem er mir mehrere Quergassen nannte, höchst gutmüthig: Savez vous lire, Monsieur? Wahrscheinlich war er besorgt, daß ich mich nicht zurechtfinden würde, wenn ich die Straßenschilder nicht lesen könne. Ach ja, guter Soldat, ich kann lesen, ich gehöre zur Compagnie der deutschen Literatur. Bei dir ist es noch etwas Besonderes, wenn Jemand lesen kann, und wie Mancher, der in Deutschland nur allzuviel gelesen hat, möchte eine Zeitlang mit Deiner gesunden Harmlosigkeit tauschen, die sich wahrscheinlich auf das Nichtlesenkönnen sehr gut versteht. Ich nahm Abschied von Ihm, und bog von der Porte d'Aix in einige Querstraßen ein, die mich nach dem Meere führen mußten. Durch allerlei Schmutzgassen hatte ich mich hindurchzuwinden, und selbst am Meeresstrande noch, wo ich endlich anlangte, lag schmutzige Wäsche ausgebreitet, den armen Bewohnern der kleinen Uferhütten zugehörig. Ich sah eine Anhöhe, auf der ein großes, von einer Mauer umgebenes Gebäude sich befand. Dahin stieg ich nun empor, um von dort das Meer zu sehen, da sich von dieser Höhe ohne Zweifel die freieste

Aussicht darbieten mußte. Ich täuschte mich nicht, da lag das herrliche stille dunkelgrüne Mittelmeer in seiner ganzen Größe vor mir, aber es wollte sich kein ganz bequemer Standort zum Ueberschauen hier darbieten. Ich beschloß deshalb in das Gebäude einzutreten, aber schon die Inschrift desselben, die etwas Unheilvolles verkündete, schreckte mich davon zurück. Es war das Pestlazareth, und gegenüber im Meere zeigte sich mir die Insel Pomegue, in deren Bucht alle aus dem Morgenlande herkommenden, also der Pest verdächtigen Schiffe ihre Quarantaine abhalten müssen. Die wirklich erkrankten werden in dies Pestlazareth gebracht, an dessen Pforte mich jetzt mein Meeressuchen geführt hatte. So sah ich mich wieder menschlicher Beschränktheit und Armseligkeit, dem Schmutz und der Krankheit des Erdenlebens, gegenüber, anstatt des hohen Elements der Freiheit, in dem ich all dies endliche Leid hatte vergessen und versenken wollen! Traurig und ermüdet begab ich mich auf den Rückweg. Ich hatte das Freie und Unbegränzte gesucht und war auf allen meinen Schritten der Alles bindenden und begränzenden Nothwendigkeit des Erdendaseyns begegnet.

Erst am andern Tage genoß ich das Merr in seiner Allmacht und Freiheit. Nach mannigfachen Spaziergängen durch die Stadt schlenderte ich den

Cours Bonaparte entlang, der von schönen Bäumen gezierten aber menschenlosen Lieblingspromenade von Marseille, und wanderte dann die steile steinigte Anhöhe hinauf, die zu den Forts und zu der Kapelle Notre Dame de la Garde emporführt, wo sich zugleich das Lloyd von Marseille befindet. Hier findet man entzückende Ausschau über das ganze weite Meer. Hier traf ich das Mittelländische Meer unbegränzt in seiner dunkeln geheimnißvollen Fluth. Das Mittelmeer schien mir gegen die andern Meere, die ich bis jetzt gesehen, noch eine besondere Weihe und Herrlichkeit an sich zu tragen. Alles war ruhig und voller Frieden und das Meer lag still und in sich selbst versunken da, wie zu Krystall erstarrt. Eine erhabene Selbstvergessenheit des ganzen Alls lag in diesem Meeresfrieden, in dieser frommen Hymne der Schöpfung. Die Kapelle von Notre Dame de la Garde scheint hier in der That die Hut auszuüben über Meer und Land, die beide zu ihren Füßen liegen wie in einem Gebet der Liebe und dann und wann ein Wort hinaufzuflüstern scheinen zu dem heiligen Felsensitz, von dem Notre Dame de la Garde Alles beherrscht und behütet. Die Welt bedarf der Hut, o Maria de la Garde! Behüte das Meer und die Stadt, die sich dort auf den Knieen vor Dir sonnen, aber noch mehr erstrecke

Deine Hut auf die Herzen und Gedanken daß sie nie Schiffbruch leiden in den Strömungen des Lebens, die gefährlicher sind als alle Wirbel des Meeres da zu Deinen Füßen!

Nun kommt der Sonnenstrahl angeflogen und das dunkle Meer blitzt auf in allen Farben und Feuern. Hier kann man stehen, bis sich der Abend naht und dann breiten sich beim Niedergang des flammenden Gestirns Wunder von Farbenspielen über dem mittelländischen Meere aus. Das Meer schmiegt sich in sich selbst zusammen wie in Träumen von Purpur und Rosa, und die Sonne thront dicht darüber wie eine Feuerrose, bald in Orange erglühend, bald angehaucht von dunkleren Purpurschatten. Die ganze Erde scheint in einem stillen Jubel verloren und überzieht sich weit hin mit einer leise flammenden Rosengluth, in der sie wie verschämt sich einhüllt, ihr Aufjauchzen in sich zurückhaltend, gleichsam um den festlichen Augenblick der Stille im All der Schöpfung nicht zu unterbrechen. Dort auf fernen Bergen strecken einige hochragende Bäume wie in Phantasieen versunken ihre Aeste in dies sanfte Himmelsfeuer hinauf. Das Meer verräth sein Entzücken nur zuweilen durch leise flüsternde Töne, sonst liegt es ganz still unter der Sonne da, wie ein selig berauschtes Weib in der Umarmung ihres

Geliebten. So hatte ich endlich das Meer in seiner Stunde der Verzückung getroffen, wo die Freiheit des Elements im Sonnenuntergang sich als Seligkeit verklärte und so im Einklang mit der Nothwendigkeit des Naturgesetzes als eine Friedensfeier des Universums erschien, eine Vollbringung der Harmonie, die ich der Natur beneidete, wenn ich dagegen an den noch unausgeglichenen Widerspruch zwischen Freiheit und Gesetz in Menschenwelt und Geschichte denken mußte! —

---

7. Marseille.

In dem heißen, oft drückenden Klima, welches über dieser Stadt ruht, empfindet man schon im Schweiß seines Angesichtes den wahren Süden von Europa. In den städtischen Lebenseinrichtungen macht sich in allen Dingen der Einfluß und Anstrich des Südens bemerkbar. Die hohen schönen Häuser mit den verschlossenen Fenstern und Jalousieen, welche nur spät der Abendkühle sich öffnen, machen einen geheimnißvollen Eindruck. Die Zelte der zahllosen Kaffeehäuser überspannen oft die ganze Straße und erhöhen dadurch den stillen heimlichen brütenden Charakter, welcher während der Sonnenzeit über der Stadt liegt. Das gewaltige Treiben auf den Gassen beginnt in der Regel erst in den Stunden der Kühle und des Schattens. Dann ertönt an allen Ecken von Marseille Musik und Gesang. In allen Kafés gibt es Sänger, Improvisatoren, Troubadours,

italienische und spanische Guitarrenmädchen, bei denen man oft die herrlichsten Stimmen findet, die unter den rohen Umgebungen ihrer Zuhörerschaft wie gefallene Engel oder verlorene Kinder der heiligen Cäcilia erscheinen. Auch aus den verhüllten Häusern tönt häufig, bei schwülen Tagen als einziges Lebenszeichen der Bevölkerung, Musik eines Instruments oder einer Menschenstimme hervor. Vielleicht gibt es keine Stadt in der Welt, in der so viel Musik erschallt, als in Marseille, besonders auf den Gassen, wo man fast bei jedem Schritt irgend einer Drehorgel, einer Geige, Harfe oder Guitarre begegnet, die auf Unkosten unserer Ohren unsere Herzen fröhlich zu stimmen suchen. Dies liegt in dem lustigen und lebensgenießlichen Charakter, der in allen Seestädten vorherrscht, und der in Marseille nach dem colossalen Maßstab dieser Welthafenstadt auch in den colossalsten Zügen ausgebildet ist. Die Seeleute wollen sich freuen, wenn sie nach den vielen Entbehrungen auf ihrem wilden Element endlich einmal ans Land steigen, und so groß und verzweifelt die Gefahr draußen war, ebenso groß und verzweifelt wird nun auch der sinnliche Genuß, an dem sie sich schadlos halten zu müssen glauben.

Marseille ist in seinem städtischen Leben gewissermaßen nur eine Zugabe zu dem Hafen, welcher der

Stadt Alles gibt und zugleich Alles nimmt, welcher sie mit Leben und Reichthum überschüttet, und sie in demselben Augenblick fortwährend aussaugt und entseelt. Marseille ist durch seinen Hafen Alles und Nichts geworden, es hat sich in seiner immer wachsenden Handelsbedeutung an den eigennützigen Moment der Gegenwart gänzlich verloren, und darüber sowohl seine alte glorreiche Vergangenheit eingebüßt, als auch die Saat einer Zukunft zu bestellen vergessen. An seine Ahnherrin, das alte Massilia, kann das heutige Marseille nur mit Schamerröthen zurückdenken, und hat auch selbst mit den Erinnerungen an diese seine ehemalige Größe so liederlich gewirthschaftet, daß in seinem gegenwärtigen Handelskram fast gar nichts mehr davon aufzufinden. Der Strom der neuen Zeit, dem sich Marseille wucherisch und ohne Pietät gegen die Vergangenheit überlassen, hat hier alle Ueberreste des Alterthums so rein fortgespült und weggeschwemmt, daß man sich auf völlig modernem Boden befindet, und durch nichts mehr an die antike Stadt erinnert wird, die einst mit Rom wetteiferte an Macht und Ansehen, und nicht nur Bundesgenossin der weltherrschenden Römer war, sondern auch Schützerin derselben gegen die kriegerischen Gallier. Dies Marseille, schon von den Alten mit Athen verglichen,

und bereits in vorchristlichen Zeiten lange der Sitz griechischer Bildung und Lebenscultur, die überhaupt in der Provence so frühe ihre zweite Heimath gefunden, dies Marseille einer so geistig großen und in der Geschichte gefeierten Vergangenheit ist so gänzlich zerstoben und verflogen, wie man kaum ein anderes Beispiel von solchem Untergang eines alten Daseins zu finden vermag. Und man kann es nicht einmal Untergang nennen, da selbst die Ruinen fehlen, um an ein zerstörtes Leben zu gemahnen, sondern Alles neu und modern, ganz und unzerstückt in Marseille ist. Es ist wie ein Mensch, der über Nacht ein Andrer wird. Heut hat er noch in Jugendträumen geschwelgt, in Poesie und Liebe sich berauscht, und morgen finden die Freunde plötzlich einen Philister aus ihm geworden. Er hat sich mit dem Nutzen verheirathet und stellt fortan alles Andere in Abrede, was er früher gedacht und geträumt. Was ihn sonst erfüllte, ist nicht mehr wahr, sondern mit dem Nutzen hat er sich eine neue Wahrheit gezeugt, deren Gewinn handgreiflich und die so sicher ist, daß sie nach Maß und Gewicht bestimmt werden kann. Nun verläßt ihn die Dichtung ganz und gar, und zieht selbst ihre leisesten Blumenspuren zurück aus seiner Seele. Nicht das kleinste Blüthenstäubchen von sich gönnt sie ihm

mehr, und wo es noch an ihm haften geblieben, tilgt sie es eifrig und eifersüchtig. So sind in Marseille alle Erinnerungszeichen an ehemals getilgt. Wozu bedarf auch ein Mann, der ein so großes und solides Geschäft angelegt hat, noch des Schmuckes seiner poetischen Vergangenheit. Vielmehr wird er sich derselben schämen als einer nutzlos verbrachten Zeit, die gegen die wohlangewandte Gegenwart verschwinden muß.

Dieser Philister ist in allen Beziehungen des Worts Marseille geworden. Nachdem es von seiner geistigen Höhe herabgesunken, herrscht nichts als ein wüstes Matrosen- und Kaufmannstreiben darin vor. Der industrielle Geist, der wie ein Sturmwind hier über die Stoppeln des Alterthums dahingefegt, hat auch hier wie überall seinen alle Vergangenheit des Völkerlebens zerstörenden Einfluß bewiesen. Auch was den Charakter der im Allgemeinen gutherzigen Einwohnerschaft anbetrifft, so zeigen sich an ihm die philisterhaften Elemente überwiegend. Man darf nur die Volkstrachten, namentlich unter den Weibern ansehen, um diesen Eindruck zu empfangen. Im Allgemeinen bringt der Schnitt dieser Trachten oft nicht üble Gestalten hervor. Die Taille ist nämlich sehr lang, und wo sie aufhört, wölbt sich der untere Theil zu einem reifrockartigen Umfang aus. Dies

gibt oft ein üppiges und doch zugleich pedantisches Ansehen. Dazu kommt eine eigenthümliche Art von Hauben, die stark hintenübergestülpt sind, und aus denen das meistentheils kleine und schmale Gesicht drollig hervorguckt. Höchst komisch nehmen sich in diesem Kleiderschnitt die ganz kleinen Mädchen aus, die darin wie alte Frauen aufmarschiren, und überall sieht man auf den Straßen die Kinder in dieser Tracht.

Das Volksleben in Marseille erscheint vorzugsweise durch die fremden Matrosen und Seeleute gefärbt. Eine besondere Merkwürdigkeit in dieser Art sind die Cafés der Matrosen, die alle zugleich Aufenthaltsorte der Liederlichkeit sind, und wo schon am hellen lichten Tage das wüsteste und ausgelassenste Treiben herrscht, das sich hier ungescheut auf die offene Straße hinausträgt und die ganze Stadt überschwemmt. Diese Cafés, die meistentheils einen sehr mythologischen Namen führen, z. B. Café Calypso, Café Sappho, Café des Grâces, Café Telemaque, Café d'Apollon, befinden sich keineswegs in einem abgelegenen Winkel der Stadt, sondern vielmehr mitten in der schönsten und prächtigsten Gegend derselben, dicht um das herrliche Gebäude des großen Theaters herum, und dabei in allen den schönen Straßen, welche nach dem in der Nähe

gelegenen Hafen ausmünden. Sie wenden, da sie in Läden bestehen, ihr Angesicht offen nach der Straße heraus, und man kann sehen, mit welchem Glanz und Luxus sie oft eingerichtet sind, und wie hier vor Marmortischen und an Spiegelpfeilern das schmutzigste Laster sich prächtig genistet hat. Hier genießt der Matrose, mit der elendesten und unglückseligsten Klasse von Geschöpfen, die Freuden des Landes, und läßt eine Musik dazu erschallen, wie zum Tanz eines Bären,

Während fast in allen Provinzialstädten Frankreichs der Gedanke der großen Hauptstadt Paris im Hintergrunde wie ein drückendes Gespenst lastet, während der Provinziale meistentheils das Ungeheuer von Hauptstadt haßt und sie doch zugleich nie vergessen und verwinden kann, ja in allen seinen höheren Bedürfnissen und Lebensanforderungen beständig daran gemahnt wird; so kann man dagegen von Marseille sagen, daß hier Paris fast gänzlich überwunden, verdrängt oder durch andere mächtigere Beziehungen ersetzt ist. Das Meer und die Combination der fremden Welttheile, dazu die Bedeutsamkeit der Beziehung zu Afrika, die einen politischen Charakter angenommen, geben hier den fortdauernden Anstoß zu einer eigenthümlichen und in sich abgeschlossenen Lebensbewegung, die der pariser

Interessen nicht bedarf, aber durch diese Selbstständigkeit eigentlich doch ärmer geworden oder vielmehr in der Philisterhaftigkeit seiner eigenen Richtungen sicher gemacht ist.

Mehrere Reisende haben schon die Aehnlichkeit Marseille's mit unserm deutschen Hamburg bemerkt, und man kann in der That Marseille das französische Hamburg nennen. In der bestimmten Abgeschlossenheit seines Lebens, die nur nach dem Meere zu in eine unendliche Perspektive sich öffnet, drückt Marseille fast einen deutschen freireichsstädtischen Charakter aus, der in Mischung mit dem französischen Typus etwas Sonderbares und nicht recht Anheimelndes hat. Zum Behagen kommt man überhaupt in Marseille fast nie, und wenn man nicht von der Hitze zu leiden hat, so erhebt sich der heftige Mistral, der in gewaltigen Wirbeln einherfegt und Wolken von Staub, die mit kleinen Steinchen und allerlei fühlbaren Massen gefüllt sind, durch die Lüfte jagt.

Zur Erholung von dem etwas wüst stimmenden tumultuarischen Treiben der Stadt wurden einige Ausflüge auf das benachbarte Land unternommen. Die französischen Dörfer in der Provence haben alle ein etwas städtisches Ansehen durch die meistentheils zweistöckigen, gemauerten und weißangestrichenen

Häuser, doch liegen in der Regel seitwärts ab zwischen Bergen und Thälern reizende Häusergruppen versteckt, in welchen die ländliche Idylle zu hausen scheint, und bei deren Anblick man sich unwillkürlich an Margot's Hütte erinnert, in welcher der alte schalkhafte Thümmel seine Reise durch das mittägliche Frankreich schrieb und träumte. Solcher Mädchen, wie Thümels Margot war, trifft man wohl noch heute in der Provence, so schön, so sinnig, so duftig und so naiv sich ausnehmend in der malerischen provençalischen Bauernmädchentracht. Doch erschwert die provençalische Mundart, so musikalisch auch ihr Klang ist, den Fremden die Unterhaltung mit diesen frohen und gutmüthigen Naturkindern, und nur allmählig gewöhnt man sich, mit Hinzuziehung seiner Kenntniß des Italienischen, diese romantischen Laute und Mischformen sich zu deuten. —

---

8. Frankreich und die afrikanische Küste.

Die einförmigen Lebensinteressen des südlichen Frankreichs haben ohne Zweifel etwas mehr Schwung erhalten durch die kriegerischen Begebenheiten jenseits des Meeres. Toulon und Marseille sind die beiden Steigbügel, in welchen sich jetzt Frankreich in immer ritterlicherer Haltung zurückzusetzen sucht, um seinen neugebackenen Heldenruhm auf dem Ozean zu behaupten. Es ist gewiß, daß dies eine ganz unnatürliche Situation für die französische Nation ist, in welche sie zu ihrem eigenen Schaden wie zum Nachtheil der europäischen Diplomatie immer mehr hineingezogen wird, je gewaltsamer sie genöthigt ist, ihre Besitznahme von Algier zu verfechten. Diese unatürliche Lage besteht für Frankreich darin, daß es sich nothwendigerweise zur Seemacht

ausbilden muß, welches Ausbilden jedoch nur ein Zersplittern der Kräfte seyn wird, die es zu seinem innern Lebensbedarf wie zur Erfüllung seines Berufs in der europäischen Politik nicht entbehren kann. So hat die Julíregierung eine feurige Kohle von der Restauration ererbt, die Affaire d'Alger, die lange zum Spielzeug der Nationaleitelkeit und zur Beschwichtigung der Oppositionsjournale gedient hat, endlich aber doch durch ihr Brennen sich so empfindlich verräth, daß man wohl sieht, der Teufel hat diese Kohle über den Weg geworfen. Der fromme Karl X. hatte zwar diesem Teufel, welcher zu der Eroberung Algiers getrieben, ein ganz hübsches Pfaffenmäntelchen umgehangen, und dieser überseeische Kreuzzug, der doch nur das Ministerium Polignac populär machen sollte, spreizte sich hinlänglich mit Religion und Humanität, die als Fahne aufgepflanzt waren. Der Legitimismus der Restauration, welcher sich Algier zur Beute für seine Tendenzen ausersehen, hatte aber nichts Besseres oder Schlimmeres gethan, als nachher geschah, wo die Julíregierung dieselbe Beute begierig ergriff, um sie für die entgegengesetzten Tendenzen zu nutzen.

So ward die Nordküste von Afrika, einst der Sitz einer alten Cultur und ein wichtiges Glied der römischen Weltherrschaft, zu einem Carnevalsplatz

für die französischen Parteien, die hier am fernsten Meeresstrande ihre eigenen Tollheiten austobten, und dabei, angesichts der blutigen Köpfe der Araber, doch beständig versicherten, daß sie nichts thäten als civilisiren! Und dies französische Modewort, Civilisation, läßt sich zu jeder Farce brauchen; es hat seine tiefe und im geschichtlichen Leben der Gegenwart wurzelnde Bedeutung, aber noch bezeichnender ist es für so viele Theatercoups der französischen Politik geworden, unter welchen die Besitznahme Algiers obenan steht. Welches sind bis jetzt die Folgen dieser Eroberung für die Civilisation gewesen? Allerdings hat man eine christliche Organisation des alten Barbaresken-Staates zu Stande zu bringen gesucht. In diesen Tagen ist die Bulle des heiligen Vaters von Rom erschienen, wodurch Algier sogar zu einem bischöflichen Sitz gemacht wird, und seine kirchliche Zugehörigkeit zu der Diöcese Aix in Frankreich erhalten hat, also selbst über das Weltmeer hinaus in eine religiöse Gemeinschaft mit dem französischen Reich getreten ist. In dieser Bulle des Papstes liest man nun auch von einem roi très chretien des Français, das Erstemal, daß Louis Philipp sich mit dieser altlegitimen Allerchristlichkeit beglückt sieht, obwohl die Gazette de France spöttisch meint, daß dieser Titel wahrscheinlich

sollicitirt worden, was bei dem strengen kirchlichen Gewissen, welches das Bürgerkönigthum in neuerer Zeit an den Tag gelegt hat, nicht sehr in Zweifel zu ziehen ist. Uebrigens meint die Gazette, was das Christliche, die Aufpflanzung des Kreuzes in dem andern Welttheil, anbeträfe, so sey dies der Gedanke der Restauration, und er gehöre ganz persönlich Karl dem Zehnten, welcher ursprünglich mit der Eroberung Algiers die Idee einer christlichen Kirche in Afrika verbunden habe. Die gegenwärtige Regierung aber habe nichts Anderes gethan, als diese Idee um acht Jahre verzögert. Die englischen Blätter, deren mir hier einige in die Hände fallen, sind aber ganz außer sich über diese Katholicisirung der afrikanischen Küste, und finden es unverantwortlich, daß Louis Philipp durch diese Bisthums-Errichtung dem Papismus in unserer Zeit einen solchen Triumph bereite. Sie haben nicht Unrecht, die guten Engländer, wenn auch ihr Eifer etwas komisch herauskommt, mit dem sie nun sogleich auffordern, protestantische Missionnärs mit Bibeln und Gebetbüchern an die afrikanische Küste zu senden, um nicht die Irrthümer der römischen Kirche ungestört dort wuchern zu lassen. Seitdem hat indeß, wie in neuester Zeit bekannt geworden, der kluge Louis Philipp selbst eine protestantische Kirche in

7 *

Algier bauen lassen. Soviel ist aber gewiß, daß die Restauration nicht weniger Heuchelei getrieben mit dieser Christianisirung und Civilisation der afrikanischen Nordküste, als die Julireregierung, der nachher die schwierige Aufgabe geworden, eine bestimmte und rühmliche Politik zu befolgen über ein Besitzthum, das nur als Nothbehelf einer schwankenden und zweideutigen Politik aufgegriffen worden war. Bei allen Verlegenheiten jedoch, welche die Behauptung Algiers bereitete, blieb man nur immer hartnäckiger darauf versessen, die Eroberung nicht aufzugeben. Das vernünftigste System hatte in dieser Hinsicht ohne Zweifel Guizot während seines Ministeriums im Jahre 1835 aufgestellt. Der einmal errungene Besitz sollte aufrecht erhalten werden, jedoch ohne fortgesetzte Eroberungen daran zu knüpfen, oder überhaupt planmäßig in die Entwickelung der Colonie einzugreifen, die mehr ihrem Schicksal überlassen bleiben, und durch sich selbst das hervorbilden solle, was etwa für die Civilisation und Humanität von ihr ausgehen könne. Graf Bourmont hatte auch in diesem Sinne energisch genug gewirkt, und die Barbareskenstaaten hatten ihr altes Seeräuberhandwerk abgeschworen. Sein Nachfolger Clauzel aber veränderte das ganze System, und voll Eifers, für sich selbst aus Algier einen Schauplatz ruhm-

würdiger Thaten zu machen, begründete er dort zuerst ein ausgedehntes und um sich fressendes System der französischen Herrschaft in Afrika, das zu so weit aussehenden Verwickelungen, zu so glänzenden Tiraden und zu noch glänzenderen Geldopfern geführt hat. Dafür hat denn auch Algier die ganze Bescheerung französischer Civilisation reichlich überkommen. Algier hat sich als Klein-Paris schon lustig genug gestaltet, und versucht mit Meisterschaft die neuen Culturbewegungen im Takt der pariser Tanzkunst. Der raffinirte Lebensgenuß der französischen Hauptstadt brennt dort mit der orientalischen Gluth zusammen zum zügellosesten Feuer, durchknistert von all den schlechten und giftigen Stoffen, welche der europäische Westen nur irgend hat ausspeien können. Das südliche Frankreich fühlt sich jetzt gewissermaßen geheimnißvoll angezogen von diesen neuen Fleischtöpfen Aegyptens, die jenseits des Meeres winken, und aller Orten begegnet man jetzt hier Pilgern, die sich aufgemacht haben, allein oder mit Weib und Kind, um sich nach Afrika überzusiedeln und dort eine zweite Heimath zu gewinnen.

Der größte Theil meiner Reisegefährten auf der Diligence von Marseille nach Toulon waren Auswanderer. Eine gewöhnliche Frage, mit welcher sich Reisende auf dieser Straße einander annähern,

ist die: Vous allez en Afrique? Eine sehr jugendliche Familie erregte mein besonderes Interesse. Die Frau war eine ungewöhnlich schöne, kaum achtzehn Jahr alte Französin, mit einem kleinen Kinde, das aber sehr häßlich war, und ihren Gatten, einen schönen, stillen, schwermüthigen jungen Mann, der niemals mit ihr spricht, ihr auch auf der ganzen Reise nicht die geringste Aufmerksamkeit beweist, indem er ihr weder beim Aussteigen aus dem Wagen behülflich ist, noch sonst anders als mit der finstersten Miene sich gegen sie kehrt, was sie aber durchaus nicht zu bemerken scheint. Sie ist immer heiter, anmuthig und voller Grazie, und auf dem schönen ächt französischen Gesicht spielt beständig ein seelenvolles Lächeln. Dies wendet sie besonders häufig ihrem garstigen Kinde zu, das auf dem Schooß der Amme sich bewegt. Bald küßt sie es ab, bald scheint sie sich an ihrer jungen mütterlichen Autorität zu ergötzen, indem sie dieselbe in einer Strafexecution an dem kleinen schreienden Ding ausübt. Solche Scenen sind in einer französischen Diligence nicht selten, stellten sich aber hier mit einer so drastischen Liebenswürdigkeit dar, daß sie allgemeine Heiterkeit verbreiteten. Diese Familie schifft sich nach Oran ein, um in dem neuen Welttheil ein neues Leben zu beginnen. Den jungen Mann scheint ein tief

zum Bewußtseyn gebrachter Ueberdruß an den gegenwärtigen politischen Zuständen Frankreichs, die, wie er sich ausdrückte, weder die neuen Verheißungen der Freiheit verwirklichen noch den alten Ruhm der Kaiserzeit gewähren können, zur Auswanderung zu treiben. Ein Säbel, der unter seinem Reisegepäck sichtbar wurde, verrieth den Officier, und er bestätigte seinen Stand durch die Mittheilung, daß er zum Kriegsdienst nach Afrika gehe. Er ging mit Weib und Kind einer beschwerlichen und zweifelhaften Zukunft entgegen, und vielleicht rafft alle zusammen bald das fremde Klima, eine ansteckende Krankheit oder der wilde Ueberfall der feindlichen Bevölkerung dahin.

---

9. Toulon und die Galeere.

Toulon ist ein hübscher freundlicher Ort, voll rauschender Fontainen, deren es wohl an zwölf in der Stadt gibt und die ihre fließende Wasser durch alle Straßen verbreiten. Schöne Mädchen schöpfen an den Brunnen, anmuthige Kinder plätschern in den Quellen. Dies gibt der Stadt beständig eine frische Belebung und durchhaucht sie überall mit einem naturkräftigen Athem.

Toulon ist ein militairischer Hafen, die überseeischen Weltbeziehungen Frankreichs, welche Marseille in merkantiler Hinsicht darstellt, in kriegerischer behauptend. Hier ist jetzt der eigentliche Brennpunkt der Beziehungen Frankreichs zu Algier. Ungeheure Kriegsschiffe liegen im Hafen, an andern wird mit großer Anstrengung und dem gewaltigsten Kostenaufwand gebaut. Man wird an die etwas gewaltsam angespannte Energie erinnert, welche Frankreich

aufbietet, um sich jetzt zu einer Seemacht zu erheben, was seinem durch die Geschichte ausgeprägten Naturell noch immer nicht recht zu Gesichte stehen will.

Ein Spaziergang durch den Hafen bietet noch ein eigenthümliches moralisches Schauspiel dar. Das Arsenal von Toulon dient nämlich zugleich als Galeere und Sklavenkerker. Es gibt in diesem Augenblick dreitausend solcher Unglücklichen hier, und oft soll die Zahl derselben auf viertausend ansteigen. Sie werden alle in den gleichen rothen Sklavenkittel gethan, die schwere klirrende Kette am Fuß. So sieht man sie im Arsenal überall aus den andern Arbeitern hervorragen, zu den verschiedenartigsten Geschäften, Bauten und Tagesverrichtungen des Hafens verwendet. Man sieht sie Balken schleppen und zersägen, Steine karren, Eisen tragen, Taue drehen, auf den Kriegsschiffen arbeiten, die Fähre zum Uebersetzen im Hafen leiten, selbst Maurerarbeiten und andere Dinge verrichten, wozu gerade Jeden Fähigkeit oder der früher im Leben betriebene Beruf geschickt machen. Die verworfensten und die edelsten, die ausgezeichnetsten und die widerwärtigsten Gesichter erblickt man hier durcheinander. Es ist ein ungeheurer Anblick, auf dreitausend Gesichtern die Laster und Leidenschaften der ganzen Menschheit vertheilt zu sehen. Es ist keine Frage, daß sich auch

viele Unschuldige hier befinden und daß bei den Einrichtungen dieser Welt Manchen die Strafe der Galeere getroffen für eine Handlung, für die er vielleicht die Krone des ewigen Lebens verdient hat. Die fürchterliche Buße, welche die Verurtheilten hier zu leiden haben, steht auch bei Vielen in gar keinem Verhältniß zu ihrer Schuld, besonders wenn man bedenkt, welche strenge Disciplinarstrafen in der französischen Armee gelten, wo oft die geringste Widerspenstigkeit gegen die Vorgesetzten, welche bei den Untergeordneten aus einem gerechten Ehrgefühl hervorbricht, die Verweisung auf die Galeere nach sich zieht. Aber die Meisten hat die Sünde hieher geführt und das Wort Sünde steht deutlich auf ihren braunen Stirnen geschrieben, auf ihren verhärteten und zerfallenen Gesichtern schattet sich breit und groß der Begriff der Todsünde ab. Wer noch nicht hat glauben wollen an die Sünde als an ein selbstkräftig wirkendes und schaffendes Element im Menschen, das als Keim in ihm liegt wie der Keim zu einer Pflanze, und Kraft hat zu wachsen wie ein Naturprodukt, der gehe hieher in diesen großen Sklavenkerker, der in der Sünden Blüthe steht und deren Bevölkerung mit allen Lebensqualen die Sünde des Daseyns abbüßt! Wenn die Sünde nicht eine Naturmacht wäre, wie hätte sie in allen diesen

verschiedenen Gestalten das Gleiche wirken können! Hier am Karren ein Vatermörder, dort in der Schmiede beschäftigt ein junger Mann, welcher seine Frau würgte, dort unter den Handlangern ein Scheusal in menschlicher Gestalt, das seine eigene Tochter geschändet hat! Sie sehen aus, als hätten sie nur eben gethan was ihres Handwerks war, nach dem Gebot der Natur, nach dem Gesetz ihres Innern. Und sie werden hier stark und alt in der Fülle ihrer Sünden, denn das mühselig arbeitsame Leben in freier Luft, das sie hier täglich im Arsenal führen, härtet ihre Körper ab und gibt ihnen, je länger sie dies elende Daseyn hinschleppen, desto mehr Ausdauer und Energie es zu ertrageu und an neuer Missethat fruchtbar zu machen. Welche Kraft der Sünden gehört dazu, ein von Verbrechen ausgehöhltes Leben, unter der Last der anstrengendsten Tagesarbeit ungebrochen fortzusetzen! Einen wie starken und edeln Menschenkern setzt das nicht ursprünglich voraus?

Die Gesichter dieser Verdammten zu betrachten, ist ein merkwürdiges und erschütterndes Studium. Die dreitausendfach maskirte Sünde der Welt auf einem Platze, in einem Meereshafen sich herumtummeln zu sehen! Vor manchen dieser Verbrechergesichter muß man unwillkürlich die Augen nieder=

schlagen, denn entweder klagen sie den Schöpfer an oder sie höhnen in ihrer ungebrochenen Gemeinheit die Schöpfung. Ich sah sehr viele junge und außerordentlich rüstige Leute unter ihnen. Manchen sieht man es noch an ihrer Haltung, an ihrem ganzen Wesen an, daß sie früher höheren Ständen angehört haben, und es hat ein eigenthümliches Interesse, aus der jetzigen Gleichheit des rothen Sklavenkittels die früheren Trachten und Unterschiede der Welt wieder herauszuerkennen. Dieser Sklavenkittel hat sie jetzt alle gleichgemacht, die Armen und die Reichen, den Vornehmen wie den geringen Sünder. Die Sonnenhitze und die fürchterliche Last des Tages haben ihnen allen auf gleiche Weise die Gesichter gebräunt. Nicht die Freiheit ist es also, die wahre Freiheit, welche die Menschen in eine unnatürliche Gleichheit versinken läßt, sondern die Sünde und die Knechtschaft sind es, unter deren Joch sich die eckelhafteste Gleichheit und Einerleiheit alles Lebens erzeugt, die alle nach dem göttlichen Gesetz entstandene Verschiedenheit der Natur und des Geistes auf dem einen Typus der Verworfenheit und des unwürdigen Unglücks zurückführen. So ist die Sünde der Despot, und so wird der Mensch der Sünde Knecht. So können in der Despotie keine großen menschlichen Tugenden erblühen, weil alle individuellen

Unterschiede in ihr aufhören, und so wird die Freiheit zugleich die Mutter jeder höheren Tugend, indem in ihrem Reich die Blüthe der Individualität sich entfaltet. — —

Die Strafe der Galeeren ist auch ihrer Benennung nach ein Ueberbleibsel alter Zeiten, wo die Verurtheilten an die Ruderbänke der königlichen Galeerenschiffe angefesselt wurden und dadurch für die Marine unentbehrliche Arbeitskräfte abgaben. In neueren Zeiten, wo sie vorzugsweise zu den Arbeiten im Arsenal gebraucht werden, ist dieser Name uneigentlich geworden, aber der Forçat vereinigt in sich alle Schrecknisse und alle Brandmarkung des ganzen Daseyns, die nur jemals auf den Galeerensklaven lastete. Eine grausamere Buße für das Verbrechen kann es nicht geben, als die Verweisung in das Bagno, um so grausamer, weil dadurch der Uebelthäter nicht in eine moralische Atmosphäre gewiesen wird, die ihn heilen könnte, sondern vielmehr in eine durch und durch verpestete, die, statt ihn moralisch gesund zu machen, seine Seele nur mit stärkeren Giftstoffen schwängert und unrettbar verderbt. Bei der Ankunft im Bagno werden die Verbrecher zuerst ihrer Kleider, die sie bis dahin getragen und die verbrannt werden, entäußert. Dann steckt man sie in das Kostüm der Verdammten, dessen Farben aus Roth,

gelb und grün bestehen. Den rothen Rock erhalten alle, obwohl mit verschiedenen Abzeichen, z. B. gelben Aermeln und Aufschlägen, wodurch man die besonderen Klassen der Verbrecher charakterisirt. Die Mützen sind verschiedenfarbig, grün für die lebenslänglich Verurtheilten, roth für die, welche nur auf bestimmte Zeit in das Bagno geschickt sind. Die weiten Beinkleider, entweder aus Linnen oder aus einer besondern Art dicken Tuches bestehend, sind gelb oder grau. Bei ihrer Aufnahme werden sie zuerst paarweise angekettet, immer Einer mit dem Andern, mit dem er sich dann täglich und stündlich, bei der Arbeit, beim Mahl, und bei jeder Bewegung und Verrichtung, zur unaussprechlichsten Marter, welche sich oft bis zur Wuth steigert, herumschleppen muß. Solcher unglücklichen Paare sah ich unendlich viele im Hafen umherlaufen. Bei ihrer Zusammenkoppelung wird nichts weniger als auf Gleichheit der Charaktere und Neigungen Rücksicht genommen, sondern, wie Alles in diesem gräßlichen Sklaven-Gefängniß auf das Prinzip der Grausamkeit gegründet ist, so ist es vielmehr Maxime, diejenigen Individualitäten, welche sich gegenseitig am meisten zur Qual werden könnten, aller prästabilirten Harmonie zum Trotz, an diese unheilvolle eiserne Harmonie der Kette zu zwingen. So läuft der Gutgeartete, mit dem Schlimmen, der

Anfänger mit dem Meister des Bösen, an einer und derselben Fessel umher; der verlorene Sohn, der noch seine sentimentalen Rückerinnerungen hat, an Heimath, Eltern, Freunde, und vielleicht jeden Augenblick zur stillen Einkehr in sich selbst erhaschen möchte, sieht sich zusammengeschmiedet mit dem alten erstarrten, von Gott und aller Welt losgetrennten Bösewicht, dessen Athemzüge Fluch gegen Gott und Hohn über die Menschheit sind, dessen Ausdünstungen das Gift und den Schmutz seiner Seele von sich strömen. Mit ihm muß er leben, sich bewegen, arbeiten, essen, sich als Eins wie im geschlossenen Organismus mit ihm betrachten, sich von ihm verspottet und mißhandelt sehen! Jede geheime Zuckung seines reuigen Herzens muß er vor diesem schrecklichen Genossen bergen, der ihn darüber grimmig aushöhnt, ihn schlägt, wenn er noch edlere Regungen des Gemüths verräth, und ihn zur Theilnahme zwingt an seinen eigenen gotteslästerlichen Scherzen. Es ist der Teufel des Bösen selbst, der sich an die Versen des reuigen Sünders geschmiedet hat, und gegen den nur die eine Rettung ist, sich ihm ganz zu ergeben. Und haben sie dann einen langen Tag des Elends miteinander hingearbeitet, dann lohnt sie auch die Nacht noch nicht mit Einsamkeit, und selbst den Schlaf, in dem auch die niedrigste Kreatur sich

selbst angehört, müssen sie in dieser unglücklichen Gemeinschaft theilen. An derselben Kette gleichzeitig sich niederstreckend, ist Einer von des Andern Bewegungen auch im Schlaf abhängig, und der Mörder greift vielleicht, seine Schreckensthat noch einmal durchträumend, an die Gurgel seines Gefährten, der neben ihm ausruht von unverschuldeter Qual. Wie oft hat es sich schon bei solchen zusammengefesselten Paaren ereignet, daß Einer den Andern getödtet hat, weil er die unentfliehbare Nähe eines so verhaßten Wesens nicht länger ertragen konnte! Und was bezweckt die Verwaltung mit diesem Prinzip der ungleichartigen Zusammenkoppelung dieser Sünder? Nichts Anderes, als daß dann schwere Meutereien, Entwürfe zu Flucht und Verschwörungen gegen die Vorgesetzten sich bilden können. So hat man, um einer in ihrem praktischen Erfolg noch sehr zweifelhaften Polizeimaßregel willen, ein System ausgebrütet, das in einem wohlorganisirten Höllenreich nicht besser gehandhabt werden könnte. —

Hat jedoch ein Verdammter Proben guter Aufführungen an den Tag gelegt, oder sind fünf Jahre im Erleiden dieser Strafe abgelaufen, so wird er von der paarweisen Fesselung erlöst und kann fortan allein gehen an seiner Kette die Fuß und Hüfte verbindet. Fährt er fort sich gut zu bezeigen, so wird

er auch von der lästigen Kette ganz befreit, und es bleibt nur noch der Ring um den Fuß. Nach Verschiedenheit ihres Betragens und ihrer sonstigen Eigenschaften werden die Unglücklichen überhaupt verschieden gehalten und haben in besser oder schlechter eingerichteten Kerkersälen ihre Wohnungen. In diese Säle sind sie überhaupt nach den verschiedenen Kategorieen, denen sie angehören, vertheilt. Sie versammeln sich dort bloß zum Schlaf, zum Essen, oder in den Stunden, welche ihnen zum Ausruhen und zur Erholung vergönnt sind. Den übrigen Theil des Tages sind sie im Arsenal beschäftigt. Nur diejenigen, welche zur Arbeit untauglich oder denen aus irgend einem andern Grund erlaubt ist, sich mit leichteren Arbeiten zu beschäftigen, dürfen den ganzen Tag in den Sälen zubringen. Außer diesen Sälen des Bagnos gibt es auch noch bagnes flottants, Kriegsschiffe, auf welchen die Forçats arbeiten und zugleich ihre Wohnungen haben.

Nichts schrecklicheres gibt es, als die Wohnsäle der Verdammten zu besuchen, in Stunden, wo alle ihre elenden Bewohner darin versammelt seyn müssen. Dieser Besuch ist nicht ohne Gefahr und bedarf einer besondern Erlaubniß. Die ausdrückliche Genehmigung, welche man sich vom Generalstabe zum Eintritt in das Arsenal zu verschaffen hat, muß von

der innern Hafenbehörde noch einmal visirt werden, wenn man in den Bagno selbst eingelassen werden will. Mein Sergeant, der mir zugeordnet war mich umherzuführen, war aber neben seinem Muth und seiner Unerschrockenheit, auch noch ein gutgelaunter Humorist, welcher die Wanderung durch die Säle mit witziger Harmlosigkeit betrieb. Dies ist der Aufenthaltsort des Schreckens, der nackten Schande, der Hoffnungslosigkeit, der blöden Lästerung. Ein dampfender Abgrund des Unglücks und der Sünde. Ein unheimliches Gemurmel läuft beständig umher, Flüche und Seufzer brechen sich an den Wänden, dort in einem umbemerkten Winkel hat Einer stille Thränen im Auge. Man glaubt unter einer Menschenschaar sich zu befinden, welche in dumpfer Erwartung dem jüngsten Tage entgegenharrt, der auch schon über ihren Häuptern wie eine schwarze Wetterwolke schwebt und sich jeden Augenblick im Weltgerichtsdonnern über ihnen entladen zu wollen scheint. Daher an allen Ecken dies Murren, Stöhnen, Zucken, Rascheln, diese seltsamen Laute, die ganz unbeschreiblich sind.

Den mittleren Raum dieser Säle nimmt die steinerne Pritsche ein, welche abschüssig gebaut und in mehrere Lager abgetheilt ist. Das Bett eines Jeden ist bloß durch ein grobes Tuch bezeichnet, welches

über die ihm gehörige Stelle der Pritsche gedeckt ist. In dem Saal, wo sich die auf Lebenszeit Verdammten aufhielten, fand ich, daß es am lustigsten zuging. Und ihnen ist in der That nichts Anderes übrig gelassen als lustig zu seyn, denn sie sind fertig, sie wissen genau ihre Zukunft, was jeder Tag derselben ihnen bringen wird. Sie kennen den schrecklich bestimmten Raum, auf dem ihre Zukunft ihnen zugemessen ist, und auf diesen Raum ist Alles, was Zeit heißt, gleichgültig, ein ödes leeres lächerliches Nichts, das keiner Veränderung in sich mehr fähig ist. Dem lebenslänglich Verdammten kann nichts begegnen, aber dafür gehört ihm der Augenblick ganz und gar, ihm gehört die Luft, die er noch einathmen darf, ihm gehört das Stück Brod, an dem er seinen Hunger stillt, ihm gehört das Lied, das er in lustiger Verworfenheit vor sich hinträllert, ihm gehört der Witz, durch den er sich zum Meister eines von ihm tausendfach verfluchten Schicksals macht. Und an all diesem Besitzthum nagt der lebenslänglich Verdammte mit teuflischer Gier, denn diese höllische Habe des Augenblicks ist seine ganze Lebensnahrung, sie ist seine einzige Religion. Es ist die Religion der Hoffnungslosigkeit, auf deren Altar ein ausgebranntes Herz langsam qualmt und zerstäubt.

Unter diesen Hoffnungslosen erblickte ich auch einen ganz jungen Menschen, der mit einer wunderschönen Stimme französische Volkslieder sang. Er schien gar keinen Begriff von seinem Elend zu haben und war fröhlich und guter Dinge. Der Plan der Flucht beschäftigt wohl Viele und die Meisten, aber zugleich ist ihnen bekannt, daß von allen den Forçats, welchen das Entkommen gelungen, in der Regel mehr als dreiviertel in kurzer Zeit wieder zurückgebracht werden. Andere lagen auf ihrem Bett ausgestreckt und lasen, jene strickten oder beschäftigten sich mit kleinen Schnitzarbeiten, denn es war Ruhestunde. Am wildesten und unangenehmsten gebärdete sich die Einwohnerschaft der Säle, in welchen die nur auf bestimmte Frist verurtheilten sich aufhielten. Viele lachten uns in blödsinniger Bosheit aus, Andere führten freche Reden hinter uns her, oder bedrohten uns mit der Faust und durch ein unverschämtes Nahetreten. Es ist häufig vorgekommen, daß Fremde ihren Besuch in diesen Sälen auf eine sehr empfindliche Weise gebüßt haben.

In einem andern Saal hielten sich blos Schwache, zur Arbeit Unfähige und Blödsinnige auf. Es ereignet sich nicht selten, daß Galeerensklaven von Wahnsinn befallen werden. Entweder gleich zu Anfang aus einem tiefen Zusammenschrecken über ein so

unerträgliches Geschick, oder nach einem lange fortgesetzten Zwangsleben aus einer Abstumpfung, welche sie allmählig in ein wahnsinniges Alter auslaufen läßt. So scheint selbst die Natur, um die Schrecknisse dieses verwünschten Orts noch zu vermehren, da, wo sie sonst dem Entkräfteten mit milder Hand den Tod gibt, bei diesen Unglücklichen lieber den Wahnsinn zu erzeugen, der des Sünders zähen Leib noch hinfristen muß zu seinem eigenen Schauder und als Beispiel des Entsetzens.

Nachts im Schlafe liegen sie Alle an einer und derselben Kette, welche durch den ganzen Saal geht und an die sie mit den Fesseln, welche ihren Leib binden, angeschlossen werden. Es muß ein gräßlicher Anblick seyn, diese Schaar der schlafenden und schnarchenden Sünder zu betrachten, an denen aller und jeder Segen der Natur zum Fluch werden muß. Welche Hölle mag in der Traumwelt dieser Elenden wogen! Welche brennende Verdammniß mag die Phantasie, wenn sie mit ihren Nachtphantomen den Saal bevölkert und sich in schweren bleiernen Flügen auf diese Verbrecherhäupter niederläßt, hier unsichtbar ausüben! Aber von seiner Kette erlöst den Sklaven nichts, selbst nicht die Krankheit. Ist er erkrankt, oder hat er sich bei seinen schweren Tagesarbeiten verwundet, so wird er

in das Hospital des Arsenals gebracht, das sich innerhalb der Gränzen des Hafens befindet, und welches ich ebenfalls durchwanderte. Selbst die Kranken, die so schwach sind, daß sie das Bett nicht verlassen können, sind von der verhängnißvollen Fessel nicht frei. Sie liegen in ihrem Bett und klirren mit den Ketten, so oft sie sich bewegen. Die in der Genesung Begriffenen spazieren vor ihrem Bett auf und ab, aber nicht weiter als die Kette reicht, mit der sie an den Bettfuß angefesselt sind. Und diese traurige Maaßregel ist begründet genug, da die meisten Verbrecher sich durch die Krankenhäuser den Weg der Flucht zu bahnen wissen. Ein sehr feiner etwas ältlicher Mann, mit einem vornehmen Anstande, saß aufrecht in seinem Bett und schrieb eifrig in sein Portefeuille hinein. Er glich in der Zuversichtlichkeit und Bedeutsamkeit seiner Haltung einem Minister, der seine Depechen schreibt. Nur der rothe Kittel, der ihn umhüllte, erinnerte an die arge Wirklichkeit. Vielleicht schreibt er an dem Tagebuch seines unglücklichen, mit schweren Verhängnissen belasteten Lebens. Wer Lälia von George Sand gelesen, mußte bei dieser auffallenden Erscheinung an Trenmor denken. Auch hier sind es die barmherzigen Schwestern, welche die Krankenpflege übernommen haben, und die hier ohne Zweifel ihren schwersten

und gefahrvollsten Beruf ausüben. Auch erscheinen sie hier nicht so heiter, wie man sie an andern Orten beständig sieht. Alles bewegt sich hier in dumpfer freudloser Stille, ohne Lohn und Lust der Geschäftigkeit. Selbst diesen Verstoßenen Gutes zu thun, zeigt sich als Qual und erweckt den Hülfreichen ein traurig befangenes Gemüth.

Einen Tempel, einen Altar oder überhaupt eine besondere Stätte zu Ausübung der Religion gibt es in dem Sklavenkerker nicht. Nur im Hospital ist eine Art von Kapelle zur Verrichtung des Gebets eingerichtet, aber auch dies ist eigentlich nur ein gewöhnliches kleines Zimmer, in das ein Altar hineingestellt ist. Früher war auch im Allgemeinen ein religiöser Cultus für alle Forçats eingerichtet, indem ein Priester alle Sonntage in den Sälen die Messe las. Aber man hat dies, soviel ich hörte, jetzt gänzlich einstellen müssen, weil die heilige Handluug beständig durch das Hohngelächter der wilden Masse durch ihr Schimpfen, Spotten und Schelten unterbrochen wurde. Es war dies eine Rache, welche die sich selbst überlassene Immoralität an dem sanctionirten Glauben der Welt nahm, und zum Theil eine gerechte Rache. Denn was will man mit dem dargebotenen Trost der Messe sagen bei Menschen, denen man Alles genommen, denen man in dem

scheußlichen Abgrund, in welchen man sie geschleudert hat, jede Gelegenheit zur Besserung, zur heilsamen Einkehr in sich selbst, zur innern Rettung von der Sünde versperrt hat? Man hat sie zur Strafe für ihre Vergehen einem Leben preisgegeben, in welchem die gränzenloseste Verwilderung alles menschlichen Seyns gewissermaßen die Bedingung ihrer Existenz wird, man hat alle Andacht bei den Grundfasern aus ihrer Seele gerissen, und verlangt noch, daß sie andächtig sich gebärden sollen, wenn ihnen alle Sonntage ein Priester die Messe vorklingelt? Was will man noch durch die formelle Religion an ihnen retten, da man ihnen durch den Zwang des Gesetzes alle Religion des Herzens, allen Glauben der Menschlichkeit, allen Cultus der Hoffnung genommen hat? —

Mehrere dürfen sich mit Ausarbeiten künstlicher Sachen, Schnitzen von Dosen aus Cocus u. dgl. beschäftigen, und verkaufen diese oft sehr zierlich ausfallenden Gegenstände an die Fremden, welche das Arsenal besuchen, oft zu sehr theuren Preisen. Dies sind zum Theil solche, die für ihren Unterhalt etwas zahlen können, und daher größere Freiheit in der Wahl ihrer Beschäftigungen haben. Ueberhaupt haben die Forçats von jeher eine große Geschicklichkeit in technischen Arbeiten und Erfindungen

an den Tag gelegt und namentlich an letzteren sind oft überraschende Vorschläge von ihnen ausgegangen, welche die höchsten Staatsbehörden sich mit Glück zu Nutze gemacht haben.

Das Fortbestehen der Galeerenstrafen gereicht einem Lande, wie Frankreich, das sich so viel mit seinen Civilisationsideen gebrüstet hat, wahrhaft zur Schmach und Schande. Diese Sklaverei des Bagnos ist unmenschlicher und abscheulicher selbst als die Negersklaverei. Der Staat soll seine Verbrecher strafen und anfesseln, aber er soll und darf nicht zu diesem Zweck Institute unterhalten, die auf unmoralische Prinzipien gegründet sind, wie dies bei den Sklavenkerkern in den Meereshäfen der Fall ist. Auf der Galeere wird der Verbrecher in einen förmlichen Staat des Lasters eingeführt und als Mitglied desselben aufgenommen. Man sagt, daß diese Verdammten alle in einem geheimen Einverständniß miteinander stehen, das sie zu einem ordentlichen gesetzlichen Organismus unter sich ausgebildet haben. Sie haben unter sich ihre geheimen Tribunale, ihre Blutgerichte, und ihre Gesetze, nach denen die Vollstreckung derselben angeordnet und den dazu Erwählten aufgetragen wird. So findet man plötzlich auf oft unerklärliche Weise die Wächter und Aufseher, welche sich verhaßt gemacht, und selbst die Beamten

der Bureaux, ermordet, so wie diejenigen unter den Forçats selbst, welche sich nicht zum Anschließen bereit oder des Verrathes verdächtig zeigen. So soll auch ein allgemeiner Verschwörungsplan existiren, wonach an einem bestimmten Tage des Jahres Jedem alle Uebrigen zur Flucht behülflich seyn müssen.

Ist aber das Institut des Bagno an sich und in sich selbst schon ein unmoralisches, so wirkt es auch nach Außen hin in den Hafenstädten, wo solche Verbrecherwerkstätte existiren, unsittlich und auflösend, und unterhöhlt die Sicherheit und die rechtliche Grundlage der Gesellschaft. Dies geschieht besonders durch die Zusammenmischung der freien Arbeiter mit den Forçats, die im Arsenal alle durcheinander bei denselben Verrichtungen gebraucht werden. Diese Gemeinschaft des Armen, der für den Taglohn und für Weib und Kind arbeitet, mit dem Verbrecher ist von dem allerschändlichsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Ersteren und der Volksklasse einer solchen Stadt überhaupt. Wie viel Giftstoffe werden nicht durch diese Berührung aus der Hölle des Lasters in das unmittelbare Volksleben hinübergeschleppt!

II.

Polen.

(Aus dem Tagebuch meines Aufenthalts in Krakau, im Sommer 1839.)

1. Auf dem Schloßberg in Krakau.

An einem heitern Morgen standen wir auf dem Schloßberge von Krakau, und schauten hinaus in die weite polnische Ebene, durch welche sich die Weichsel in ihren malerischen Windungen schlingt. Den Horizont begränzen die erhabenen Gebirgszüge der Karpathen, Bilder eines freien Naturlebens, stolz herabschauend auf ein bezwungenes Land und Volk. Wenn wir in Gedanken die Freiheit der fernen Berge athmeten, so erleichterten wir dadurch unser Herz von dem schweren Druck, mit dem es sich beim Anblick all des Lebens, das uns hier in der Nähe umgab, belastet fühlte. Betrachteten wir nur zu unsern Füßen die Weichsel, und ihr jenseitiges Ufer, an dem, gerade gegenüber von unsrem Standort auf dem Schloßberge, das Haus der österreichischen Mauth sich zeigte; ließen wir unsern Blick dann weiter umherschweifen zur preußischen

und russisch polnischen Gränze, und wendeten wir nun das Auge wehmüthig hinter uns, wo uns zu Häupten das alte Königsschloß der Polen emporragte, in seiner wunderlich chaotischen Bauart, die so bezeichnend ist für den polnischen Charakter, zeugend von ehemaliger Herrlichkeit noch in jetzigem Verfall und jetziger Erniedrigung, jetzt verwandelt in eine österreichische Kaserne: so fanden wir uns auf diesem Standpunkt von allen den verhängnißvollen Momenten umgeben, welche das Schicksal dieses schönen Landes bilden.

Man kann kaum eine blühendere und prächtigere Landschaft sehen, als die sich um das alte Krakau her ausbreitet. Die Gegend hat einen durchaus südlichen Charakter, und eine Fülle frischen Lebens liegt in bunter Mannigfaltigkeit vor uns ausgegossen. Da fallen unsere Blicke wieder auf das jenseitige Ufer der Weichsel, und werden von den grünen Uniformen getroffen, welche sich dort von Zeit zu Zeit herumtummeln. Es sind die österreichischen Gränzjäger, welche auf der Lauer umherschweifen. Die Weichsel bildet die Gränze zwischen Oesterreich und dem Gebiet des sogenannten Freistaats Krakau. Eigentlich liegt die Gränze zwischen diesen beiden Gebieten mitten im Flusse, und der silbergraue Faden des Stromes ist es, welcher sie bezeichnet. Ein

Schiff, das auf dem Krakauer Theil der Weichsel schwimmt, ist steuerfrei von den Gesetzen der freien Stadt; sollte es sich durch eine auch nur zufällige Bewegung auf die österreichische Seite hinüberwenden, so würde es sofort abgabepflichtig werden. Ein Schwimmer, der sich beim Baden vom Krakauer Ufer aus nur etwas nach dem österreichischen hinüber verlöre, kann gewärtigen, mitten im Wasser von einem österreichischen Gränzjäger nach dem Paß gefragt zu werden, und es soll gefährlich seyn, sich anders in der Weichsel zu baden, als mit einem von dem österreichischen Residenten gezeichneten Paß im Munde. Die Natur aber in ihrer freien Lebendigkeit spottet dieser Gränzwuth der modernen Völker, und der Fluß rauscht hüben wie drüben, hier wo er die alte Burg der polnischen Könige und dort wo er das österreichische Zollgebäude wiederspiegelt, auf beiden Seiten mit derselben Lust seiner Gewässer. —

Der Freistaat Krakau ist das arme angenommene Kind, das die europäischen Großmächte durch die Wiener Traktate vom Jahre 1815 zu ihrem besondern Schützling sich auserkoren haben. Man gab ihm aber bei seiner Geburt einen unglücklichen Namen, indem man den neugebildeten Staat einen Freistaat nannte, und wie mancher Mensch sein Leben lang dafür büßen muß, daß er Gottschalk,

Stoffel oder Habakuk getauft worden, so hat auch Krakau seine Benennung als Freistaat schwer genug entgelten müssen, und entgilt es bis auf den heutigen Augenblick. In der Wiener Congreßakte heißt es. „Die freie, unabhängige und streng neutrale Stadt Krakau,“ und die gesetzliche Ausstattung, welche man damals dem jungen Freistaat mit auf den Weg gab, war liberal und großmüthig genug. Das Jahr 1815 war ein großmüthiges Jahr in der Weltgeschichte, es hatte alle Taschen voll von Völkerglück und Staatenfreiheit. Man schuf damals Begriffe und Worte, die nachher sehr unangenehm in die Ohren fielen, und ungefähr so nachsummten, wie auf einem Fastnachtsball der letzte Baßgeigenstrich, der mit seinem sonderbar durch die Nerven schrillenden Ton daran erinnert, daß man zuviel getanzt und des Guten mehr gethan hat, als die eigene Natur ertragen will.

Krakau bietet ein lehrreiches Beispiel von der Moralität der heutigen europäischen Politik dar. Man kann an den Krakauer Zuständen die Anatomie der Tagespolitik studiren und diese Bereicherung der Erkenntniß verdient schon einen verlängerten Aufenthalt in der merkwürdigen und einst so stolzthronenden Stadt, die jetzt vor Trauer und Scham sich in sich selbst zusammenkauert, und gern ihrem eigenen

Bewußtseyn entfliehen möchte. Alle europäischen Großmächte haben verantwortlichen Antheil genommen an dem Schicksal Krakaus. Oesterreich, Rußland und Preußen heißen seine drei Schutzmächte, welche die dem Freistaate gegebene Verfassung verbürgt haben. England und Frankreich haben den Wiener Traktat, welcher dem Freistaat das Daseyn gegeben, mit unterzeichnet. Aber die österreichische Politik ist es allein, welche hier die Zügel in die Hand genommen, in diesem versteckteften Winkel ihres Einflusses einen tiefen Blick in ihre eigenen Staatsprinzipien eröffnend. Oesterreich ist aus der ersten Schutzmacht die erste und alleinige Zwangsmacht Krakaus geworden. Von den beiden andern ausdrücklich sich dazu bestimmenden Schutzmächten ist vielleicht nur noch Rußland mit verdecktem Spiel betheiligt, indem es auch hier die Klugheit beobachtet, die Gehässigkeit bei der öffentlichen Meinung auf die Schultern der andern Macht zu wälzen, für sich selbst aber im Stillen den ihm ersprießlichen Nutzen davon nicht zu verfehlen. Was Preußen anbetrifft, so wird es in Krakau selbst von den Männern der radicalen Partei bedauert, daß diese Macht nicht den entschiedenen Einfluß auf den Freistaat auszuüben unternommen oder nicht wenigstens eine bleibendere Spur seiner Einwirkung dort hinterlassen hat. In

der kurzen Zeit, welche ein preußisches Uhlahnenregiment auf dem Krakauer Gebiet zubrachte, sind unter der Bevölkerung manche Sympathieen für Preußen entstanden, und man würde hier eine preußische Besatzung ohne Zweifel der österreichischen vorziehen, welche letztere jetzt unumschränkt alle Lebensregungen von Krakau überwältigt hat. Auch sind die geringen Erleichterungen, welche der Freistaat in seiner bedrängten Lage doch nach manchen Seiten hin erfährt, nur dem Antheil Preußens als Schutzmacht zuzuschreiben, obwohl diese Erleichterungen keineswegs politischer Natur sind, sondern sich mehr auf einige humane Einflüsse der Intelligenz beschränken. Dies will aber nicht viel mehr sagen, als einem an das Kreuz genagelten den Schwamm mit Essig reichen, welcher den Durst nur heftiger reizt, und das Lechzen nach dem Tode steigert. Aber Preußen hat hier so viel gethan als es die diplomatischen Verhältnisse zulassen. Mehr hätten England und Frankreich, die doch ebenfalls anerkannte Taufzeugen bei der Geburt dieses Freistaats gewesen, für eine Bevölkerung thun können, die unter einem in der Geschichte beispiellosen Zustand sich befindet und welche als Bewahrerin des Kerns der polnischen Nationalität die höchste Theilnahme verdient. Die Debatte in Frankreich — und was ist die französische Politik noch anders als

Debatte? — ist zwar auch für Krakau einigemal in guten Raketen losgeprasselt, und in Zeiten wie den unsrigen muß man so oft den Lärm statt der That nehmen, daß man selbst den Phrasen, welche beim Beginn jeder französischen Kammersitzung regelmäßig für Polen erschallen, einigen Werth, vielleicht auch einige Wirkung beilegen möchte! Einen kräftigeren Willen hat die andere Frau Gevatterin Großmacht, das freie England, für den armen Täufling an den Tag gelegt. Schon im Jahre 1836 wurde es von Lord Palmerston für eine moralische Nothwendigkeit erachtet, einen englischen Consul nach Krakau zu senden, um vermittelnd in die dortigen Zustände einzugreifen. Es war dies ein Gedanke der Barmherzigkeit, und wer kann sich der Barmherzigkeit erwehren bei den Leiden eines tödtlich Verwundeten, der sich herumwindet in den äußersten Qualen des Daseyns, ohne leben noch sterben zu dürfen. Wem kämen nicht Thränen in die Augen beim Anblick einer Stadt, der unglücklichsten Stadt unter den Städten, deren Vergangenheit so reich an historischer Größe war und deren Gegenwart ein zum Tod gehetzter Bettler ist, der hungrig vor den Thüren seiner ehemaligen Größe liegen und von den Fremdlingen, die sein Besitz bewohnen, sich mit Füßen treten lassen muß! Aber dieser menschliche

Entschluß Englands ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen, doch hat man ihn in neuester Zeit, wo die Noth Krakaus immer bitterer geworden, wiederholt aufgenommen, wenn auch fürerst nur in den englischen Zeitungen. Sollte aber ein englischer Resident nach Krakau abgehen, so würde die österreichische Politik dadurch in nicht geringe Verlegenheiten gesetzt werden, und es könnte sich Oesterreich bei dieser Gelegenheit heilsam daran erinnert sehen, daß es eine deutsche Macht ist und daß seine Hingebung an den Einfluß Rußlands nie dazu führen sollte, die sonst so viel zur Schau getragene Biederkeit und Ehrenhaftigkeit des deutschen Charakters aufs Spiel zu setzen. —

Hier auf dem Schloßberge von Krakau, wo ich jetzt traurig stehe, begannen die ersten historischen Anfänge des nachher so groß gewordenen und weitmächtigen Polenreiches. Dies ist der alte Berg Wawel, in welchem der Drache wohnte, den die tapfere Hand des alten Krakus erschlug, und an dieser mit Drachenblut gedüngten Stätte erhob sich der erste Anbau Krakaus, das der Mittelpunkt des polnischen Reiches und der erste Sitz seiner Könige wurde. Ein von der Natur reich gesegnetes Gebiet begünstigte diese Ansiedelung. So weit man schaut, erblickt man hier ein schönes grünes Hügelland, das

auf seinen Wellenlinien in einer Fülle von Fruchtbarkeit wogt und thront. Alle Erzeugnisse des Bodens gedeihen im Ueberfluß, hoch und dicht steht das Getraide, und der Bauer erntet oft drei bis viermal des Jahres seine Gemüse. Dabei regt sich auf zusammengedrängtem Raum die zahlreichste Bevölkerung. Der heutige Freistaat Krakau umfaßt auf einem Flächeninhalt von 20 Quadratmeilen 131,460 Bewohner, also auf einer Quadratmeile 6573 Seelen, ein so seltenes Verhältniß der Bevölkerung, daß es nur durch die außerordentliche Gunst des Bodens zu erklären ist. Dennoch hat Alles hier ein menschenleeres und verlassenes Ansehen. Das Unglück des Menschen ist mächtiger als alle Pracht und aller Segen der Natur, sein Leid überzieht mit schwarzen Schatten die blühendste Landschaft, seine stille Thräne ist durchdringender als das Rauschen der Seen und Flüsse, die dort weit und breit im Sonnengefunkel das Land bewässern! —

---

2. Der Kosciuszko-Hügel.

Die Wanderung zum Denkmal eines Helden ist ein Kirchgang in den Tempel der Geschichte. Man erneuert sein Vertrauen auf die Vernunft und den lebendigen Prozeß der Weltgeschichte, wenn man die nationale Verewigung eines großen Mannes erblickt, dessen Daseyn das höchste Besitzthum seines Volkes und eine heilige Verheißung für die ganze Menschheit geworden. Und waren die Thaten des Helden auch nur wie die Blumen auf dem Felde, welche der Sturm wieder zerjagt, bezeichneten sie auch in der Erhebung, welche sie ihrer Nation gaben, nur einen kurzen Flug mit gebrochener Schwinge, das Trauerspiel eines großen Willens, der mit all seiner Kraft nur die eigene Vernichtung erkämpft, so strömt nichts desto weniger von dem Gedächtniß eines solchen Helden ein Segen für die Zukunft aus. An seinem Hügel erscheinen uns die Täuschungen der Geschichte

in einem versöhnlichen Glanz, und die Arbeit um die Freiheit des Menschengeschlechts, eine künstliche Mosaik aus Trümmern, verklärt sich uns in dem Licht unserer göttlichen Bestimmung, die, wenn sie kein Wahnsinn ist, zuerst und vor allen Dingen Freiheit ist. Aus dem Untergang der Nationen, so spricht zu uns das Monument, ringt sich doch das ewige Leben der Person zu einem dauernden Sieg hervor, die Völker verkommen und erliegen ihrem Schicksal, aber sie haben ihre Unsterblichkeit in den großen Personen, welche in sich den besten Kern des Nationallebens zur That und zum Bewußtseyn gebracht hatten. Das ist, mitten unter aller Schmach und Schande, unter allen Lügen und Todsünden der Geschichte, doch die historische Seligkeit des Menschengeschlechts, daß die menschlichen Individualitäten, welche in der Geschichte wirken, erhaben sind über das Schicksal der Nationen, die an Unfreiheit und Zerrüttung verloren gehen können, während der Stern eines großen Menschen, welcher der Geschichte seines Volkes aufging, in die Ewigkeit hineinstrahlt und das Zeichen ist, unter dem auch sein Volk, mag es immer an Unterjochung gestorben seyn, mit Glorie in die Ewigkeit der ganzen Menschheit eintritt. So gewinnt der zerfleischte Körper der Völker durch die Unsterblichkeit ihrer Helden das ewige Leben, das

vor den Augen Gottes gesund macht, was krank war, und frei macht was unfrei war, eine Gesundheit und Freiheit, welche kein Despot der Zeitlichkeit mehr untergraben kann! So wird das Nationale am Ende durch das Menschliche erlöst und selig gemacht, und das Unglück der Geschichte geht auf in der höheren göttlichen Bestimmung des Geschlechts! —

Mit diesen Gedanken wanderte ich, während meines Aufenthalts in Krakau, häufig zu dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kosciuszko-Hügel, dem Denkmal des größten und edelsten Polen, in welchem die höchsten Tugenden und die höchsten Leiden seiner Nation in reinster Gestalt unsterblich geworden, und in dem aus der Schmach des Unterliegens doch der Begriff der polnischen Nationalität sich für ewige Zeiten als etwas Hohes und Herrliches herausgerettet hat. Nichts Erhabeneres und Rührenderes kann man sehen, als diesen Hügel; ernst und schwermuthsvoll ragt er aus einer blühenden, in unermeßliche Weiten sich dehnende Landschaft empor. Es ist ein Schneckenberg, dessen Windungen sich in ansehnlicher Breite hinlagern und gegen 300 Fuß in die Höhe steigen, ein Denkmal nach ächt slawischer Volkssitte blos aus Erde aufgeworfen, ein Werk des Spatens, den die Hände der Nation selbst geführt, und woran kein Meißel des

Künstlers, keine zusammengesetzte Berechnung der Architektur geholfen. In grünberaseten Abdachungen steigt er, von Windung zu Windung sich kreuzend, bis zu seiner Spitze empor, auf der noch immer der beabsichtigte Denkstein mit dem Namen des Helden fehlt, obwohl der zu dieser Höhe heransteigende Wanderer keinen Augenblick ihn vermißt. Denn hier flüstert die ganze Gegend den Namen Kosciuszko und die Pappeln, welche wie Grabeswächter in langer Reihe den Hügel umstehen, säuseln das Heldenlied von dem großen Naczelnik in den Wind hinaus, und die Winde tragen es von hier aus unaufhörlich durch das ganze Land Polen, das alte Heldenlied der unglücklichsten Nation, welche den Kosciuszko ihren Vater nannte. Die Cicaden in den Gräsern, welche den Hügel durchsingen, betrauern in ihren seufzenden Melodieen den Vater und seine Kinder, den Vater, welcher die große Schlacht bei Raclavice gewonnen, und die große Schlacht bei Macieiowice verloren, und seine Kinder, die armen Polen, die in ihrem Kosciuszko das Ideal des Vaterlandes anbeteten, und noch im Tode an ihn glaubten als an eine Kraft, die aus unsichtbarer Höhe segnend über einer Nation schwebe, und sie einstmals wieder aus ihrem Elend erretten werde. So geht von dem Hügel Kosciuszko's der ewige Schmerz und die ewige

Hoffnung der ganzen Nation aus, und gräbt sich aus dieser Erdpyramide fort mit der Gewalt eines unterirdischen Feuers durch alle Herzen der Polen, die in ihrem geheimsten Innern davon erglühen. Dies ist hier das Grab und der Krater Polens, in welchem die ganze lebendig begrabene Nation eingesenkt liegt und aus der Tiefe heraus ihre flammenden Seufzer ausschickt wie eine feuerspeiende Leiche, in der eines Volkes letztes Glück verlodert.

Diese den Slawen eigenthümliche Art, Monumente zu errichten durch Aufwerfung eines Erdhügels, verdient in vieler Hinsicht den Vorzug vor der plastischen Denkmalbildnerei, an die unsere heutige Zeit so viel Pietätscoquetterie und gefühlvollen Geldbettel verwendet hat. Die Naturmonumente der Slawen haben nicht nur die Dauer für sich, welche den Elementen trotzt und allen Geschmacks- und Formenwandel der Zeiten überlebt, sondern sie haben auch vor dem Kunstwerk die größere Volksthümlichkeit voraus, indem sie auf die einfachste und ungezwungenste Weise das Andenken eines großen Mannes an die Volkstradition anknüpfen. Zugleich hat hier das Volk selbst die Arbeit des Künstlers übernommen und ist der Mitschöpfer des Denkmals geworden, welches es aus dem ihm natürlichsten und heiligsten Stoff, der Vaterlandserde, und mit dem populairsten

Werkzeug gefertigt hat. So erhebt sich das Naturmonument unmittelbar aus der Volksmasse selbst und indem es als eine That des allgemeinen Willens hervorgegangen, erhält es sich auch in dieser rein nationalen Sphäre von Geschlecht zu Geschlecht. Bei der Errichtung des Kosciuszko-Denkmals ist diese Mitarbeit der ganzen Nation noch in besonders rührenden Zügen geschehen. Nachdem am 19. Juli 1820 auf den Antrag des Vincent Monkolski, Präsidenten des Civil- und Criminal-Tribunals von Krakau, die Aufrichtung eines solchen Monuments für den gestorbenen Helden beschlossen worden, kam man ohne Unterschied des Standes und Geschlechts herbei, um an der Arbeit zu helfen. Vornehme und zarte Frauen nahmen den Spaten in die ungewohnte Hand und neben dem armen Taglöhner arbeitete um die Wette die stolze Gräfin mit Thränen in den Augen, die um das Vaterland flossen. Mütter leiteten ihre unerwachsenen Kinder an, die vaterländische Erde zu graben und daraus den Hügel zu wölben für Kosciuszko, den großen Naczelnik, in dem sich alle Polen wie in ihrem Familienoberhaupt umfassen. Der Senator, der Krieger, der Bauer, der Greis und der Jüngling, alle gruben daran, und selbst ein hochherziger Feind, Kaiser Alexander von Rußland, hatte in der Gesinnung, welche diesen Fürsten immer

ausgezeichnet hat, seinen Beitrag zu den Kosten des Denkmals in ansehnlichen Summen gesandt. Solche Beiträge waren aus allen Gegenden des Polenlandes, von Reichen wie von Armen, eingegangen, und Jeder wollte sein Theil daran haben. So stieg allmählig der Mogila Kosciuszko empor, wozu die Erde aus allen Woywodschaften Polens herangeführt wurde, auch wie man sagt, selbst aus Amerika, wo Kosciuszko seine Heldenschule gemacht, und aus Solothurn, das seine Schweizererde beisteuerte, weil sie das letzte Asyl des sterbenden Feldherrn gewesen. Die Stätte, auf welcher der Hügel sich erhebt, ist der Berg Bronislawa, der als Heilige verehrten Tochter eines alten Königs von Polen zum Andenken so genannt, doch ist dieser Name in Beziehung auf das Kosciuszko-Denkmal dem Patriotismus der Nation auf das Sinnreichste entgegengekommen, denn Bronislawa bedeutet etymologisch zugleich Vertheidiger des Ruhms, oder mit einer Umänderung der Endung, er hat den Ruhm vertheidigt, so daß schon der Name des Bodens, auf welchem das Denkmal steht, die Inschrift desselben abgiebt.

Am 16. Oktober 1820 fanden die Feierlichkeiten der ersten Grundlegung des Kosciuszko-Hügels Statt. Zuerst wurde von dem Schlachtfeld Raclawice Erde mit den Gebeinen der dort gefallenen tapfern Polen

heran gefahren, um als Kern des Monuments zu dienen. Denn diese Schlacht, welche am 4. April 1794 geschlagen wurde, war die erste, in der Kosciuszko, von Krakau ausrückend, gegen die Russen sich stellte und an der Spitze eines begeisterten Heeres, dem selbst die Sense des Bauers sich zugesellt hatte, ein widererstehendes und siegreiches Polen verkündete. „Kosciuszko und Freiheit“ war das Feldgeschrei dieser Schlacht, welche als die neue Morgenröthe Polens betrachtet wurde. Sodann kamen auf einem Schiff der Weichsel zwei große Kisten mit anderer Erde zu dem Denkmal Kosciuszko's herbei, gesandt von der Fürstin Isabella Czartoryska, der edlen Freundin des Helden, welche den Säbel Johann Sobieski's, den Kosciuszko einst von seiner Nation zum Geschenk erhielt, von ihm ererbt hat. Aber diese Erde, die auch Schlachtenerde war, war nicht, wie die von Raclawice, junge Saaterde zum neuen Nationalfrühling, dies war Erde von der Schlacht bei Macieiowice, also von dem Grabe Polens, das die Rosseshufe der Kosaken auf dieser Wahlstatt gegraben haben. Und zwar enthielt die eine Kiste, welche Isabella Czartoryska geschickt, die Erde vom Schlachtfelde selbst, die andere aber Erde von derjenigen Stätte, wo Kosciuszko, verwundet niedergesunken in dieser Schlacht, Gefangener der Russen wird, und

das Ende Polens weissagend, mit dem weltdurchdröhnenden Ausruf: Finis Poloniae! zusammenstürzt. Solche Erde wurde nun auch genommen zu dem Denkmal Kosciuszko's, und indem man sie feierlich dazu vergrub, ertönte dabei die Kosciuszko-Polonaise, der Mazurek-Dombrowski und der Poniatowski-Marsch, in jenen herzbewegenden Nationalmelodieen. Bei hereinbrechender Nacht stiegen flammende Feuer von den umherliegenden Hügeln auf, unter denen man auf dem linken Ufer der Weichsel den Wandahügel, auf dem rechten den Krakushügel, aus Erde aufgeworfen wie das Kosciuszko-Monument, als Denkmäler der alten grauen Vorzeit erblickt. Von diesem Tage an wurde noch drei Jahre lang an dem Hügel gearbeitet, und während dieser Zeit führte man immer noch mehr Erde von andern Schlachtfeldern, auf denen Kosciuszko's Beruf verherrlicht worden, herbei, z. B. von Dubienka, um den Schneckenberg davon immer umfangsreicher zu gestalten. Die Kosten der Aufrichtung werden auf 87,482 polnische Gulden angegeben, ungeachtet die Handleistungen der Patrioten so beträchtlich dabei mitwirkten. Gleichwohl war von den beigesteuerten Geldern noch eine so namhafte Summe übrig geblieben, daß davon für vier arme Krieger aus Kosciuszko's Heer in der Nähe des Denkmals ein Haus erbaut

werden konnte, um sie zu Wächtern und Pflegern des geweihten Rasens zu bestellen.

Die Stadt Krakau darf es als eine Anerkennung ihres ruhmvollen Voranschreitens in der polnischen Nationalsache betrachten, daß ihr das Vorrecht geworden, auf ihrem Gebiet das Monument des großen Feldherrn zu besitzen. Nachdem Kosciuszko aus Amerika zurückgekehrt war, wo er in der Heldenschule Washington's und als Waffengenosse Lafayette's seine ersten Thaten gethan, um einem Volke die Freiheit erobern zu helfen, wandte er sich mit dem schmerzlichen Heimathsgefühl, das keinen Polen verläßt, wieder nach seinem Vaterlande, von dem er früher eines ritterlichen Liebeshandels wegen geflohen war, denn er hatte die schöne Tochter des Litthauischen Marschalls Sosnowski, entführt. Der gutwillige aber schwachherzige Polenkönig Stanislaus August hatte damals wenigstens noch den Muth, eine nationale Stellung zu behaupten, und das durch den fremden Einfluß hin und hergezerrte Land als erster Patriot an seine vaterländische Brust zu nehmen. Darum wurde auch Kosciuszko's Rückkehr nach Polen mit besonderer Freude von dem König begrüßt, und für den jungen Helden gab es keinen günstigeren Augenblick auf den Schauplatz zu treten, als jetzt, wo Stanislaus die Fesseln der von Rußland

unter scharfe Hut genommenen Constitution von 1774 abzuschütteln trachtete. Der Entwurf der neuen Verfassung, die auf nationalem Grunde alle Unabhängigkeit von Rußland gewähren sollte, hatte der König selbst ausgearbeitet, und ging damit im ersten Feuer seiner Begeisterung in die Kirche, hinter ihm her die Reichsversammlung, und hier wurde in einer feierlichen Scene, während die untergehende Sonne mit ihrem Gold den alten Dom durchflog, die Constitution vom 3. Mai 1791 beschworen. Kosciuszko bekannte sich ebenfalls zu dieser neuen Nationalverfassung, welche bald eines bewaffneten Heeres bedurfte, um sich gegen die russische Partei, welche ihr die sogenannte Conföderation von Targowica entgegensetzte, auf Leben und Tod zu schlagen. Polen rüstete sich mit dem alten brennenden Vaterlandseifer, und Kosciuszko ward Generallieutenant der Armee. Schon hatte er den Freiheitskampf durch die gewaltige Schlacht bei Dubienka als Sieger eröffnet, als König Stanislaus August, den man noch immer vergeblich beim Heere erwartete, inzwischen auf seiner Hofburg bange und verzagt geworden war in seinem Herzen. Katharina, die Kaiserin, hatte kluge und dringende Briefe an ihn geschrieben und mitten im Wirbel der neuen Siege, die sein eigenes Werk krönen wollten, verlor Stanislaus den Kopf, indem

er wie ein Besiegter handelte. Der Waffenstillstand, den er abschloß und wodurch er Rußlands Oberheit anerkannte, vernichtete sogleich die neuemporkommende Sache Polens. Kosciuszko wanderte wiederum aus und verlebte ein Jahr der Einsamkeit in Deutschland, wo er nur mit geheimen Gedanken an Polen sich beschäftigte. Er blieb der eine und feste Mittelpunkt der Nation, die, äußerlich erkrankt durch die Theilung ihres Organismus, in Kosciuszko das Bewußtseyn ihrer Gesundheit und Freiheit behielt. Kosciuszko, die Fäden der großen Verschwörung in den Händen haltend, führte mit Riesenfleiß ein unsichtbares Gebäude von Polens Freiheit auf, das, aus Zukunftsträumen gefügt und durch die Hoffnungen auf die Gerechtigkeit eines in der Geschichte waltenden Schicksals verfestigt, aus dem Blut und den Thränen einer ganzen Nation zur Wirklichkeit erstehen sollte. Krakau, die alte Stadt der Könige von Polen, wurde der Ausgangspunkt der Revolutionen von 1794. In Krakau trat Kosciuszko zuerst wieder aus seiner geheimnißvollen Einsamkeit hervor. Durch die verhängnißvolle Insurrectionsakte der Bürger von Krakau wurde Kosciuszko zum Naczelnik Polens erklärt und ihm durch diesen hohen Namen den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Macht und eine Art von Dictatur über Polen übertragen. Im Rathhause

von Krakau entfaltete der Naczelnik Kosciuszko die Fahne Johann Sobieski's und vereidete auf diese das mit den Waffen versammelte Volk zur Treue gegen das Vaterland. In seinen Proclamationen richtete er sich auch an die polnischen Frauen, deren Liebling er stets gewesen, und in deren hoher Gesinnung Polen immer eine Art von Gewährleistung für seine Freiheit gehabt hat. Der große Geist Kosciüszko's zeigte sich im Rath wie in der Schlacht von einer gottähnlichen Ueberlegenheit, und in dieser Hoheit seines Wirkens kannte er keinen größeren Schmuck, als seinen schlichten Bauernkittel, in welchem er am liebsten in die Schlacht zog, dazu die pelzverprämte Krakusenmütze, mit dem Säbel, der ihm einfach von der Schulter herabhing. So waltete er an der Spitze seines Heeres, ein Mann von eisernem Charakter, kindlichem Gemüth, und jener Einfalt der Sitten, wie sie die Helden in den alten Zeiten der Geschichte gehabt. Aber Kosciuszko zeigte sich auch darin als der größte Held seines Vaterlandes, daß das Vaterland den Helden nicht überlebte, sondern der Fall beider ein gleichzeitiger war. Wie Oginski in seinen Memorien erzählt, wurden viele in Polen wahnsinnig vor Schmerz, als sich nach der unglücklichen Schlacht bei Maciеiowice zuerst die Nachricht verbreitete, daß Kosciuszko

in russische Gefangenschaft gerathen. Bei dieser Schreckensbotschaft, gebaren die polnischen Mütter zu früh todte Kinder, Kranke schwanden in Fieber und Schlagfluß dahin, und wie Verzweifelte und Rasende stürzten Männer und Weiber durch die Straßen, im Untergang Kosciuszko's den Fall Polens bejammernd. Indessen nahm Suwaroff Warschau und während Polen ausgetilgt wurde aus der Reihe der lebendigen Staaten, beschäftigte sich Kosciuszko in seinem Gefängniß zu St. Petersburg an der Drechselbank, wo er zur Beschwichtigung seiner Schmerzen und seiner Wunden hübsche Kunstsachen drechselte. Aus Katharina's Kerker erlöste ihn die Thronbesteigung Pauls I. Von der eigenen Hand des Kaisers empfing Kosciuszko seinen Säbel zurück, und tauschte dafür sein Wort aus, denselben niemals wieder gegen Rußland zu führen. Ob es dies verpfändete Ehrenwort gewesen, welches Kosciuszko später von jeder Unternehmung für die Freiheit Polens zurückhielt, oder ob ihn von jetzt an der Gedanke beherrschte, daß sein eigenes Wort: Finis Poloniae! der unwiderrufliche Grabgesang für sein Volk gewesen, man kann es aus Kosciuszko's fernerem Leben nicht klar entscheiden. So viel ist gewiß, daß er Polen wie einen Todten betrachtete, den er in seinem Herzen begrub, und wie er früher die Lebensblüthe seiner

Nation dargestellt, so stand er jetzt wie ihr Grabesmonument da, ein erhabenes Denkmal des Untergangs, das in seiner großen Trauer selbst den Feinden Ehrfurcht für Polen erweckte. So wanderte Koszkiuszko zum dritten Male aus, diesmal aber weder mit geheimer noch lauter Hoffnung, doch an der Gränze sandte er dem Czar die Geschenke wieder zurück, womit ihn dieser zu ehren gesucht, und die er persönlich nicht hatte ablehnen können. Kosciuszko ging nach Amerika, um seinen Vater Washington wieder zu umarmen und an der Brust des alten Helden um Polen zu weinen. Es ist bekannt, wie nützlich auch in der neuen Hemisphäre wieder Kosciuszko's Wirksamkeit wurde, wie er hier für die armen Negerkinder sorgte, zu deren Gunsten er Freischulen stiftete, und wie er endlich zum Bevollmächtigten in Handelsstreitigkeiten zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten erwählt, von Neuem in die Weltthätigkeit zurückkehrte und sich nach Paris begab. Abgehärtet in der Schule der Geschichte, ließ sich Kosciuszko während eines fortgesetzten Aufenthalts in Frankreich durch nichts blenden, was ihm etwa Illusionen hätte vorspiegeln können für eine Wiedererweckung Polens von den Todten, wie ihm z. B. diese zweideutige Aussicht durch die Anerbietungen Napoleons eröffnet werden sollte. Zu den

Plänen, welche der Kaiser der Franzosen mit Polen hatte, sollte Kosciuszko seinen, den Polen geheiligten Namen hergeben, um zur Fahne eines für Napoleons Zwecke erstrebten Nationalaufstandes zu dienen. Aber Kosciuszko mißtraute den Erfolgen, welche für Polens Heil daraus erwachsen konnten, und lehnte hartnäckig alle Anträge zu einer Mitwirkung ab. Dennoch ließ Napoleon in Kosciuszko's Namen jene bekannte Proclamation an die Polen ergehen, gegen deren Unächtheit sich der dazu gemißbrauchte Held erst in späteren Jahren erklären durfte. Gleichwohl unterließ Kosciuszko nicht, da für sein Vaterland zu wirken, wo sich ein begründeter Anker für die Hoffnung zeigte. Dies war der Kaiser Alexander, welcher mehr als einmal seine große Verehrung für Kosciuszko an den Tag gelegt, und der zu der neuen nationalen Constitution, welche er den Polen bewilligte, nicht wenig durch Kosciuszko's Einfluß und Gespräche bestimmt wurde. Kosciuszko trug auch später eine Geldsumme zur Errichtung des Triumpfbogens bei, welchen man dem Kaiser Alexander in Warschau beschlossen hatte, und Alexander zahlte diese Schuld der Pietät später an Kosciuszko, als dieser gestorben war, in ähnlicher Weise zurück, so daß man jetzt, im Angesicht des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, die feindliche Freundschaft dieser

beiden großen Männer für quitt halten muß, denn Alexander gab dem Kosciuszko wieder, was Kosciuszko dem Alexander gegeben hatte, und das, was aus ihrer persönlichen Begegnung hervor gegangen war, die Constitution Polens, hängt auch als Leichentuch über den Gräbern des russischen Kaisers und des polnischen Patrioten. Kosciuszko war in Solothurn gestorben, in den Armen der schweizerischen Familie Zeltner, bei der er seine letzten Lebensjahre verbrachte, als Hausfreund mit den Kindern, als Wohlthäter mit den Armen, als Bauer mit der Natur sich beschäftigend, nachdem er als Held und Staatsmann mit der Geschichte sich auseinander gesetzt hatte. Nicht lange vor seinem Hinscheiden bezeichnete er noch sein großes Daseyn durch eine Handlung, die an sich nur ein Act der Humanität scheint, durch welche er aber den Polen ein Beispiel vorzeichnete, dessen allgemeine Befolgung namentlich in der Revolution von 1830 die größte Politik gewesen wäre. Kosciuszko sprach nämlich alle leibeigenen Bauern auf seinen Gütern frei. Sonst ist sein Testament in mancher Beziehung ein Räthsel geblieben, das vielleicht später einmal auch als ein Vermächtniß erhabener Gesinnungen und großer politischer Ideen für die Nachwelt bekannt wird. Gestern stand ich im Dom von Krakau, im Mausoleum der

alten Könige von Polen, und stieg durch die kleine Fallthür, welche sich im Boden öffnet, zu einem Grabgewölbe hinunter, das, von der Gruft der Jagellonen gesondert, für sich eine eigene Todtenstätte bildet, die nur drei große Helden in sich aufgenommen hat. Hier liegen Johann Sobieski, Poniatowski und Kosciuszko in ihren Särgen, eine ausgewählte Helden-Trias, in ihrer schweigenden Gemeinschaft ein Heiligthum menschlicher Größe darstellend. Unter diesen drei Särgen ist der eine ganz einfach und schmucklos, aus braunem Eichenholz gezimmert, und als der Kirchenwärter mit seiner schwachen Leuchte, die das Dunkel der Gruft kaum zu einer Dämmerung erhob, über den Sarkophak hinfuhr, blitzte uns das eine Wort: Kosciuszko in großen Schriftzügen entgegen. Dies sind die Gebeine Kosciuszko's, die hier modern, und welche, obwohl in der Fremde schon begraben, Polen nicht hat entbehren wollen unter seiner nationalen Habe. Kosciuszko kam als Leiche wieder nach seinem Polen zurück, und selbst ein Abgesandter des Kaisers, der Fürst Jablonowski, geleitete die Ueberreste des polnischen Helden aus der Schweiz nach Krakau zu einem patriotischen Begräbniß. So war ich in der Nähe seiner Asche, und durch die Nacht seiner Grabesstätte leuchtete mir seine lebendige Gestalt auf, die sich mir nach

den Ueberlieferungen der Geschichte immer deutlicher zusammensetzte und mich in Ehrfurcht die persönliche Gegenwart eines Mannes empfinden ließ, der den hohen Beruf, der Erste seiner Nation zu seyn und ihr Leben wie ihr Sterben ruhmwürdig darzustellen, mit den mildesten menschlichen Tugenden, mit aller Einfachheit und Lieblichkeit des Charakters verband und so das Geschichtliche mit dem Menschlichen in jener Harmonie, welche das Ideal des Völkerlebens ist, vereinigte. —

Will man die Sonne über Polen untergehen sehen, so kann man zur Umschau über das Land keinen geeigneteren Punkt erwählen, als den Kosciuszko-Hügel, zu dem wir oft, wann der Tag sich neigte, zu stillbeschaulicher Abendfeier hinauf wandelten. Oben auf der Spitze des Hügels setzen wir uns auf die dort befindliche Ruhebank, und lassen das große Tagesgestirn allmählig vor unsern Blicken sich auflösen in die selige Farbenverklärung, von der Himmel und Erde wie in einer Verzückung überflossen werden, und in welcher die Natur ihre Transfiguration feiert, die auch den kühlen Menschenverstand durchglüht und den Geist in ein sinnendes und gläubiges Anschauen wiegt. Dann steht dort im Westen das duftige Gold der Abendröthe, wunderbar im Blau verschwimmend, und umkränzt mit

Glorienschein das auf seinem hohen Felsen hinter uns thronende Bielany, das Kloster der einsiedlerischen Camaldulenser, die eben nicht im Geruch großer Heiligkeit leben; und deßhalb thut die Sonne ein mildes göttliches Werk, indem sie, am Abend ihres Tagewerkes gleichsam Sünden vergebend, diese Glorie ausgießt auch über das unheilige und verrufene Kloster. Dort im Osten aber legt sich schon allmählig die Nacht über die Stadt, deren Thürme und Kirchen in vielfältigen Gruppen hervorragen, ein stolzer Anblick und zugleich ein melancholischer, Pracht und Verfall in ein harmonisches Bild gedrängt. Zu unsern Füßen die in Schlangenwindungen sich hinziehende silbergraue Weichsel, die alle Tiefen des Abendhimmels nachzittert, jetzt an der einen Stelle halb in sich hüllend, dort wie in hellen Thränen wehmüthig erglühend, ein zweifelhafter Fluß, reich an Untiefen und tückischen Strömungen, dem polnischen Charakter ähnlich. Nun verfließen die Farbenwunder der Abendröthe, hier in Orange, dort in Lilla. In der Ferne, die ganze Aussicht umkränzend, lagern groß und schweigend die Karpathen, in einem feierlichen Hintergrund. Die gewaltigen Massen des Tatra-Gebirges begränzen den Horizont und werfen von ihrer erhabenen Höhe wie in Trauer einen Blick auf das arme Polen zurück. Von unten,

ganz in unserer Nähe, tönt ein andächtiges Glocken-
läuten zu uns herauf. Es kommt aus der kleinen
Kapelle der heiligen Bronislawa, die seitwärts am
Fuß des Kosciuszko-Hügels steht. Dort läutet der
Bruder-Eremit, der nebenbei in einem Bosquet
seine Wohnung hat, sobald ein Fremder die Kapelle
betritt, für ein paar polnische Groschen zur Andacht
für die Geschichte und den Helden Polens. — — —

3. Lebenszustände von Krakau.

Die südliche Physiognomie der Stadt bringt beim ersten Eintritt in Krakau eine angenehme und behagliche Wirkung hervor. Bald aber wird man aufmerksam auf die Leere, die in allen Straßen herrscht, auf die brütende Stille in den Häusern, auf die dumpfe Schwüle der ganzen Stadt, die jeden Augenblick das Losbrechen irgend eines verhängnißschweren Ereignisses erwarten läßt. Krakau sieht beständig aus wie ein geladenes Pistol, das plötzlich losschießen wird, man weiß nicht aus welcher Ecke und auf welches Ziel. Daher die ängstliche Spannung auf allen Gesichtern, das Lauern und Harren, das verstohlene Zischeln und Flüstern, das flüchtige Schleichen, die schattenartigen Bewegungen, das Athemanhalten der ganzen Stadt.

Die kopfhängerische Miene Krakaus macht den Eindruck eines durch Unglück zerrütteten Genies,

das an sich selbst verzagt geworden, und nicht mehr den Muth hat, an seine eigene Größe zu glauben noch etwas Hohes, ins Leben Greifendes ferner damit zu wollen. Dies große verunglückte Genie sind die Polen, erlahmt in Ueberfülle von Kraft, ein Held, der matt geworden aus gebrochenem Herzen.

Das heutige Krakau ist dem äußern Anschein nach nur eine Bettlerstadt. Zerlumptes Gesindel, schmutzige Juden, Gestalten des Elends und der Armuth, bevölkern fast einzig und allein die Straßen, und gleichen den Käsemilben, die sich auf der Fäulniß des großen polnischen Körpers angesetzt haben, während der edlere Theil der Nation sich vor Scham und Schmerz verkrochen hat. Von den höheren Bedürfnissen des Daseyns ist hier fast nirgend mehr eine Spur zurückgeblieben, wenigstens gewahrt man öffentlich nichts davon, denn Alles, was sich noch Kraft und Leben bewahrte, hat sich damit irgendwohin in die Stille geflüchtet und gerettet, und existirt als Geheimniß, nicht zum Vortheil derer, vor denen es sich zu scheuen hat. Denn die in das Geheime zurückgedrängte Kraft hört auf blos eine Tugend zu seyn, sie wird zur Verschwörung.

Bis zur Revolution von 1830 stand das gesellschaftliche Leben von Krakau auf einer sehr hohen Stufe und vereinigte die mannigfaltigsten Genüsse

des Luxus und der Bildung. Auch noch unmittelbar nach der Revolution hatte sich hier eine große Anzahl vornehmer und reicher Refugiés zusammengefunden, die Mittel genug aufwandten, glänzende Häuser zu machen und die hiesigen Privatverhältnisse in einem großen Schwung zu erhalten. Dies dauerte bis zum Jahre 1833, wo die Mächte sich bemühten, alle in Krakau sich aufhaltenden Flüchtlinge und Ausgewanderten fortzutreiben. Alle nur irgend Verdächtigen, oder wenn sie einen verdächtigen Namen führten, wurden mit der größten Rücksichtslosigkeit aus der Stadt gewiesen, eine Menge der angesehensten Familien mußten ihren schon eingewohnten Haushalt abbrechen und mit Frauen und Kindern wie Abenteurer zum Thor hinaus wandern. Damals fiel es als ein merkwürdiger Umstand auf, und wird noch heutzutage als solcher betrachtet, daß, während alle Andern Krakau verlassen mußten, der bekannte Chlopicki allein die Erlaubniß erhielt, in der Stadt zu bleiben, wo er sich auch noch diesen Augenblick unangefochten befindet. Es ist dies eine Art von politischem Räthsel, eben so zweideutig als dunkel. Chlopicki's ungehinderter Aufenthalt in Krakau, wo er sich noch dazu einer besondern Gunst der Schutzmächte zu erfreuen scheint, hat die alten Zweifel, welche die polnischen Patrioten gegen diesen einst so hochgefeierten Naczelnik

der Revolution gehegt, nur bestärkt und bestätigt. Jedenfalls möchte aber Krakau gegenwärtig der einzig sichere Aufenthalt für Chlopicki seyn, da er in Paris oder London, oder wo sonst polnische Flüchtlingen in großer Anzahl beisammen sind, von diesen schwerlich unangefochten bleiben würde. Vielleicht möchte er dann dasselbe Schicksal erleiden wie der bei den Polen noch viel verhaßtere und als Hochverräther von ihnen verwünschte Skrzynecki, der ebenfalls durch sein Zauder- und Mäßigkeits-System diesen Verdacht auf sich geladen und nachher in der Fremde den größten Schmähungen von Seiten seiner eigenen Unglücksgenossen nicht entgehen konnte, bis er jetzt, wenn ich nicht irre, in den Vereinigten Staaten sich ein fernes Asyl gesucht hat. Was Chlopicki anbetrifft, so würden allerdings einige starke Schatten auf seinen Charakter fallen, wenn die Nachsicht, welche die Mächte jetzt gegen ihn ausüben, nichts anderes als ein Ausdruk der Dankbarkeit für sein Benehmen in der Revolution wäre. Es fragt sich aber, ob Chlopicki durch die vielbesprochene Niederlegung der ihm anvertrauten Dictatur in der Revolution von 1830 diesen Argwohn mit Recht verdient hat? Daß Chlopicki als Naczelnik des Revolutionsstaates mehr vermittelnd als gewaltsam wirken und lieber mit Klugheit organisiren als

in Leidenschaft Alles immer von Neuem wieder über den Haufen werfen wollte, kann ihm zunächst nicht als Hochverrath an der Nationalsache, da er die wesentlichsten Dienste geleistet, ausgelegt werden. Die Haupttriebfeder seiner Handlungen als Dictator scheint die Ansicht gewesen zu seyn, daß das neue Organisationswerk Polens den größten Nutzen von einer Vermittelung mit Rußland, den größten Schaden durch eine von den Exaltirten drohende Contrerevolution empfangen würde. An den Klippen, die er in diesem Sinne zu umschiffen hatte, konnte er leicht zerschellen, und sobald er einsah, daß das Friedensprincip seiner Dictatur nicht anerkannt wurde, gab er dieselbe zurück, indem er in demselben Augenblick als gemeiner Soldat in das Revolutionsheer eintrat. Jetzt lebt er hier in Krakau sehr eingezogen und beschränkt, umgeben von einigen Freunden, die seinen Charakter und seine ganze Stellung in der polnischen Revolution lebhaft vertheidigen. Er ist in Krakau ein sehr vielgesehener Spaziergänger, dem man unter den schönen Baumgängen, welche sich um die Stadt herum erstrecken, und in der Stadt selbst auf dem Ring, häufig begegnet. Wenn man dort einen Mann trifft von hoher imposanter Gestalt, bedeutend ergraut, aber noch kräftig und markig in seinem Aussehen, mit seinen etwas diplomatischen

Bewegungen, gewöhnlich in einem langen grünen Ueberrock und mit der eigenthümlich geformten polnischen Mütze bekleidet, so hat man den Helden Chlopicki gesehen, den Sieger in so vielen blutigen Schlachten, den Mann des Volkes, dem der Schmerz um seine Nation, und der undankbare Argwohn, der auf ihm lastet, die Seele umdüstern. In seinen Wunden, die er als Soldat für sein Vaterland empfangen, trägt er noch heut in allen brennenden und fiebernden Erinnerungen die ganze Geschichte Polens seit 1792 mit sich herum, denn Chlopicki kämpfte schon mit hoher Tapferkeit in der Schlacht bei Raclawice neben Kosciuszko, der ihn hier im Angesicht des ganzen Heeres als ebenbürtigen Helden umarmte. Seine letzte Schlacht focht er bei Grochow im Jahre 1831, wo die Granatenkugeln der Russen ihm Hände und Füße verwundeten. Jetzt ist die ganze große Bewegung jener Zeiten verrauscht, die Helden derselben sind Begrabene, Unglückliche, Ausgestoßene, Verschmachtende. Ein Mann wie Chlopicki, nach solcher Vergangenheit ohne Zukunft, an ein verkümmertes und verdächtiges Fortleben gefesselt, welche Kraft muß er nicht aufzuwenden haben, um diesen abgestandenen Rest des Daseyns noch zu ertragen? Das hohe Meer der Geschichte hat ihn ausgeworfen wie einen Schiffbrüchigen auf

eine einsame trostlose Insel. Alles ist still und todt um ihn her, die ferne Brandung des Lebens klingt in seine Oede nur wie Hohn herüber, denn für ihn hat sie keinen Hoffnungsklang, keine Verheißung der Rettung. Tapfer, edel, groß, und vor allen Dingen ehrlich ist er gewesen, als noch sein Wirken es war, das seiner Nation Schicksal bewegte. Was hat er nun, was ist sein Dank, sein Lohn, sein Trost, seine Befriedigung beim Sterben? Chlopicki geht alle Tage Spazieren und Mittags hält er ein gutes Mahl im Gasthof zur Rose, wo er sich die italienische Küche behagen läßt. Spazierengehen, Essen und Trinken sind also noch übrig geblieben von der ganzen welthistorischen Herrlichkeit. Nachdem die Ideale der Geschichte verflogen, hält noch die zähe Nothdurft des täglichen Lebens Stich, und erweist sich als das Dauerhafteste. —

Von öffentlichen Vergnügungsorten erblickt man fast gar nichts in Krakau. Die Stadt scheint jetzt in jeder Hinsicht darauf angewiesen, ohne Vergnügen zu leben und kann sich in ihrem Unglück nicht einmal Zerstreuung verschaffen. In den wenigen Cafés geht es still und freudlos her. Nur an Zuckerbäckereien sieht man einen großen Ueberfluß und in den Hauptstraßen ist fast ein Haus um das andere eine solche Cukiernia, ohne welche die Polen einmal

nicht bestehen können. Selbst in den kleinsten polnischen Städten findet man immer mehrere Conditoreien, die stets zahlreich besucht sind. Es ist die größte Nationalliebhaberei der Polen, Kuchen zu essen, was ein berühmter Humorist bekanntlich als ein Kennzeichen unglücklicher Genies angegeben hat. Die niedrigeren Kaffeeschenken, deren es eine zahllose Menge gibt, sind meistentheils Aufenthaltsörter des Schmutzes und des Lasters. Unter den Kaufläden fallen die vielen Modehandlungen in die Augen und zeigen den eigenthümlichen Sinn der Polen für schöne fashionable Toiletten an.

Gestern verbrachten wir den Nachmittag im Schützengarten. Dies ist der einzige öffentliche Ort, wo sich zu den Concerten, die hier in der Regel am Sonntag stattfinden, einiges Publikum auch aus den höheren Ständen versammelt. Es war ein solches Sonntags-Concert, das uns in den anmuthigen und ziemlich geräumigen Garten lud. Für den Eintritt wird nichts bezahlt, es ist ein militairisches Musikchor, das hier auf Anordnung der Polizei alle Sonntage einige Stunden lang musiciren muß, damit man der Verwaltung nicht nachsagen könne, daß sie gar nichts für die Erheiterung der Stadt thue. Nichts Befremdlicheres aber kann es geben, als den Anblick der Versammlung, die sich hier eingefunden. Wir

erblickten zuerst um die Tribune der Spieler herum einige Reihen von Bänken, auf denen, wie zur Erwartung irgend eines besondern Ereignisses aufgepflanzt, in lautloser Stille Herren und Damen saßen. Andere Gruppen bewegten sich in den schönen Baumgängen des Gartens auf und nieder, aber selten hört man ein Wort von den oft bedeutungsvollen, durch stolze Haltung ausgezeichneten, aber immer scheu in sich gekehrten Gestalten. Nun erschallt die Musik, aber statt der polnischen Nationalmelodieen werden Walzer von Strauß gespielt. Aber auch der Walzer verbreitet keine Heiterkeit, sondern klingt nur wie Hohn. Indeß hat sich die Gesellschaft, die stark von österreichischen Uniformen durchschimmert ist, hier und da vor einigen Tischen niedergelassen, um Erfrischungen einzunehmen, aber Alles ohne Behagen, ohne Ruhe, mit einer Hast, die jeden Augenblick eine unwillkommene Störung zu befürchten scheint. Es dauert auch nicht lange, so ist die Musik verstummt, und dann im Nu die ganze Gesellschaft zerstoben. Man drängt sich in der größten Eil wieder zum Garten hinaus, der nach wenigen Secunden so leer und einsam ist als hätte ihn nie ein menschlicher Fuß betreten. Manche Gesichter, die man hier schaut, besonders unter den Frauen, lassen einen unverlöschlichen Eindruck in dem Beobachter zurück.

Versteckter Rachegefühl lodert in schönen glühenden Augen, die Jeden, welchen sie durchdringend ansehen, zur That begeistern möchten. Welche Fülle von Muth, Lebenstrotz und Nationalstolz thront nicht auf den Stirnen dieser Frauen! Welche Kraft der Verachtung umspielt diese Lippen! Man glaubt auf diesen Gesichtern den trauernden und zürnenden Genius der Nation zu sehen, und welche Zukunft möchte man ihm noch erhoffen, wenn man ihn in dieser Offenbarung erblickt!

Die Frauen und die Bauern hat man von jeher für den Kern der polnischen Nation angesehen, und muß ihn noch heut, im Zustande der Knechtschaft bei ihnen suchen. Eine junge Gräfin in Krakau starb in der letzten Revolution, weil sie aus patriotischer Entzückung die Wunden der Krieger geküßt hatte, sich daraus eine tödtliche Krankheit in ihre Adern saugend. Solchen Rausch der Vaterlandsliebe nenne man bei einem unglücklichen Volke nicht Schwärmerei, sondern es ist vielmehr ein hoher menschlicher Zug, die reinste Bethätigung des Menschlichen, das mit dem Nationalen auf einem Brennpunkt zusammengetroffen. Und die heilige Gluth dieses zusammengeschürten menschlichen und nationalen Bewußtseyns gehört vorzugsweise den Frauenherzen an, in denen es sich als die reinste Vollendung des,

Volkscharakters darstellt. Der Pole zollt daher auch den Frauen seiner Nation eine wahrhaft bewunderns-würdige Verehrung, die sich in allen Beziehungen des Lebens durch eine Aufmerksamkeit, hinter der selbst alle Galanterie der Franzosen zurückbleibt, zu äußern pflegt.

Von den polnischen Bauern kann man insofern sagen, daß in ihnen ein gesunder und tüchtiger Kern der Nationalität sich erhalten hat, als sich durch ihre Lebenssitten und ihren Charakter noch ein biederes religiöses Element hindurchzieht, das in dem so sehr verderbten vornehmen und aristokratischen Theil die-ses Volkes sich immer mehr abgeschwächt hat. Wenn man das eigenthümliche Leben des polnischen Land-mannes betrachtet, so fühlt man, welch ein großer Fehler es gewesen, dies Element des Bauernstandes gänzlich von allen Nationalbewegungen auszuschließen und Revolutionen zu machen, die einen bloß aristo-kratischen Charakter hatten. Im Krakauischen sind zwar die Bauern emancipirt, das heißt, sie sind von der Leibeigenschaft frei geworden, aber diese Befreiung hat auch hier ihre Zustände um nichts gehoben und ihnen weder zu einer menschlichen Veredelung ihres rohen Kerns noch zu einer Anerkennung als eines organischen Bestandtheils der Nation verholfen. Der Bauer ist in Polen einem durchaus thierischen

Zustand überliefert, dessen Schmutz ihm aber seine natürliche gute Laune gar nicht verdorben hat. Vielmehr hat er sich in diesem Schmutz mit so vielem Behagen, frohem Humor und einer gewissen Gemüthlichkeit eingerichtet, daß man es als einen Beweis von seiner ursprünglichen edeln Naturkraft an ihm anerkennen muß, wenn man sieht, was er in einem solchen Leben, wie er es führt, geblieben ist, nämlich ein kräftiger, moralisch unverdorbener, frohsinniger und selbst geistig aufgeweckter Sohn der Natur. Die Emancipation des krakauischen Bauern hat auch in gewisser Beziehung ihre Früchte getragen und ihn hier und da zu einer größeren industriellen Betriebsamkeit angestachelt, die vielleicht den Uebergang zu einer allgemeineren Ausbildung und Entwickelung bei ihm legt. Im Ganzen hat er jedoch bei einer solchen Emancipation, die nur negativ wirkt und nichts Positives schafft durch Erziehung und Gewährung politischer Rechte, an Lebensbehagen eher verloren als gewonnen. Deßhalb haben auch bereits in mehreren Herrschaften von Krakau die Bauern darum nachgesucht, wieder in die früheren Verhältnisse zurücktreten zu dürfen, wo sie noch nicht emancipirt waren, da die neuen bei weitem vortheilhafter für die Grundbesitzer als für die Bauern selbst sind. Die Grundbesitzer nehmen

sich jetzt gedungene Arbeiter, die für den geringen Taglohn viel mehr arbeiten als früher die Bauern, die sonst ihre Pflichtigkeiten mit fauler Leistung abarbeiteten, jetzt aber, wo sie ihre Lasten abkaufen können, oft in Noth sind, wo sie das Geld dazu auftreiben sollen. Auch genoßen sie früher größere Vergünstigungen von Seiten der Herrschaften. Wenn Sturm und Unwetter ihre Hütten zerstört hatten, mußte ihnen die Gutsherrschaft dieselben wieder erbauen. Jetzt muß der Arme den Schaden, welchen ihm die Elemente zugefügt, selbst vertreten und häufig ihm unterliegen.

Die Hütten der polnischen Bauern sind sprüchwörtlich geworden durch ihre armselige und schmutzige Einrichtung, die dem Aufenthalt von Menschen und Vieh dieselben Rechte ertheilt. Früher bestimmten sich die Abgaben, welche die Gutsherrschaften zu zahlen hatten, nach der Anzahl der Schornsteine auf ihren Gütern. Daher auf den polnischen Dörfern der Mangel an Schornsteinen bei den Bauernhäusern. Der Rauch zieht entweder durch die beim Dach befindlichen Ritzen oder durch Thür und Fenster hinaus, was dem Bauer vollkommen gleichgültig ist. Jene Abgabenbestimmung hat indeß jetzt aufgehört und man sieht nun wieder häufiger Schornsteine auf den Hütten der Landleute entstehen, woraus sich

aber diese, die ihre ganze Emancipation bereuen, schwerlich etwas Sonderliches machen werden. Die unermeßlich reiche Gräfin Potockar hat auf ihren Gütern, deren sie auch im Königreich Polen eine bedeutende Anzahl besitzt, vielfach versucht, für ihre Bauern etwas zu thun, sie hat ihnen Geld gegeben, um sich bessere und menschlich eingerichtete Hütten zu bauen, neben denen das Vieh seine abgesonderten Ställe haben sollte. Aber zu dem letzteren waren die Bauern schlechterdings nicht zu bewegen, und das Zusammenwohnen mit ihrem Vieh aufzugeben, wäre ihnen ein härterer Verlust gewesen als der Verlust ihrer menschlichen Würde ist, über den sie sich mit einer so bewundernswürdigen Kraft des Naturells hinwegzusetzen wissen. In der That besitzt der polnische Bauer einen Charakter, der ihm etwas seinem eigenen elenden Zustand durchaus Ueberlegenes und wenn man will, darüber Erhabenes verleiht. Dieser Charakter ist aus zwei scheinbar sich widersprechenden Elementen, aus einem gewissen Stoizismus und aus einer ächt humoristischen Lebenslust, welche letztere einen sehr kindlichen Zug hat, gleichmäßig gemischt. Die stoische Ausdauer namentlich der krakauischen Bauern bei den größten Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten ist bekannt. Ihre wohlgeformten starken Körper, deren Bau man für

unerschütterlich erkennen muß, bewähren sich bei den gewaltigsten Arbeiten wie beim fröhlichen Tanz und Spiel mit derselben Leichtigkeit. Sonntags in ihren Schenken, wenn sie den Krakowiak tanzen, muß man die hiesigen Bauern sehen, um ihre eigenthümliche Begabung, die tiefinnerliche Naivetät ihres Naturlebens und ihre wahrhaft geniale Einfalt zu bewundern. In diesem nationalen Tanz verstehen sie nicht nur die zierlichsten Gruppen zu bilden, sondern es offenbart sich hier auch ihr witziger und erfindungsreicher Sinn in den Versen, welche jedesmal der Reigenführer bei jeder Figur des Tanzes zu singen hat, indem er sich dazu mit einer schelmischen Keckheit vor den Musikanten hinstellt, der ihm eine Weise vorspielt, zu welcher der Tänzer mit Anpassung der Tonart jene bekannten zweizeiligen Reime absingt. In diesen Krakowiaks entfaltet der Bauer die ganze Tiefe seines humoristischen Naturells, bald in zärtlichen Liebesscherzen, die auf seine Schöne anspielen, bald in Ironie, die allen seinen Genossen, dem ganzen Dorf oder wohl gar allgemeinen Verhältnissen des Lebens gilt. Denn der Witz des Contrastes ist es vorzugsweise, der in den beiden Zeilen des Krakowiaks gesucht wird, indem die erste in der Regel einen ganz gleichgültigen oder fernliegenden Gegenstand anschlägt, die zweite

aber, die sich im Reim anpassen muß, den nahe-
liegenden Gegenstand und die Anspielung, auf welche
es ankommt, hinzufügt, so daß es dabei selten ohne
ein komisches Widerspiel abgeht.

Nicht minder eigenthümlich sind die Lebenssitten
des krakauischen Bauern im Innern seiner Hütte
und seiner Familie. Wenn wir aufs Land hinaus-
gingen, verfehlten wir selten, uns in einem Bauern-
hause durch ein Glas Milch zu erquicken, wo wir
jedesmal an dem offenherzigen und frohgearteten
Wesen seiner Bewohner unsere Freude hatten. Meh-
rere Häuser auf diesen polnischen Dörfern fielen
uns auf durch die großen weißen Flecke und Kreuze,
die, mit Kalk gemalt, das ganze Hausthor oder
auch die Wände bedeckten. Wir erfuhren, daß in
einem so bemalten Hause jedesmal ein heirathsfähiges
Mädchen sich befindet, die durch diese Zeichen den
Freiern gewissermaßen ausgeboten wird. Eines Ta-
ges erschallt auch ein Lied vor der Thür der Aus-
erwählten, der junge Freier hat es beziehungsreich
gesungen, und unmittelbar darauf tritt er selbst in's
Zimmer, von einem Brautwerber begleitet. Dieser
letztere führt eine wohlgefüllte Flasche Brantwein mit
sich und nachdem er sie herausgezogen, begehrt er
dazu von der Frau des Hauses ein Glas, das voll-
geschüttet und dem Hauswirth zugetrunken wird.

Dieser gibt es alsdann seiner Frau, die es nun wieder mit einer gewissen Förmlichkeit dem Freier überreicht, der es, nachdem es abermals gefüllt worden, dem Mädchen darbietet, auf dessen Jawort er hofft. Wenn sie das Glas mit verschämtem Lächeln an die Lippe setzt, daraus trinkt und das daringebliebene dem Liebhaber überreicht, so ist die Sache richtig und es erfolgt auf der Stelle das feierliche Verlöbniß. Giebt sie aber den Trank unberührt zurück, so hat der arme Schelm einen Korb bekommen. Auch hier ist der Branntwein der Vermittler, wie bei allen Lebensbeziehungen des polnischen Bauern, im Guten wie im Schlimmen. So einfach auch sonst die Nahrung dieser Leute ist, die sich fast nur auf Vegetabilien und einige aus Mehl bereiteten Speisen beschränkt, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten im Jahr es bis zur Fleischkost bringt, so wird doch mit dem Branntwein überall die größte Verschwendung und Ausartung getrieben. In diesem elenden Getränk ersäuft der polnische Bauer die Sorgen, die ihn über den elenden Zustand der Unterdrückung, an den er gebannt ist, beschleichen wollen, und so möchte ihm dies Gift, das er als Gegengift gebraucht, selbst in humaner Absicht nicht zu entreißen seyn, bevor man nicht eine durchgreifende Verbesserung und Vermenschlichung

seiner Lage mit ihm vorgenommen. Aber die großen Naturanlagen, welche dem polnischen Landmann Jeder zuerkennen muß, der nur einigermaßen Gelegenheit gehabt mit ihm zu verkehren, haben sich in diesen seinen schmutzigen Verhältnissen so fest und kernhaft erhalten wie der Edelstein im Koth der Erde. So schlummern hier im Naturkinde die Keime zu einer bedeutenden Bildung, mit Füßen getreten von der Grausamkeit der Gesetzgeber, und bei der Unmöglichkeit, sich zu einer Blüthe zu entfalten, doch von unverwüstlicher Kernhaftigkeit. Zwar fehlt es dem Bauern bei aller seiner Aufgewecktheit des Geistes auch nicht am dumpfesten Aberglauben, denn mit derselben mysteriösen Innigkeit, mit der er an Gott glaubt und zur heiligen Jungfrau betet, giebt er sich auch an den Gedanken von Wehrwolf hin und trägt überhaupt eine geheimnißvolle Welt von Vorstellungen in seinem Kopf, an deren Spuckgestalten er mit einer heiligen Scheu hängt. Aber dies beweist nur seine poetische Eindrucksfähigkeit, mit der er sich die Nachtseite der Natur und des Lebens, der ihn sein ganzes Schicksal gern preisgeben möchte, zu einer bevölkerten Region, zu Gestalten umschafft, die einen ganz persönlichen Verkehr mit ihm führen. Wird jemals eine günstige Schwankung in der Wagschale der Weltgeschichte auch für diese bisher so unbenutzten

nd unterdrückten Elemente der Menschheit eintreten
nnen? Und wird das, was die Natur zu allem
ntheil an den höchsten menschlichen Rechten beru-
n, die Kraft der Geschichte gewinnen, um sich ein
storisches Leben in der Wirklichkeit zu schaffen? —

Wenn man hier von einem Höhepunkt aus die
mgegend überschaut, so gewahrt man um Krakau
rumliegend in diesem kleinen Rundgemälde allein
chtunddreißig adlige Herrschaften. Dies ist
is Bild des Zerfalls von Polen. Nirgends erscheint
e Aristokratie als ein so klumpenartig abgesonder-
r Bestandtheil der Nation, wie unter diesem Volke.
solche Zusammenklumpungen in einem Organismus
indern aber die selbstständigen Lebenseinrichtungen
ller andern Theile, die daran erlahmen müssen,
nd von der polnischen Aristokratie kann man in
Wahrheit sagen, daß sie alle andern Glieder der
Nation gelähmt und am Leben gehindert hat. Sie
at den Fall der Könige, die Unterjochung der
Bürger und das Elend der Bauern auf ihrem Ge-
wissen. —

4. Das Constitutions-Fest am 11. September.

Heut ist ein großer Feiertag in Krakau, der aber von der Bevölkerung nicht in Freuden, sondern in Trauer begangen wird, es ist die Feier der ganzen politischen Leidensgeschichte Krakau's, das Fest der allgemeinen Betrübniß. Die für den Freistaat gegebene Constitutions-Acte vom Jahre 1818, welche damals so freisinnige Grundlagen einer republikanischen Verfassung enthielt, erlebt am heutigen Tage wiederum ihre Jahresfeier, die noch immer alljährlich angeordnet wird. Im Jahre 1818, als diese Constitution eingesetzt wurde, fanden große Nationalfestlichkeiten statt, zu welchem die drei Schutzmächte drei Bevollmächtigte abgesandt hatten. Diese Bevollmächtigten hielten damals bei dieser feierlichen Gelegenheit Reden, die von Ideen der politischen Freiheit gewissermaßen übersprudelten. Diese drei

eden, im Jahre 1818 am krakauer Constitutions-
ft von den abgeordneten Stellvertretern Rußlands,
esterreichs und Preußens öffentlich vorgetragen,
id vielleicht die merkwürdigsten Aktenstücke der
eueren Geschichte, denn sie enthalten so freie Aeuße-
ngen, daß sie heutzutage in keinem einzigen dieser
taaten, und überhaupt in keinem Staate, wo Cen-
r herrscht, mehr gedruckt werden könnten. Sie
id noch heut in Krakau in vielen Abschriften ver-
eitet. Man erkennt daraus jenen gewaltigen Zu-
mmenklang der Regierungen mit dem Volksleben,
elche die damalige Zeit in ihrem innersten Nerv
urchbebte, eine Zeit, deren Erschütterungen ein hi-
orisches Bewußtseyn in den Machthabern geweckt
nd sie auf den Höhepunkt der Forderungen der
eschichte gestellt hatten.

An der Constitution, welche Krakau erhielt, hat
doch seitdem dieselbe vom Wiener Congreß abwärts
ehende Bewegung, welche alle europäischen Zustände
it ihrer damaligen vertragsmäßigen Begründung in
Widerspruch gesetzt, so viel gemeißelt, abgezwackt und
mgebogen, daß von ihrem eigentlichen Wesen kaum
ine Spur mehr übrig geblieben. Aber dennoch ist
s die Constitution vom Jahre 1818, deren Ein-
etzung noch heut festlich begangen werden muß, und
ie ich am heutigen Tage in Krakau mitfeierte,

obwohl jene Constitution bekanntlich im Jahre 1833 eine öffentliche Abänderung erfahren hat. Ich hatte mir im Senatsgebäude beide Verfassungen, die Constitution vom Jahre 1818 und das Verfassungs-Statut vom Jahre 1833, für wenige polnische Groschen gekauft, und diese Documente von der Entwickelung der neueren Geschichte in der Tasche, schlenderte ich auf den Straßen umher, um der auf Vormittag 10 Uhr angesagten Constitutionsfeier beizuwohnen, einer Todienfeier, die Gefühle der Andacht erwecken mußte für das, was gewesen ist!

Schon vor mehreren Jahren fragte der Senat von Krakau bei den Residenten der Schutzmächte an, ob nicht diese Feier der Constitution vom Jahre 1818 lieber unterbleiben solle, weil doch die dadurch gegebene Verfassung abgeändert sey? Es erfolgte aber die Antwort, daß es bei der Feier verbleiben und dieselbe nach wie vor mit allen nur möglichen Freudensbezeugungen von den Krakauern begangen werden solle!

Die Feier beginnt damit, daß sich die Beamten der Stadt aus allen Klassen um die anberaumte Stunde in das Senatsgebäude begeben müssen, um dem Präsidenten des Senats Glück dazu zu wünschen, daß die verfassungsmäßige Freiheit, welche durch jene Constitution gegeben sey, bis auf den

heutigen Tag so erfreulich fortbestanden habe. Die Residenten der drei Schutzmächte gesellen sich dazu, und es bildet sich ein Zug, der, von den Zünften gefolgt, sich nach der Marienkirche in Bewegung setzt, wo eine feierliche Messe abgehalten wird. Wenn man diesem Zug durch die Straßen folgt, fühlt man sich verwundert und befremdet, daß sich gar kein Volk zu dem Fest eingefunden hat, denn alle Straßen sind still und menschenleer, obwohl überall von Gensdarmerie besetzt. Eine Abtheilung der Stadtmiliz marschirt nun geradenwegs in die Kirche hinein, und besetzt den mittleren Gang derselben in einem Spalier. Nichts gleicht dem widerwärtigen Anblick, Soldaten in aufgestülptem Helm und mit Gewehr und Bajonnet in der Kirche nach militärischem Commando sich aufpflanzen zu sehen, eine Unsitte, die zuerst Napoleon eingeführt hat. Früher wurde bei solchen Gelegenheiten auch getrommelt. Nun erschallt das Commando, die Soldaten präsentiren, denn der Zug der pflichtmäßigen Festgänger naht sich heran. Dieser Festzug wird von Jahr zu Jahr dürftiger, und sah heut besonders lückenhaft und abgezehrt aus, denn wer nur irgend kann, entzieht sich dieser öffentlichen Schaustellung seines Unglücks. In der Kirche herrschte unter dem dort versammelten Publikum die größte Stille und Schwüle, hier sah

man melancholische, dort wüthende Gesichter. Jetzt beginnt der erste Thon der Messe, und das herrliche Gewölbe der Kirche erbraust von der Gewalt der Musik, welche auf Augenblicke die peinliche Spannung der Gemüther und das unheimliche Klopfen der Herzen in ihre Melodieen einhüllt.

Der preußische Consul, Herr von Hartmann, sowie der russische, Herr von Ungern-Sternberg, sind beide protestantisch, und machen die Ceremonie nur als Zuschauer mit. Namentlich hat der erstgenannte dieser Residenten ausdrücklich erklärt, daß es gegen seine Grundsätze sey, bei der Messe niederzuknieen. So ist es auch hier Oesterreich allein, welches für Krakaus Wohl betet, und feierlich niederknieend am Altar, vor Gott dem Herrn die Freiheit repräsentirt, mit welcher dieser Freistaat fortwährend begnadigt wird.

Nach der Kirche folgte auf der Straße eine Parade, der fast gar keine Menschen zusahen. Auf den Abend hatte ein Ball im Hôtel von Ungarn stattfinden sollen, wurde aber wieder abgesagt, da man Grund sah zu fürchten, daß sich keine fröhlichen Tänzer auf demselben einfinden möchten. Noch war eine Illumination für den Abend befohlen worden, und wir machten uns deßhalb bei einbrechender Dunkelheit auf den Weg, um die Stadt, die sonst

ur im Feuer ihrer verstohlenen Thränen blinkt, auch
n dem Festtagsglanz dieser Lichter zu schauen. Die
mtlichen Gebäude, wie der Senat, blitzten uns auch
gleich in feierlicher Erleuchtung entgegen; dieser
ar sogar mit einer flammenden Inschrift geziert,
us der die Jahrszahlen 1815 und 1818 mit be=
nders grellem Feuer herausbrannten. Dies sind
llerdings brennende Zahlen der neueren Geschichte,
ie nicht heiß genug in das Gewissen der Zeit ein=
eätzt werden können. Aber in den Gassen bewegte
ch kein Mensch, um diese melancholische Illumi=
ation zu betrachten. Die stillen, düster flackernden
ichter in der öden Stadt blieben ohne alle Be=
rüßung und verbreiteten einen so schauerlichen Ein=
ruck wie Kerzen, die an einer Bahre angezündet
ehen.

Auf der Promenade fand gegen die Nacht ein
euerwerk statt, zu dem sich eine größere schaulustige
Menge zusammengefunden hatte, die jedoch meisten=
heils nur aus dem ärmsten und zerlumptesten Ge=
ndel der Einwohnerschaft bestand. Einem Feuer=
erk widersteht das arme polnische Volk nicht so
icht. Wie wenig Freuden ihm in seinem zertrete-
en Daseyn auch geboten werden, so hat es doch
arum die alte Vergnügungslust seines Charakters
m nichts eingebüßt. Wie kindisch jauchzten hier

nicht diese verunglückten Nachkommen einer großen Nation den steigenden Raketen nach, die ihre Feinde angebrannt haben, um ihnen einen Augenblick lang ihr gränzenloses Elend zu beschwichtigen! Wie klatschten sie über all diese erbärmlichen Leuchtkugeln und Feuergarben vor Freuden in die Hände, den Kindern gleichend, die über Gräbern spielen und lachen! Nie konnte man den genußsüchtigen und leichtsinnigen Charakter des polnischen Volkes, der sich so leicht am Augenblick berauscht und vergißt, auf eine schneidendere Weise sich äußern sehen, als in dieser Nacht, die von den Freudenfeuern eines solchen Constitutionsfestes durchstrahlt und von dem Jubelrufen solcher Republikaner durchtönt war! Fröstelnd und in tiefster Seele uns grauend, schlichen wir von dem Schauplatz des Jubels hinweg, und suchten das ungestörte Dunkel der Baumgänge, das in seinen Nachtschleiern Alles wohlthätig verhüllte und verbarg.

Der auf den heutigen Abend anberaumte Ball fand erst am nächsten statt. Man hatte durch Polizeidiener die Eintrittskarten dazu in den Gewölben umhertragen lassen, und sie den Kaufleuten mit dem Andringen aufgenöthigt, für den wohlthätigen Zweck dieses Balls beizutragen, indem man die Unterstützung der durch die letzte Ueberschwemmung

Verunglückten damit beabsichtige. So hatte man ungefähr hundertunddreißig Personen, die sich bereit erklärt, zusammengebracht, und auch von diesen soll nur ein Theil auf dem unglücklichen Ball wirklich figurirt haben.

Da dies Constitutionsfest nur eine Satire auf die Politik der modernen Geschichte ist, so haben auch die Krakauer in diesem Jahre es zu schwer gefunden, keine Satire zu schreiben, und eine solche geht in diesen Tagen in vielen Abschriften umher. Es ist eine in Versen geschriebene Krankheitsgeschichte des Freistaats Krakau, deren medicinische Einkleidung zu scharfen Witzen Gelegenheit gibt. Die Section des Cadavers, die feierlich vorgenommen wird, veranlaßt zu einem Eindringen in alle bisherigen Lebensumstände der Todten, und daran knüpfen sich denn sehr medicinisch gelehrte Anschauungen über Ursachen und Wirkungen in der politischen Geschichte Krakaus. Die Selige ist an den Bemühungen der vielen Aerzte, die sich ihre Heilung angelegen seyn ließen, verschieden. So treibt die Verzweiflung einer verunglückten Nation immer noch ein geistvolles Lächeln über sich selbst auf.

---

5. Die öffentlichen Zustände von Krakau.

Die Verfassungsgeschichte Krakaus hat zwei merkwürdige Momente aufzuweisen, welche sich an die erste Constitution von 1818 und an deren Abänderung von 1833 knüpfen. Um den Geist der neuern Geschichte gründlich kennen zu lernen, wird man nicht leicht der Einsicht in diese Metamorphosen eines hochbegabten politischen Körpers entbehren können. Es sind die krankhaften Schwankungen eines Staatsorganismus, dem man zur guten Stunde einen Keim eingepflanzt, welchen er nachher, als er daraus wachsen und blühen wollte, unter Schmerzen und Qualen wieder in sich verwinden mußte. Und dieser Verwindungsprozeß dauert noch heut mit allen seinen Wehen in Krakau fort, denn die Verfassung dieses Freistaats ist durch die abgeänderte Constitution vom Jahre 1833 noch keineswegs sicher festgestellt,

sondern sie zittert vielmehr noch immer hin und her an demselben abschüssigen Rande, an den man sie damals geführt. Sie ist fortwährend in einem Uebergange begriffen, in dem man sich den trübsten Befürchtungen für die Zukunft ausgesetzt sieht. Es ist dasselbe nagende Leiden, an dem wir Alle in dieser Zeit hinsiechen, der Widerspruch unserer Bestimmung, die uns mit allen Anlagen und Rechten des Daseyns unter eine kleinliche und hindernde Nothwendigkeit stellt. Es ist der abmattende Kampf, den unser gesundes Wachsthum täglich eingeht mit einer Witterung, die ihre naßkalten Nebel über alles Gedeihen und Entwickeln wirft.

Beginnen wir unser Betrachten der Verfassungs-Veränderungen Krakaus zuerst mit dem Senat, in welchem sich die ganze Organisation des Freistaates in ihrer Spitze zusammenfaßt. Nach der ursprünglichen Verfassung beläuft sich die Zahl der Senatoren auf zwölf, gegenwärtig aber nach der abgeänderten auf acht, doch spricht man jetzt davon, daß diese Anzahl bis auf vier zurückgeführt werden solle, entsprechend den vier Departements, in welche man jetzt das Verwaltungswesen des ganzen Landes eingetheilt hat, nämlich in die der Justiz, der Finanzen, des Unterrichts und des Innern und der Polizei. Durch diese Vereinfachung des Senats

erhält man ohne Zweifel Gelegenheit, Einflüsse leichter geltend zu machen, die hier auf die Regierung des Landes ausgeübt werden sollen. Unter den acht Mitgliedern des heutigen Senats befindet sich bereits ein Oesterreicher, der sich hier in Krakau ein Haus gekauft hat, wodurch man die Befähigung gewinnt, Senator zu werden. Die beiden Vicepräsidenten sind römisch-katholische Geistliche, außerdem sitzt noch ein Priester jetzt im Senat. So ist die Regierung von Krakau jetzt vorherrschend in den Händen von Geistlichen, bei denen allen die Sympathieen mit Oesterreich genau verwoben sind mit einer mehr oder weniger abentheuerlichen Laufbahn ihres vergangenen Lebens, wovon wir später an einem derselben ein merkwürdiges Beispiel aufzeichnen wollen. Es wiederholt sich aber hier eine alte geschichtliche Wahrnehmung, wie entartete Staatsorganismen sich am leichtesten in Pfaffenherrschaft auflösen.

Die große Gewalt, welche sonst dem Senat als der eigentlichen Regierung des Freistaats zustand, ist durch die neuern Bestimmungen ebenfalls zu einer beschränkten geworden. Nach der Charte von 1818 ging alle ausübende und verwaltende Macht im Staate nur vom Senat aus, welcher auch das Recht der Begnadigung im vollsten Maße ausübte. Die

Wahl der Senatoren wurde zum größten Theil durch die Repräsentanten-Versammlung der Nation bewerkstelligt, welche neun Mitglieder des Senats, mit Inbegriff des Präsidenten, ernennen durfte, indem die übrigen vier aus dem Capitel und der Universität gewählt wurden, welche beiden Körper das Recht besaßen, zwei ihrer Glieder zum Sitz im Senat, eines lebenslänglich und das andere auf gewisse Zeit zu bestimmen. Die abgeänderte Charte von 1833 beschränkte nicht nur das Begnadigungsrecht des Senats, sondern machte auch die Wahl des Präsidenten des Senats von der Zustimmung der drei Schutzmächte abhängig. Nach der alten Verfassung waren immer sechs Senatoren lebenslänglich erwählt, der Präsident jedoch blieb nur drei Jahre im Amte, nach deren Verlauf er aber wieder erwählt werden konnte. Von den nur auf bestimmte Zeit gewählten Senatoren mußte die Hälfte jährlich ausscheiden und neuen Wahlen Platz machen. So blieb dieser oberste Staatskörper immer frisch und lebendig, und zugleich vor einseitigen Richtungen bewahrt, indem er sich in kurzen Fristen stets wieder aus dem unmittelbaren Quell des Nationallebens ersetzte und zugleich durch das ihm inwohnende Element der Stätigkeit ein festes Gleichgewicht behaupten konnte. Die Veränderungen des

Statuts von 1833 hemmten auch hierin die lebendige und nationale Beweglichkeit des Senats, indem sie ihm namentlich durch die Bestimmung der längeren Zeitdauer von sechs Jahren, während welcher jetzt Präsident sowohl wie sechs der Senatoren in ihrer Verrichtung bleiben, eine gewisse Schwerfälligkeit mittheilten und es ihm unmöglich machten, sich immer im Einklang mit den Bedürfnissen des Volkes und der Zeit zu entwickeln.

Die Stellung des Präsidenten des Senats, als des eigentlichen Oberhaupts der Regierung von Krakau, ist eine so wichtige, daß sie in diesem Augenblick gänzlich unbesetzt ist und man auch wohl vorziehen wird, sie vor der Hand durch keine bestimmte Person vertreten zu lassen. Die drei Schutzmächte haben die Regierung unter der Form einer Conferenz übernommen, und diese Conferenz steht mit dem Senate vorzugsweise durch einen Mann, welcher ihr höchstes Vertrauen in jeder Beziehung zu genießen das Glück hat, in der innigsten und ausschließlichsten Verbindung. Dieser Mann ist Herr Joseph Schindler, ein römisch-katholischer Priester, der als Vicepräsident des Senats jetzt die unbesetzte Stelle eines Vorstandes der Regierung vertritt, und als solcher den ganzen Senat durchaus im österreichischen Sinne leitet. Durch seine unbedingte Geltung

bei den Schutzmächten ist dieser Prälat jetzt ohne Zweifel der bedeutendste und einflußreichste Mann im Freistaate. Schindler hat in kurzer Zeit eine merkwürdige Laufbahn in Krakau zurückgelegt. Im österreichischen Antheile von Galizien geboren und im Theresianum zu Wien zum Geistlichen gebildet, bekleidete er zuerst eine armselige Katechetenstelle in Czernowitz, von der er nicht leben konnte. In Verlegenheit um eine bessere Anstellung, wandte er sich durch zufällige Vermittelung eines seiner ehemaligen Mitschüler, der Professor in Krakau geworden war, dorthin, um eine Professur an der Universität zu erhalten. Er gab vor, im Besitz der Kenntniß von vierzehn Sprachen zu seyn, doch enthielt sein in lateinischer Sprache abgefaßtes Gesuch die gröbsten Sprachfehler. Nachdem es ihm gelungen, in Krakau festen Fuß zu fassen, indem er in der That eine Professur der Theologie an hiesiger Universität davontrug, wurde er in kurzer Zeit Domherr, schwang sich bald auch zu andern geistlichen Würden empor, und erwarb durch verschiedene Dinge, bei denen ihm Zufall und Geschicklichkeit gleich geholfen, die Gunst des Kaisers von Rußland, von welchem er für die Ueberreichung einer tartarischen Grammatik, über deren Abfassung man zweifelhaft ist, einen prachtvollen Brillant empfing.

Darauf gelangte er in den Senat, und ist auf dem Wege, nächstens Bischof zu werden. So durchlief Schindler mit einer nie gesehenen Schnelligkeit fast alle geistlichen und weltlichen Staffeln des Freistaats, und man kann ihm eine ungewöhnliche Geistesgewandtheit und Elastizität des Charakters gewiß nicht absprechen, wenn man ihm auch die Anerkennung aller gründlichen Bildung verweigert. In seiner Person scheinen sich der österreichische und der russische Einfluß gewissermaßen auf dem Indifferenzpunkt begegnet zu seyn, und er stellt diesen freigezeichneten Punkt, auf welchem sich die beiden großen Magnete zusammenstoßen, und in dessen subtiler Gränze eben die heutige Regierung Krakaus sich zu halten hat, mit aller Meisterschaft dar. An solchen gekniffenen Charakteren ist unsere Zeit reich, sie sind die Heroen unserer gekniffenen Verhältnisse. Dies sind solche Figuren, die man heutzutage aller Orten und auf den höchsten Stellen antrifft, Emporkömmlinge der Knechtschaft. Mit ihrem Talent, das sie unläugbar besitzen, beuten sie die Schlechtigkeit der Zeiten aus und beweisen durch den Glanz ihrer Erfolge, wie in solchen Perioden der Geschichte sich immer der Vortheil Einzelner mit der Schande Aller verträgt. Gewöhnlich haben sie sich aus niedrigen Sphären den Weg zu den höchsten gebahnt und auf diesen

Schlangenwindungen seine Studien der menschlichen
Natur gemacht. Sie haben das Verderben der Zeit, in
der sie leben, psychologisch ergründet, und sind dadurch
die Meister und Virtuosen dieses Verderbens gewor=
den. Treue Diener ihrer Herren, sind sie zuverlässig
in den Geschäften, weil sie überall ihre eigene Haut
mit zu Markte tragen. Sie werden bei einem Um=
schlagen der Zeiten bei Seite geworfen, aber dann
trösten sie sich damit, daß sie doch gelebt und ihren
Vortheil sichergestellt haben. In guten Zeiten wür=
den sie vielleicht dem Guten ebenso treue Dienste
geleistet haben, wie in schlechten Zeiten dem Schlech=
ten, denn sie besitzen das Genie der Wirksamkeit.
Sie sind zu allen Dingen zu gebrauchen, und sind
stark durch ihre Verachtung der öffentlichen Meinung.
Sie sind geborne Großinquisitoren und haben das
polizeiliche Talent, das unsere Zeit vorzugsweise
ausgebildet hat, zu jener Höhe gebracht, auf der es
eine furchtbare Gewalt selbst über den Geist errun=
gen. Im Kampf der Polizei mit dem Geist, dem
Geist der Nationen, dem Geist der Zeit, dem Geist
des Individuums, dem Geist der absoluten göttlichen
Vernunft, haben sie sich die Fülle von Ruhm und
Glück erworben, in der sie schwelgen. Sie ver=
prassen die Beute, die sie dem Geist abgenommen,
mit irdischer Gier und werden alt und fett davon.

Zuletzt aber bedient sich ihrer die Geschichte häufig noch zu einem guten Werk. Denn indem sie die Sache, welche sie führen, in der Regel an den Rand des Abgrunds treiben helfen, zeitigen sie dadurch das Schicksal ihres Volkes. — —

Im Senat von Krakau finden sich jetzt außer den drei katholischen Priestern, auch noch alle möglichen Leute, die man nur eben dazu auftreiben konnte. In diesen Tagen ist ein Tuchmacher Louis Senator geworden, bei dem ich mir noch den Tag vorher in seinem Gewölbe in der Grodzker-Straße Tuch zu einem Rock gekauft, ohne zu ahnen, welche zukünftige Würde mich hier hinter dem Ladentisch bediente. Vor Kurzem saß auch ein bekannter hiesiger Weinhändler im Senat, fand jedoch seine Rechnung nicht dabei, denn die unter ihm stehenden Beamten, die früher viel in seiner Weinstube verkehrt hatten, blieben jetzt aus, um sich bei ihren, wie natürlich, durch den Wein zu größerer Offenheit erschlossenen Gesprächen nicht durch ihren Chef belauschen zu lassen. So gab der auf seinen Vortheil sich verstehende Mann gern seine Senatorstelle wieder auf, die ihm nicht so viel einbrachte, als er auf der andern Seite bei seiner Weinstube daran verlor. —

Was die bestehende Wirksamkeit der Landtage und überhaupt das Institut der Volksräsentanten

nbetrifft, so bietet sich hier ein Schauspiel der
ollendetsten Richtigkeit dar. Nach der Verfassung
on 1818 fand alljährlich eine Zusammenberu-
ng der Repräsentanten statt. Die Charte von
833 aber läßt nur alle drei Jahre einen Land-
g zu, der sich jedoch gegenwärtig keineswegs mehr
it der Berathung von Verfassungsgegenständen be-
häftigen darf. Nur das Finanzbudget wird ihm
och vorgelegt, doch verhandelt er auch hierüber
ur unter der besondern Aufsicht der drei Residenten
er Schutzmächte.

Die Gerichtsverfassung beruhte nach der Consti-
tion von 1818 auf den freisinnigsten Grundlagen
er Oeffentlichkeit. Der siebenundzwanzigste Artikel
ner Constitution ordnete für Civil- wie für Crimi-
alsachen das öffentliche Verfahren an und enthielt
ndeutungen zur Bildung eines Geschwornengerichts,
einer den Verhältnissen des Landes und der Ein-
ohnerschaft angepaßten Modelung. Was das Civil-
echt anbetrifft, so ist der zum Grunde gelegte Code
apoleon auch noch heutzutage in Kraft verblieben.
n der Criminaljustiz aber hatte bisher eine eigen-
hümliche Combination des österreichischen Gerichts-
erfahrens mit dem französischen gegolten. Man
ichtete den Verbrecher nach dem Strafgesetzbuch,
elches Oesterreich für seine galizischen Provinzen

gegeben, ordnete ihm jedoch zugleich einen Advocaten als Vertheidiger bei, der unabhängig vom Richter nach Uebersicht der vorliegenden Acten für den Angeklagten sprechen durfte. Dies Verfahren wurde jedoch aufgehoben und der Verbrecher jetzt lediglich in die Hände des Justizbeamten gegeben, der nun zugleich Ankläger und Richter ist. Ebenso wurde die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in den Crimiminalsachen eingestellt. Im Civilrecht dauert sie noch fort, und wird hier der Code Napoléon fortwährend mit aller Kraft gehandhabt, obwohl man hierüber täglich neue Bestimmungen erwartet und der Einführung des preußischen Landrechts oder der österreichischen Gesetzbücher statt des Code Napoléon entgegensieht. In der Verfassung von 1833 aber fehlt der Artikel über die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens gänzlich, so daß eine grundgesetzliche Verpflichtung zur Aufrechthaltung desselben in den heutigen Zuständen Krakau's gar nicht vorhanden ist.

Früher wurden alle Richterstellen im Lande durch Wahl besetzt. Diese Wahl erfolgte auf dem Landtage durch die Abgeordneten der Nation. Nachdem diese Bestimmung jetzt gänzlich außer Kraft getreten, können sämmtliche Richterstellen nur durch den Senat besetzt werden. Eine andere volksthümliche

Vergünstigung der Constitution von 1818 war die, daß auch die höheren Polizeistellen von der Wahl der Gemeinden abhingen. Diese Bestimmung ist ebenfalls eingegangen und der Freistaat Krakau empfängt jetzt seine Polizeibeamten häufig aus der Hand ganz räthselhafter Mächte. Doch bietet die neue Organisation der hiesigen Polizei, deren Schöpfer der bekannte Herr Guth ist, in vielen Beziehungen ein Musterbild der Regelung dar, und Guth ist mit Ruhm gekrönt, vor einiger Zeit von diesem seinem Werke wieder abgetreten. Man hört hier täglich von neuen Verhaftungen, die eine Folge des ausgebildeten Polizeisystems sind. In diesen Tagen ist auch der Maire Pronzinsky, ein anerkannter Biedermann, in Criminalhaft gebracht worden. Sein Vergehen besteht darin, einem Studenten, zur ungestörten Verfolgung seiner Laufbahn, das Zeugniß ausgestellt zu haben, daß derselbe bei der Revolution nicht betheiligt gewesen. Aehnliche Anlässe kommen hier häufig vor, und hat früher sogar ein Senator wegen der Ertheilung eines solchen Zeugnisses, das sich freilich als unrichtig erwiesen, die Stadt verlassen müssen.

Mit der Reform der Polizei gestaltete sich hier auch zugleich die neue Organisation der krakauer Stadtmiliz, die man immer für ein gefährliches

und bedrohliches Element gehalten, und deren gänzliche Auflösung daher schon lange den besorgten Lenkern des Freistaats am Herzen gelegen. Die österreichische Schutzmacht hat nun auch den Krakauern eine neue Stadtmiliz organisirt, die freilich aus ihren eigenen österreichischen Unterthanen besteht. Sie hat aus ihren polnisch-galizischen Regimentern die untadelhaftesten Subjecte, für die sich ihre früheren Chefs haben verbürgen müssen, ausgewählt, und so ist jetzt ein wohlversehenes Heer von 482 Mann, jeden Augenblick zum Schutze Krakau's bereit, auf die Beine gekommen, dessen Einkleidung und Bewaffnung dem Freistaat bedeutende Kosten verursacht haben soll. Diese Schaar besteht aus zwei Compagnien Miliz und einer Compagnie Polizeisoldaten, ferner aus 32 Mann berittener Gensdarmen und 10 Gensdarmen zu Fuß. An der Spitze dieser Macht steht ein ehemals österreichischer Major, Herr Hohlfeld, mit dem Titel eines Obristlieutenants und etwa 4000 Gulden Gehalt, doch hat sich derselbe den Rücktritt in seine früheren Dienstverhältnisse ausdrücklich vorbehalten. Die übrigen Offiziere der Stadtmiliz, die aus drei Hauptleuten und sieben Lieutenants bestehen, sind ebenfalls Oesterreicher, und theils wegen des ruhigeren Dienstes, theils, wie man sagt, um ohne Caution heirathen zu können,

in den Dienst des Freistaats eingetreten. So ist den Krakauern ihre Stadtmiliz, an der sie eine nationale Schutzwehr zu haben glaubten, unter den Händen zu einem österreichischen Bewachungscorps umgeschlagen, und der beißende Volkswitz nennt diese Stadtmilizen nicht anders als verkleidete Oesterreicher, wozu auch schon der österreichische Schnitt ihrer Uniformen Veranlassung gibt. Im Schweiße ihres Angesichtes müssen die Bürger Krakau's arbeiten, um diese zu ihrem Schutze aufgerufene Macht zu ernähren, denn die Erhaltung der Stadtmiliz nimmt mehr als den sechsten Theil des gesammten Einkommens des Freistaats fort. Dagegen hatte man sich hier dem schmeichelhaften Wahn hingegeben, daß, nach vollendeter Gestaltung dieser Miliz, die übrige österreichische Besatzung endlich die Stadt verlassen werde, was sich aber keineswegs bestätigt hat. Vielmehr gewinnt es den Anschein, als würde Krakau der dauernde Aufenthalt österreichischer Truppen bleiben, von denen sich hier ein Bataillon Infanterie und eine Escadron Chevaux-légers in Quartier befindet. Unter den Einwohnern hört man jedoch jetzt häufig versichern, daß diese Besatzung der Stadt nur ökonomischen Vortheil bringe, indem diese Truppen, außer dem ihm einzuräumenden Quartier, darauf angewiesen

sind, auf ihre eigenen Kosten zu leben. So scheint es überhaupt, als würde die Zeit eine allmählige Versöhnung zwischen der Einwohnerschaft und ihrer Besatzung bewirken, welcher letzteren man übrigens nachrühmen muß, daß sie sich meistentheils freundlich und mit musterhaftem Anstande gebärdet. Aber sie wird bei dem edleren Theil der Bevölkerung immer das nationale Gefühl gegen sich haben, mag auch das Unglück noch so abstumpfend auf den Geist wirken. Die größere Masse eines verlorenen und unglücklichen Volkes wird allerdings mit der Zeit gleichgültig gegen sein Schicksal und kann sogar dazu kommen, sich bequem zu betten auf seiner Schmach und Wucher zu treiben mit seinem eigenen Elend. Dieser abgestandene Rest einer Nation klammert sich noch gern an die Fußtritte seiner Besieger an, froh, ein sicheres Nest zu finden selbst unter den feindlichen Füßen, gleich dem gelähmten Adler, der an der Felsenecke, wo ihn der verwundende Pfeil niedergeworfen, ruhig liegen bleibt und sich dort festnistet, so gut und so lange es noch gehen will. Dies ist die entsittlichende Kraft des Unglücks, daß das Mißgeschick zuletzt seine Friedensbündnisse abschließt mit der Schande, nnd so versöhnlich wird gegen alle Welt, daß Götter darüber weinen müßten, wenn sie ein Herz hätten. Der Unglückliche, früher ein Held seiner ungeschwächten

Kraft, wird er nicht so zahm, daß er mit keinem Kinde mehr hadert, welches ihn höhnt? So ist das Unglück der größte Fluch der Menschheit, und wie unter den Individuen, so gibt es auch unter den Nationen solche, die vorzugsweise die Unglücklichen in der Geschichte sind! —

Man spricht von Zeit zu Zeit immer wieder davon, daß der Freistaat Krakau gänzlich an Oesterreich fallen und diesem Reiche einverleibt werden olle. Dies sind jedoch nur leere Gerüchte, die in so rathlosen und schwankenden Zuständen sich leicht erzeugen und wiederholen können. Gegen die Sympathie der ganzen Bevölkerung wäre diese Vereinigung durchaus, da hier überhaupt gegen Alles, was deutsch ist und heißt, eine ursprüngliche Abneigung besteht. Es sind überhaupt die Deutschen bei den Polen verhaßt, und unsere Sprache, die schon als Organ der polnischen Juden in diesem Lande einen eckelhaften Beigeschmack bekommen, wird hier nur die Schöpsensprache (baranijezyk) genannt. Das slawische Element wird sich mit dem germanischen niemals freundlich einigen und ineinanderleben, noch kann sich jemals aus beiden, durch die ganze Natur des Seyns und durch alle Vergangenheit der Geschichte getrennten Gegensätzen eine historische Wahlverwandtschaft ergeben. In ganz Polen, und

auch hier, bestehen aber vorherrschend slawische Sympathieen, und an diese knüpfen sich weitaussehende Pläne, Hoffnungen; Verbindungen die im Geheimen an einem großen Netz spinnen, das sich über alle slawische Völkerschaften verbreiten soll. Ob diese Ideen zu einem großen einheitlichen Reich slawischer Völkerstämme, die sich seit einiger Zeit so geheimnißvoll regen, auf einem förmlich organisirten Bund beruhen, der nach Einigen sogar unter dem Schutz einer fernen ausländischen Macht stehe, oder ob dies nur ein mystischer Zusammenklang politischer Träume ist, wird so leicht Niemand, der diesen Angelegenheiten fremd ist, zu entscheiden wagen können. In Krakau selbst habe ich nur eine sehr geringe Spur von dieser Verbindung oder vielmehr von diesen Träumen wahrgenommen. —

Während meines Aufenthalts in Krakau handelte es sich in den innern Verfassungs-Angelegenheiten besonders um die Veränderungen, welche gerade eine der wichtigsten Behörden des Staats, das Appellations-Gericht, auf eine ziemlich durchgreifende Weise getroffen hatten. Die Mitglieder dieses Gerichts wurden früher ebenfalls von den Volksrepräsentanten gewählt. Jetzt aber haben die Schutzmächte, neue Bestimmungen über diesen Staatskörper ergehen lassen. Die Mitglieder des Appellationsgerichts können

von nun an nur durch den Senat eingesetzt werden, aber bei der Wahl des Präsidenten haben sich die Schutzmächte ausdrücklich ihre besondere Bestätigung vorbehalten. Dies Gericht in seiner nationalen Zusammensetzung und Wirksamkeit war immer eine der höchsten Bürgschaften der Freiheit gewesen, indem es auch auf das Richten der Senatoren, die in Anklagestand versetzt waren, den größten Einfluß ausübte, mithin die Aufrechthaltung der Verfassung auf ihren wichtigsten Culminationspunkten zu überwachen hatte. Senatoren, welche ihr Amt oder die Verfassung gebrochen hatten, wurden nämlich durch eine Commission gerichtet, die zur Hälfte aus Volksrepräsentanten, und zur andern Hälfte aus Mitgliedern des Appellationsgerichts zusammengesetzt war.

In der Constitution von 1818 gab es auch eine Bestimmung über die Preßfreiheit, von welcher der vierundzwanzigste Artikel in dem ausgedehntesten Sinne handelte, indem er alle und jede vorgängige Censur für eine Druckschrift ausdrücklich abstellte. Dieser Artikel fehlt in der abgeänderten Constitution von 1833 gänzlich, und wird denn auch heutzutage die Censur in Krakau von den österreichischen Beamten auf das Allerstrengste gehandhabt, wie man kaum in Oesterreich selbst ein Beispiel hat. Die Censur hindert hier fast allen literarischen und

buchhändlerischen Verkehr. Sobald hier ein Buch-händlerpaquet angekommen ist, muß es sogleich zum Censor geschafft werden, der es oft viele Tage und Wochen liegen läßt, ehe er es nur eröffnet, und oft Gründe hat, es gar nicht zu eröffnen. Einen wesentlichen Vortheil verdanken jedoch die hiesigen Gelehrten dem Antheil Preußens an der Schutzherrlichkeit über Krakau, denn indem dadurch ein eigenes preußisches Postamt in Krakau begründet worden, so gibt es Gelegenheit, durch dasselbe unmittelbar Bücher und Zeitungen in einem Postpaquet zu beziehen, das auf diesem Wege dem Zwang einer Eröffnung nicht unterliegt. So empfangen die krakauer Gelehrten fast allen ihren literarischen Bedarf von den breslauer Buchhändlern und stehen durch diese Gelegenheit der deutschen Wissenschaft, mit der sie ernstlich fortzuschreiten bestrebt sind, bei weitem näher, als die übrigen Polen. An Zeitungen dürfen in Krakau alle diejenigen eingehen, welche unter der Censur der drei Schutzmächte erscheinen; unter diesen erblickt man hier besonders die preußische Staatszeitung, die auch von der Regierung gehalten wird und die einzige ist, welche man an den öffentlichen Orten ausliegen sieht. Im Publikum jedoch, in den Häusern und Familien, wird die Leipziger Allgemeine Zeitung eifrig gehalten und gelesen;

welches Blatt denn auch den versteckten patriotischen Interessen hin und wieder einige Nahrung gewährt. Dagegen hat sich hier ein bemerkenswerther Haß gegen die Augsburger Allgemeine Zeitung festgesetzt, den ich hier bei mehreren Gelegenheiten mit der dem Polen eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit aussprechen hörte. Man wirft dieser Zeitung ihr zweideutiges Schaukelsystem auch in Bezug auf Polen vor und klagt sie der Perfidie der Berichterstattung über die politischen Verhältnisse dieser Nation an, was man jedoch in neuester Zeit, wo das augsburger Journal so auffallende Aburtheilungen über die russische Politik gebracht hat, nicht in demselben Maße mehr behaupten kann.

Die ungünstigen polizeilichen Verhältnisse, unter denen der Buchhandel in Krakau steht, machen sich in vielen Beziehungen zum Schaden der Literatur und der Wissenschaft geltend. Die meisten Bücher, nach denen man in den hiesigen Buchläden fragt, sind gewiß nicht vorhanden, und die vorhandenen und erlaubten wird man selten zu benutzen wünschen. Dazu kommt, daß die Buchhändler hier einen so großen Aufschlag auf die Bücher legen, welcher verursacht, daß die Literatur schon deßhalb kein gangbarer Artikel in Krakau ist. Ein Buch, das in Leipzig zwölf Groschen kostet, wird von den hiesigen

Buchhändlern nicht unter einem Thaler abgegeben. In einem der ersten Buchläden am Ring, in dem ich nach so vielen mir für polnische Geschichte und Localitäten wünschenswerthen Sachen vergeblich gefragt hatte, und in den mich der Mann am Ende nur mit sichtlicher Verlegenheit eintreten sah, weil ich stets nur Das, was ihm fehlte, verlangte, fand ich endlich ein Album von Ansichten Krakaus, mit Erklärungen der dargestellten Oertlichkeiten versehen, das im eigenen Verlage dieses Buchhändlers erschienen war und das ich zu kaufen wünschte. Wie groß war mein Erstaunen, als er mir den Verkauf dieses Albums verweigerte. Unter dem Vorgeben, daß es unvollständig sey, und er es auch nicht gleich vervollständigen könne, weil er noch nicht nachgezählt habe, wie viel Blätter ihm an den übrigen vorhandenen Exemplaren fehlten, versicherte er wiederholt, es sey ihm unmöglich, mir dies Album abzulassen. Ich wunderte mich über die Ungeschicktheit des Buchhändlers, die so sehr gegen seinen Vortheil war, erfuhr aber nachher, daß es mit diesem Album noch eine eigenthümliche Bewandniß habe. Vor einiger Zeit ist ein Blatt desselben confiscirt worden, welches das hiesige Florianerthor darstellt, von dem in der Erläuterung gesagt ist, daß Fürst Poniatowsky mit 4000 Mann durch dies Thor hinausgezogen

sey, um ein Heer von 30,000 Oesterreichern zu empfangen und ihm heldenmüthig die Spitze zu bieten.

In demselben Buchladen fand ich auch die Schriften von Dr. Strauß vorräthig, sowohl sein Leben Jesu, als auch die Friedlichen Blätter, die damals eben erschienen waren, und äußerte meine Verwunderung darüber, daß die Censur sie dulde. „Dergleichen geht uns hier nichts an!" war die lakonische Antwort des Buchhändlers, die ihren richtigen Grund hatte. Von Schillers Werken standen eine Menge eingebundener Exemplare in den Schränken umher und bewährten auch hier die gränzenlose Popularität, die ihnen fast in der ganzen Welt zu Theil geworden. Obwohl die innere etwas künstlich zusammengesetzte Natur Schiller's keineswegs eine populaire war, so ist es doch die beredte Rhetorik seiner Ideale, die mit den in der Welt gängundgäben Vorstellungen von dem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit so stark sympathisirt. Mir fällt dann immer das Wort eines Handlungsreisenden ein, der auf dem Postwagen Schiller's Werke mit sich führte und den Grund dazu lediglich mit dem naiven Ausruf angab: „wer wird ohne Schiller reisen?"

Neue Erscheinungen der polnischen Literatur

sind jetzt äußerst selten. Die Censur drückt alles aufkeimende Leben schon vor der Geburt nieder, und unternehmende Buchhändler gibt es nicht. Obwohl es den krakauer Gelehrten freistehen dürfte, ihre Bücher im Auslande drucken zu lassen, so macht doch Niemand von dieser Freiheit Gebrauch, die schlimme Folgen nach sich ziehen möchte. Unter den in Krakau in der letzten Zeit erschienenen literarischen Neuigkeiten ist bemerkenswerth eine Uebersetzung der Scholien des Gajus von Gans, welche den freisinnigen und geistvollen Advokaten Rzezinsky, einen genauen Kenner deutscher Literatur und Philosophie, zum Verfasser hat. — —

In einer Schilderung der öffentlichen Zustände Krakau's darf auch eine merkwürdige Figur nicht unerwähnt bleiben, die hier am Orte fortwährend vom größten Einfluß ist. Dies ist ein hiesiger Gastwirth, Herr Meciszewski, welchen man auch den krakauer O'Connel nennt und der sich als solcher in der That in allen den Freistaat betreffenden Interessen auf das Wirksamste geregt hat. Auf den Landtagen hat er mit großer Schärfe gesprochen, und sich bei verschiedenen Anlässen mit so vieler Kühnheit und Energie und zugleich mit einer so überlegten Klugheit gezeigt, daß man ihm niemals etwas anhaben konnte, so viele Versuche man auch

anstellte, sich seiner Person zu bemächtigen. Dagegen hat man ihm ein von ihm fertig ausgearbeitetes Manuscript abgenommen, worin er die politische Geschichte von Krakau genau nach den Quellen und seinen eigenen Erlebnissen dargestellt hat. Doch steht zu vermuthen, daß sich Meciszewski noch im Besitz einer verborgenen Abschrift von seiner Arbeit befinden werde. So wirkt er heimlich und öffentlich als der größte Agitator des Freistaats Krakau. Er ist ein noch jugendlich aussehender Mann von mittlerer Größe, und lebhaftem charaktervollem Wesen. Seinen Gasthof führt er unter einem sehr legitimen Schilde, er ist nämlich der Inhaber des hiesigen Hôtel Russien, in der Florianerstraße. —

In der abgeänderten Constitution von 1833 befindet sich auch ein neuhinzugekommener Artikel, wonach in allen zweifelhaften Fällen, welche entweder die Auslegung der Verfassung oder einen Widerstreit zwischen Senat und Repräsentantenkammer betreffen, die als Conferenz hier versammelten Residenten der drei Schutzhöfe sich die höchste Entscheidung vorbehalten haben. Es ist jedoch, wie schon öfter bemerkt und aus allem Bisherigen hervorgeht, Oesterreich ganz allein, das in der That die hiesigen Zustände unter seiner Verantwortlichkeit übernommen und nach seinem Geiste in allen Stücken gemodelt

hat. Von dem Antheil Rußland's erfährt man nichts Oeffentliches und Bestimmtes, doch hebt er sich zuweilen in nicht eben räthselhaften Erscheinungen aus dem Hintergrunde hervor. Von Seiten Preußens macht sich in der letzten Zeit nur die Mitwirkung geltend, welche dieser Staat den hiesigen politischen Untersuchungen gegen die einer Verschwörung angeklagten Studenten geschenkt hat. In diesen Tagen ist in dieser Angelegenheit der Kammergerichts-Rath Sulzer aus Berlin hier eingetroffen, der, wie man hofft, diese schon so lange sich hinziehende Untersuchung ihrem Ende zuführen soll. Seit dem Jahre 1833 befinden sich nämlich in Krakau eine Anzahl von Studenten, deren jedoch nicht mehr als zehn bis zwölf sind, in Haft. Zu der auf ihnen lastenden Beschuldigung einer politischen Verschwörung kam noch vor einem Jahre die Ermordung des bekannten Cielak hinzu, eines Individuums, das in Verdacht stand, als russischer Spion die in Krakau verborgenen Emigranten auszukundschaften. Dieser Mord wurde ebenfalls als Ausfluß jener geheimen Studentenverbindungen betrachtet, über deren wirkliches Daseyn man jedoch bis jetzt weder durch Verhöre noch durch die angestrengtesten Untersuchungen jeder Art das Geringste ermitteln konnte. Die gefangenen Studenten werden

einzeln und sehr streng bewacht, und sind zum Theil in die hiesigen Klöster vertheilt, unter denen namentlich das Bernhardiner Kloster mehrere dieser Unglücklichen in seinem Gewahrsam birgt. Einige sitzen auch in dem gewöhnlichen Stadtgefängniß. Aber kein einziger von ihnen hat bisher irgend ein Geständniß gemacht. Ihre Lage dürfte verschlimmert worden seyn durch den Mordanfall, welcher später auf den Polzeidirector Guth in Przemysl gewagt worden. Herr Guth, von dem wir schon früher gesprochen und der nach Vollendung seines berühmten Polizeiwerkes in Krakau doch nichts sehnlicher wünschte als nach Oesterreich zurückversetzt zu werden, hatte nämlich eine Anstellung als Chef des Polizei-Commissariats in Przemysl erhalten. Hier wurde er in der Dämmerungsstunde in seiner eigenen Wohnung, als er einen dunkeln Gang zu durchschreiten hatte, von einem Dolchstoß getroffen, der aber wirkungslos an seiner vierten Rippe abprallte. Herr Guth will in der Physiognomie des entflohenen Mörders den ehemaligen Krakauer Studenten Krajewski erkannt haben, der ebenfalls zu der Kategorie der in Krakau Verhafteten gehört, aber von den Untersuchungsrichtern freigelassen worden war. Diese Erkennung ist aber mit Recht sehr zweifelhaft geworden, einmal weil sie des Abends auf einem

dunkeln Gang stattfand, und dann vornehmlich, weil Herrn Guth erst später und ganz nachträglich eingefallen, wo ihm wohl diese Physiognomie seines Mörders schon vorgekommen seyn möchte. Dazu muß bemerkt werden, daß Guth der Entdecker der Mörder des Cielak und überhaupt aller revolutionairen Umtriebe auf dem krakauer Gebiete ist.

---

6. Die Universität von Krakau.

Die heutigen Einrichtungen der Universität Krakau führen sich ebenfalls auf das Jahr 1833 zurück, in welchem von Seiten der Schutzmächte eine Reorganisations-Commission eingesetzt wurde, um die gesetzlichen Bestimmungen über diese Hochschule zu regeln und neu festzustellen. So wurde diese uralte berühmte Universität der Jagiellonen, der man zum Andenken des sie begründenden Königsgeschlechts den Namen der jagiellonischen Universität gelassen, durch ein Statut vom Jahre 1833 wesentlich umgeändert und in so manchen ihrer bisherigen Vorrechte, selbst derer, welche ihr noch durch den wiener Traktat von 1815 bestätigt worden, verkürzt. Aber immerhin muß man sich noch über ihr Fortbestehen freuen, da sie, unter wie schwierige und einengende Bedingungen auch ihr Daseyn gestellt sey, doch immer eine Art von Centralpunkt für polnische Nationalität

und Intelligenz darbietet, besonders wenn man dagegen das Schicksal der im eigentlichsten Sinne ausgestorbenen Universität von Warschau bedenkt, die nicht nur aufgehoben wurde, sondern deren Professoren auch bald nach der Aufhebung größtentheils mit Tode abgingen.

Die Hochschule von Krakau ist freilich durch mancherlei auf ihr lastende Umstände sehr herabgekommen, und zählt in diesem Augenblick nicht viel über 200 Studirende, die größtentheils aus den ärmsten Klassen der Bevölkerung hervorgegangen. Doch ist diese Anzahl noch immer bedeutend zu zu nennen, wenn man bedenkt, daß jetzt nur Krakauer auf dieser Universität studiren dürfen, indem die drei Schutzmächte selbst ihren eigenen Unterthanen nur gegen eine besondere Erlaubniß, die aber einem bestimmten Verbot gleichkommt, gestatten, diese in politischer Hinsicht für verpestet geltende Universität zu beziehen. So zeugt es noch von einem auf dem kleinen krakauer Gebiet außergewöhnlich verbreiteten Bedürfniß der Intelligenz, wenn die Universität einige hundert Studirende zählt, die allein von dem Flächenraum von zwanzig Quadratmeilen zusammengekommen. Indeß ist in den Lebensverhältnissen dieses kleinen Freistaats das Studiren noch immer das Wohlfeilste, wozu ein unbemittelter junger

Mensch greifen kann, da außer den vier Thalern
Immatrikulationsgebühren, die zu einem Stipendien-
fonds verwandt werden, die Studirenden gar keine
Honorare für die Vorlesungen selbst zu entrichten
haben. Dies deutet schon darauf hin, daß die Uni-
versität noch von alter Zeit her sehr reich begabt
ist, und sie würde auch heutzutage noch bedeutender
Reichthümer sich erfreuen können, wenn sie nicht
seitdem so manche ihrer Güter, namentlich die, welche
sie in Galizien besessen, verloren hätte. Außer den
bedeutenden Unterstützungen, welche die krakauer
Studenten genießen, führen sie auch sonst hier ein
sehr wohlbehagliches und bequemes Leben, indem sie
im Jahre fast sieben Monate Ferien haben, da so
viele katholische Feiertage, Fastenzeiten, Karnevals
und dergleichen zu den gewöhnlichen akademischen
Ferien hinzukommen.

Wie das österreichische Element überhaupt das
überwiegende in Krakau geworden, so hat man auch
die Universität in vielen Beziehungen immer mehr
auf österreichischem Fuß zugeschnitten, besonders auch
was die Verhältnisse der Studirenden anbetrifft, die,
wie an den österreichischen Hochschulen, am Ende
eines jeden Semesters zur Erlangung von Zeug-
nissen sich einer Prüfung unterwerfen müssen. So
ist auch die philosophische Facultät hier nur eine

Vorbereitungsklasse, die jeder Studirende der andern Facultäten vorher zurückgelegt haben muß, und zwar in der festgesetzten Frist von zwei Jahren, ehe er zu seiner eigentlichen Facultätswissenschaft übergehen kann. Als Studienzeit sind für die Medicin fünf Jahre, für die Theologie und Jurisprudenz aber nur drei Jahre festgesetzt.

Die Universität befindet sich, wie alle andern Unterrichtsanstalten des Freistaats Krakau, unter Aufsicht und Leitung des regierenden Senats, welcher durch einen aus seiner Mitte ernannten Regierungs-Commissair, der als solcher die Stelle eines Curators der Universität vertritt, diese Ueberwachung der Hochschule ausübt. Die Universität hat dadurch ihre eigenthümliche akademische Gerichtsbarkeit in der That eingebüßt oder gewissermaßen nur noch zum Schein behalten, indem Professoren wie Studenten bei nur irgend erheblichen Rechtsfällen der gewöhnlichen Staatsgerichtsbarkeit unterliegen. Der Regierungs-Commissair aber besitzt die eingreifendsten Befugnisse über alle die Universität betreffenden Angelegenheiten, und kann wohl in dieser mächtigen Ausdehnung seines Berufs nicht wirksamer vertreten werden als in der Person des gegenwärtigen Vicepräsidenten des Senats, Herrn Joseph Schindler, dessen Bedeutung im Freistaat Krakau wir im vorigen

Abschnitt einigermaßen zu bezeichnen versucht haben. Herr Schindler ist es vornehmlich, welcher die neue Organisation der Universität Krakau geleitet hat, und fortwährend mit ihrer Umgestaltung und polizeilichen Sicherstellung beschäftigt ist, indem er noch in diesen Tagen wieder neue Anhänge zu den Statuten veröffentlicht hat. Diese neue Bestimmungen betreffen vornehmlich die Abhängigkeit der Professoren von dem Regierungs-Commissair, welchem letzteren jetzt über dieselben eine so große Macht begründet ist, daß er auf der Stelle jeden Professor entlassen kann, selbst wenn derselbe auch nur eine Stunde versäumt haben sollte. So ist Schindler auch nach dieser Seite hin jetzt der gewaltigste Mann dieses Freistaats, indem er auch das Unterrichts- und Erziehungswesen, für das er die oberste Behörde bildet, in seiner Person ausschließlich vertritt.

Die Professuren werden, wie dies auch in Frankreich der Fall ist, durch Concurrenz besetzt, eine Manier, welche deutscher Wissenschaft und Gelehrtenwürde immer zuwider gewesen ist. Bei den Franzosen hat man Beispiele, daß manche Anstellungslustige sich zehn bis zwölf Mal auf diese Art um eine Professur bewerben und ihrer Unwissenheit halber immer abgewiesen werden, ohne darum

an der Gunst des Zufalls zu verzagen, durch die sie doch endlich einmal eine Stelle erwischen; woher es kommt, daß man an französischen Universitäten und Lehranstalten so häufig Leuten begegnet, welche man kaum als Schüler zu den Instituten zulassen möchte, in denen sie unterrichten. In Krakau geht diese Bewerbung um eine Professorstelle auf folgende Art vor sich. Der Concurrent, welcher sich auf das öffentliche Ausschreiben gemeldet hat, wird einen Tag lang unter strenger Bewachung eingesperrt, um in dieser Haft über die ihm aufgegebenen Gegenstände schriftliche Ausarbeitungen zu machen, wozu ihm weder Bücher noch irgend andere Hülfsmittel gereicht werden. Nachdem man ihm dann kaum Zeit gelassen zu schlafen, muß er am andern Morgen über ein Thema, welches er durch das Loos zieht, unvorbereitet einen freien Vortrag halten. Seine Ausarbeitungen werden an auswärtige Universitäten zur Begutachtung geschickt, die juristischen nach Berlin, die philosophischen und medicinischen nach Wien, und die theologischen an das russische Consistorium zu Wilna. Die Examinationsbehörde ist eine Jury, welche theils aus Mitgliedern der betreffenden Facultäten, theils aus dem akademischen Senat zusammengesetzt ist. Diese Art, Stellen zu besetzen, ist, abgesehen von der Charlatanerie welche

ie dem Charakter des Gelehrten aufnöthigt, auch
nit so großem Zeitverlust verbunden, daß dadurch
die häufigen Vacanzen einzelner Lehrstühle auf solchen
Universitäten entstehen.

Die Sprache, in welcher die Vorlesungen
vorschriftsmäßig abgehalten werden müssen, ist zwi-
chen der lateinischen und polnischen getheilt,
och hat die lateinische Sprache dabei offenbar das
Uebergewicht erhalten. Die Nationalsprache ist durch
diese Anordnung meistentheils nur auf gewisse popu-
aire Gegenstände zurückgedrängt, dagegen wird sie
durch ihre Ausschließung als Sprache der höheren
Wissenschaft ohne Zweifel in ihrer geistigen Ent-
wickelung gehemmt und an dem Fortschreiten mit
en Ideen gehindert. Diese gegen das nationale
Leben der Sprache gerichtete Maaßregel hat einen
mehr russischen als österreichischen Anstrich, insofern
man bei Rußland überhaupt den systematischen Plan
voraussetzen darf, die polnische Nationalität auflösen
zu wollen, da dies ungeheure Reich, in seinem stren-
gen und folgerechten Streben nach Einheit, kein
unterschiedenes Element in sich als ein freiberechtig-
es dulden kann.

Unter den einzelnen Facultäten der Universität
Krakau ist die theologische die ärmste an Stu-
direnden. Die Professoren der Theologie haben hier

oft nur drei Zuhörer. Dies hat seinen Grund in dem in Krakau bestehenden katholischen Seminar, welches durch mancherlei mit ihm verbundene Vortheile die jungen Geistlichen mehr an sich zieht und dadurch der Facultät einen so bedeutenden Abbruch thut. Die Dogmatik wird von Przybylski, Pastoraltheologie von Laurysiewicz, Kirchengeschichte und Patristik von Teliga vorgetragen. Die den Vorträgen zu Grunde gelegten Lehrbücher sind, wie auf den österreichischen Universitäten anbefohlene. Eine Art von Religionsphilosophie lehrt ein ehemaliger russischer Jesuit, der Professor Stachowski, der wegen seiner Verbindungen mit dem Jesuitenorden aus seinem Vaterlande Rußland verwiesen worden, da bekanntlich aus Rußland sowohl wie aus Polen die Jesuiten stets verbannt waren. Nun hat ihm eine Zuflucht schenken müssen die Universität Krakau, die sonst so jesuitenfeindliche, berühmt wegen ihres heldenmüthigen Kampfes, den sie schon im sechszehnten Jahrhundert gegen die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu geführt, welche sich alle Mühe gaben, sich der Universität zu bemächtigen. Die Universität Krakau entzog sich aber damals mit aller Energie dem Einfluß der Jesuiten und stand dadurch, sowie jetzt wegen politischer Umtriebe, früher wegen ketzerischer Elemente in starkem Verdacht. Um diesem

zu begegnen, sah sich auch die Universität zu jener Zeit veranlaßt, sich von dem heiligen Vater zu Rom einen eigenen Schutzheiligen zurecht machen zu lassen, was vor noch nicht langer Zeit geschah, da es erst im vorigen Jahrhundert sich ereignete. Die Universität wandte einige tausend Ducaten daran, die sie nach Rom schickte, um ihren in früherer Zeit zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, berühmt gewesenen Professor der Theologie, Johann Cantius, heilig sprechen zu lassen, wogegen sich auch Rom keineswegs sträubte. So erhielt die Universität ihren eigenen katholischen Schutzheiligen, der ihr fortan einen größeren Credit in der Christenheit erwerben sollte. Der ehrwürdige Herr Johannes Cantius stand freilich schon bei seinen Lebzeiten im Geruch eines Heiligen, wenigstens hat auch er, wie billig, sein Wunder verrichtet, das ihm nicht so leicht ein anderer nachthun wird. Ein armes Mädchen, das vor den Fenstern Seiner Hochgelahrtheit vorbeiging, hatte das Unglück, ihren Milchtopf, den sie trug, fallen zu lassen und zu zerbrechen. Sie ergoß sich darüber in ein so lautes Jammern, daß unser wohlehrsamer Meister, Johannnes von Canten, von seinen Foliobänden aufschreckte, und da er sah was vorgefallen, und er überdies gerade auf einem guten Fuße mit allen Heiligen stehen mochte, so

beschloß er, unter deren Beistand ein Mirakel für die ganze Christenheit zu verüben. Und siehe da, er streckte die fünf Finger seiner Hand aus, und da fügte sich der Milchtopf wie von selbst wieder zusammen. Ja noch mehr, die bereits auf die Erde geronnene Milch nahm ihren Weg stracks wieder in das Milchtöpflein hinein. Bei solchen Wunderthaten war es daher offenbar nur eine verspätete Gerechtigkeit, die erst mehrere hundert Jahre nachher Herrn Cantius zum Heiligen canonisirte. Seine Canonisationsbulle ist noch heute auf der hiesigen Universitätsbibliothek zu sehen, ein durch die Unterschrift Ganganelli's interessantes Aktenstück.

In der philosophischen Facultät wird, wie man sich denken kann, die eigentliche Wissenschaft der Philosophie auf eine ziemlich bettelhafte Weise vertreten. Herr Professor Jankowski, ein uralter Kantianer, trägt nach dem kantischen System die Logik vor. Auch liest er über die Geschichte der Philosohie, über Psychologie, Ethik und andere philosophische Disciplinen. Interessanter und erfolgreicher sind die Bestrebungen des Professors der Geschichte, Herrn Michael Wiszniewski, welcher auch allgemeine Literaturgeschichte, nach den Lehrbüchern von Wachler, vorträgt, jedoch auch selbstständige Forschungen namentlich über die Literatur

seiner Nation angestellt hat. In dieser letzteren Hin-
sicht ist es merkwürdig zu berichten, daß Wisznieweski,
eine Geschichte der polnischen Literatur in acht
Bänden geschrieben hat, deren Druck noch von dem
Gewinnen eines unternehmenden Buchhändlers ab-
hängig ist, jedoch, wie ich hörte, nicht mehr lange
verschoben werden soll. Wir werden in diesem lite-
rarischen Nationalwerke vielleicht gegen 100 Schrift-
steller kennen lernen, deren Werke aus Polen so gut
wie verschwunden sind, denn auch die polnische Litera-
tur hat ihre Geißeln stellen müssen, die man weithin
an die Newa entführt und dort in sicheren Gewahr-
sam gebracht hat. So sind viele Bücher der polni-
schen Literatur förmlich ausgerottet worden und oft hat
wohl auch das unschuldige Buch für seinen verdächti-
gen Verfasser oder gar nur für den Namen desselben,
der vielleicht einer in neuerer Zeit verdächtig gewor-
denen Familie angehört, büßen müssen. Polen war
noch vor der letzten Revolution außerordentlich reich
an Bibliotheken und Bücherschätzen. Einige seiner
öffentlichen Bibliotheken konnten den Vergleich mit
der Pariser aushalten, besonders was den Reichthum
an Manuscripten betraf. Sowohl diese Sammlun-
gen wie auch viele Bibliotheken der Klöster und
mehrere höchst bedeutende polnischer Standesherren
sind verschwunden. Auch geistig ausgehungert, von

ihrer eigenen Vergangenheit abgeschnitten, sollte die Nation erst an eigener Leere vergehen, und sich in sich selbst verflüchtigen, um dann als unfrei gewordene Masse desto bequemer verschmolzen zu werden. —

An der Universität besteht auch ein Lehrstuhl für deutsche Sprache, die von dem wackern und vielseitig gebildeten Prediger der hiesigen evangelischen Gemeinde, Herrn Otremba, gelehrt wird. Dieser hat versucht, die unter den Polen so geringe Sympathie für deutsche Sprache einigermaßen zu beleben. Das Russische wird ebenfalls durch einen eigens dazu angestellten Lector an der Universität überliefert. Auch in den Schulen von Krakau giebt es jetzt überall einen russischen Lehrcursus, doch ist es den Schülern freigestellt, ob sie daran Theil nehmen wollen oder nicht. In der Regel bequemen sich die jungen Leute in ziemlicher Anzahl dazu, vielleicht instinktmäßig und von dunkeln Ahnungen über die große Perspektive dieser Sprache in die Zukunft dazu getrieben.

Zur philosophischen Facultät gehörte hier früher auch eine Professur der Bildhauerkunst, die aber auf sehr eigenthümliche Weise eingegangen ist. Als dieselbe vor einigen Jahren erledigt war, und, wie üblich, durch Concurrenz wieder besetzt werden sollte, meldete sich dazu ein Schüler Canovas, Namens

Tatarkewicz, ein Pole von Geburt. Der andere Bewerber war ein gemeiner Steinmetz aus Lemberg. Die Arbeiten des Schülers Canova's, in Basreliefs bestehend, sowie der vorschriftsmäßige Vortrag, den er zu halten hatte, waren so ausgezeichnet, daß von seinem Mitbewerber gar nicht die Rede seyn konnte. Man sah sich in eine große Verlegenheit gesetzt. Da sich das Verdienst des Mannes nicht abläugnen ließ und man ihm doch als einem Nationalpolen, mit dem sich vielleicht noch besondere Beziehungen verbanden, die Stelle nicht zugestehen mochte, so zog man es lieber vor, bei dieser Gelegenheit die ganze Professur eingehen zu lassen. Dies war um so mehr zu bedauern, da die Gegend von Krakau ein so reiches Material liefert, um gerade die Arbeiten der Bildhauerkunst besonders zu fördern. Die schönen Brüche von Marmor, Sandstein, Alabaster und Granit, durch welche sich das krakauer Gebiet auszeichnet, haben dem Auslande schon zu manchen Kirchen und zu vielen berühmten Bauten aller Art den Stoff hergegeben. Von dem schwarzen Marmor, welcher hier nah in der Umgegend gebrochen wird, ist unter Anderm auch der Hochaltar in der Stephanskirche zu Wien aufgeführt worden. Aber es wurde jetzt erklärt, daß für Krakau ein Lehrstuhl der Sculptur völlig unnöthig sey. So giebt es jetzt

hier zur Förderung der bildenden Kunst nur noch zwei Professoren der Malerei, die aber sehr wenige und eben nicht besonders begabte Schüler bilden, wie die jüngst in Krakau stattgefundene Kunstausstellung bewies.

In der juristischen Facultät wird außer dem römischen Recht, das besonders von Slotwinski gelehrt wird, auch eine Art von krakauer Staatsrecht, nach den in Kraft befindlichen Statuten und „Rescripten" vorgetragen, und zwar durch Herrn Professor Matakiewicz, was allerdings besondere Kunstgriffe erfordern muß, um ein auf Rescripten beruhendes Staatswesen wissenschaftlich darzustellen und als einen den Ideen der Rechtswissenschaft gemäßen, vernünftigen Organismus zu entwickeln. Derselbe Herr Matakiewicz lehrt auch das österreichische Criminalrecht.

Die medicinische Facultät hat einige ausgezeichnete Lehrer aufzuweisen, unter denen besonders Bierkowski und Skobel zu nennen sind. —

Die Universität Krakau, als das letzte Ueberbleibsel polnischen Geisteslebens steht heut als eine ehrwürdige Ruine da, vor der man sich der Wehmuth und melancholischen Trauer nicht enthalten kann. Denn obwohl in ihr noch die einzige Stütze einer polnischen Nationalerziehung gegeben ist, so wird doch zugleich durch die im Bisherigen ange-

deuteten Beschränkungen ihr Charakter als polnische National-Universität so sehr wieder aufgehoben, daß in dieser Beziehung gar kein belebender Einfluß, wenigstens auf die Allgemeinheit der polnischen Nation, von ihr ausgehen kann. So wären denn die Polen, nach Außen hin in lauter einzelne Atome zerstoben, nach Innen einer noch größeren Gefahr, der geistigen und moralischen Zerbröckelung in sich selbst, preisgegeben, indem sie keine unversehrt erhaltenen Organe der Nationalerziehung mehr besitzen. Die deutschpolnischen Landestheile, zu denen man in gewisser Hinsicht auch Krakau rechnen kann, besitzen zwar immer noch in Allem, was den öffentlichen Unterricht anbetrifft, wesentliche Vorzüge vor dem gegenwärtigen Bildungszustand im russischen Polen. Wenigstens hat Preußen seinerseits, seitdem es Antheil an dem Schicksal Polens gehabt, immer für die öffentliche Erziehung das Rühmlichste zu thun gestrebt und namentlich für den Volksunterricht gewirkt, der sonst in Polen ein ganz unbekannter Begriff gewesen. Dadurch hat es freilich, wie dies auch seinem germanisirenden Prinzip gemäß seyn mußte, Grundlagen zu einer neuen Cultur und Gesittung gelegt, welche die polnische Nationalität selbst wohl erheben aber auch zugleich umschmelzen müssen. Hätte Polen selbst, damals, als es noch

gesund und wohlerhalten war, diese Umschmelzung seiner Nationalität durch den öffentlichen Volksunterricht als einen freien Akt der Selbstentwickelung mit sich vorgenommen, so würde es vielleicht an den lebensgefährlichsten Klippen seiner Geschichte nicht gescheitert seyn, sondern wäre zu einem der ganzen europäischen Staatenentwickelung heilsamen Gleichgewicht seiner Kräfte gelangt. Es war aber in das Innere des polnischen Nationallebens der allerunheilvollste Zwiespalt dadurch eingerissen, daß Bildung und Unterricht als ein ausschließliches Vorrecht der Aristokratie, als ein Monopol der Vornehmen betrachtet worden waren. Die polnische Aristokratie, die mehr Sünden gegen die Geschichte auf ihr Haupt geladen als eine andere in der Welt, hatte in dieser Hinsicht ihre geistige Abtrennung vom Volksleben gewissermaßen zu einer Ehrensache gemacht. Und doch konnte es nichts Leichtfertigeres und Ungründlicheres geben als die aristokratische Erziehung, wie sie in Polen größtentheils betrieben wurde und zum Theil noch betrieben wird. Die Erziehung durch Hauslehrer, wozu am liebsten vagabundirende Franzosen genommen wurden, war in diesen Kreisen gäng und gäbe. Der Hauslehrer ist eine eigenthümliche Figur in dem Familienleben der polnischen Vornehmen. Er genießt eine

ußerordentlich hohe Besoldung und steht sich in der
Regel auf dreihundert Dukaten jährlich. Später
wird ihm auch wohl noch lebenslänglich das Ein-
kommen irgend eines ihm zugewiesenen Grundstückes
zugestanden. Dafür muß er denn auch das Facto-
tum im Hause des polnischen Edelmanns abgeben,
und manche derselben nehmen sich bloß einen Haus-
lehrer, um Jemand zu haben, der mit ihnen Schach
spielt oder eine Pfeife raucht. Die Erziehung der
Kinder wird von diesen Hauslehrern, die häufig die
unwissendsten Subjekte sind, als eine Nebensache und
auf das Oberflächlichste betrieben. Ein wenig fran-
zösisch sprechen, galt schon als die Spitze einer ge-
lehrten Bildung. So ist es gekommen, daß die
polnische Aristokratie, ehrenvolle Ausnahmen abge-
rechnet, sich in ihrer Masse Jahrhunderte lang auf
derselben schroffen und unentwickelten Stufe erhalten
hat, auf der sie sich zur Anerkennung einer gleich-
mäßigen Durchbildung des ganzen Nationallebens
nicht erheben konnte, und deßhalb Alles hinderte,
was für die Volkserziehung hätte geschehen können.
Der polnische Adel widerstrebte selbst den Bemühun-
gen der Piaristen, dieses schon in früher Zeit in
Polen verbreiteten Ordens, der mit den Jesuiten
dieselbe Tendenz auf den Unterricht und die
Erziehung gemein hat, aber in diesem Sinne nur der

allerebelsten und unzweideutigsten Wirkungen sich rühmen kann. Die Piaristen hatten sich vorzugsweise des öffentlichen Unterrichts in Polen bemächtigt, aber so ausgezeichnetes die aus diesem Orden hervorgegangenen Gelehrten auch geleistet haben, die polnische Aristokratie neigte sich immer vorherrschend einer französischen Erziehung zu. So lastet auf ihr die größte aller Verschuldungen, die öffentliche Nationalbildung und den Volksunterricht gehindert zu haben. Die Gegenwirkung einzelner aufgeklärter Aristokraten, die auf ihren Gütern Elementarschulen errichteten, wie der edle Graf Stanislaus Potozki, ging nur spurlos vorüber, ohne tiefgreifende Wurzel zu fassen. Solche Bestrebungen, wie sie in einer früheren Periode des Königreichs Polen, namentlich unter Anregung des großen Priesters Staschitz, sich hervorthaten, wurden leider durch die letzte Revolution auch in allen ihren Folgen wieder verschüttet. Rußland faßte nun den Entschluß, Polen auch in seinem geistigen Leben zu decentralisiren. Die Universität Warschau so wie das Elementarschulwesen wurde aufgegeben, die bestehenden Gymnasien aber immer mehr auf einen russischen Fuß, mit Uebergewicht der russischen Sprache, und unter militairischer Oberleitung eingerichtet.

7. Die schwarze Madonna in Krakau und Polen.

Die Ablaßwoche begann in Krakau. Unter dem armen Volk entsteht dann eine eigenthümliche Bewegung und Alles rüstet sich, mit so großem Aufwand, als es die Armuth nur immer vermag, den Dienst der heiligen Mutter Gottes zu begehen. Auch der Aermste hat sich dann von seiner Bettelhabe einige Groschen erübrigt, für die er Wachslichter kauft. Denn nur von den Armen und Elenden, von der niedrigsten Volksklasse der polnischen Nation, ist hier, wo es sich um den inbrünstigsten Cultus der katholischen Kirche handelt, die Rede. Dieser Cultus ist die Anbetung der Maria in der Ablaßwoche und man findet ihn in seinem feierlichsten Aufschwung, wo er, wie ich es in Krakau einigemal mit ansah, auf offener Straße vor sich geht. Dies ist hier namentlich der Dienst der schwarzen Maria die in

Polen so sehr verbreitet ist und bis in Schlesien hinein die Zahl ihrer Verehrer ausgedehnt hat. Bilder dieser schwarzen Maria befinden sich hier in Krakau an zwei oder drei Häusern in Nischen angebracht. Abends in der Dämmerungsstunde versammelt sich die Nachbarschaft und jeder bringt so viel Wachslichter mit, als er nur hat erschwingen können. Das Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern besetzt. Nun brennen alle die Kerzen, welche oft die kläglichste Armuth angezündet, und die Mutter Gottes strahlt festlich in dem Glanz, mit welchem das Elend dieser Welt sie umgeben hat. Denn unten um sie her, im andächtigen Kreise geschaart, stehen die zerlumptesten und hülfsbedürftigsten Gestalten der Bevölkerung. Zunächst unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Tischchen, ebenfalls mit einem Wachslicht besetzt. Um dieses tritt das zum Gnadendienst versammelte Volk in einen engen Kreis zusammen und stimmt aus bangem Herzen seine Gesänge an, welche zur Jungfrau um Ablaß flehen. Es strömt immer mehr armes Volk aus den nächstliegenden Straßen herzu. Die Straße ist auf diesem Punkt fast überfüllt und der Durchgang erschwert. Einige haben sich in einen festlichern und reinlicheren Anzug gekleidet. Andere sind noch in ihren gewöhnlichen Alltagslumpen gekommen und stehen abgerissen

und in Hemdsärmeln umher, sowie sie von der Last der Tagesarbeit sich hinweggestohlen haben. Wenn sie auch kein hochzeitlich Kleid anhaben, die schwarzbraune Maria wird in ihre Herzen blicken, und den frommen Hauch ihrer Gesänge verstehn. Aus den kleinen Gebetbüchern, welche einige in der Hand haben, singen sie diese Lieder ab, während Einer der Aeltesten für die, welche kein Buch mitgebracht, in der Pause zwischen jeder Strophe die nächstfolgenden Worte vorliest, welche dann alle mit feierlicher Andacht nachsingen. Die unverkennbarste Hingebung, eine in sich selbst vertiefte Inbrunst ist auf allen ihren Gesichtern zu lesen. Rührend und herzergreifend erschallen durch die Nacht die Wechselgesänge dieses armen zerlumpten Gesindels, das für ein unterdrücktes und übervortheiltes Daseyn seinen Trost in dieser Ceremonie findet, welche von Allen mit dem größten Anstand beobachtet wird. Weiber, Kinder und Männer lösen sich wechselseitig in diesen Gesängen ab, deren Melodieen alle einen wunderbaren Eindruck hervorrufen. Klagend und herzinnig, halten sie sich, wie alle Volksmelodieen, in der Molltonart und bewegen sich nur in einem Umfange von sechs bis sieben Tönen.

Wohlgekleidete Menschen, und solche die nur einigermaßen den besseren Klassen der Gesellschaft

angehörten, erblickt man niemals unter diesem H
sen. Höchstens bleibt Einer aus Neugierde ei
Augenblick lang stehen. Die Meisten gehen vorül
nachdem sie grüßend vor dem Marienbild den H
abgezogen haben. Der arme Theil der Bevölkeru
aber nimmt den allereifrigsten Antheil daran. W
nicht mehr zu dem Kreise hinzutreten kann, sitzt
der Ferne auf irgend einen Stein an der Straßenec
seinen Hut zwischen den Händen haltend, und b
wegt, im stillen Hinsummen seines Gebets, die Lipp
nach dem Gesang der Uebrigen. Diese Mensche
drängen und schaaren sich hier mit aller Gewa
ihrer bedrückten Seele, die selbst ein Bild vo
Stein rühren könnte, und die steinerne Maria i
ihrer Nische, zu der sie alle so verlangend auf
schauen, erglänzt sie nicht wie im Gnadenlächeln
sich herunterneigend zu all diesen Kindern des Unglücks
und der Sünde? Und dies ihr überirdisches Lächeln,
das so Manche beseligt und tröstet, ist es auch nur
das Funkeln des Strahlenkranzes, den die Armen
selbst mit ihren Wachslichtern ihr entzündet haben,
so beglückt es doch, wie jede süße Täuschung, welche
sich die menschliche Seele aus ihrem geheimsten Ver-
langen selbst bereitet.

Und so geht es die ganze Ablaßwoche hindurch
Abend um Abend. Niemand in der Nachbarschaft

beeinträchtigt diese heilige Handlung, die sich ungestört der Oeffentlichkeit der Straße überlassen kann. So erfüllt sich hier auf das Offenbarste der Beruf des Christenthums als die Religion der Armen, die vorzugsweise kommen, um durch Buße und Gebet wenigstens in einem zukünftigen Leben sich ein besseres Loos zu bereiten. Diese Andächtigen singen aber so lange, bis die Wachslichter von dem Marienbilde heruntergebrannt sind, dann stimmen sie noch zuguterletzt ein Lied an, worin sie der heiligen Mutter eine gute Nacht singen. Viele hundert Male, wiederholen sie das aus wenigen Tönen bestehende Abschiedslied, dessen Melodie, so einfach und kindlich sie ist, doch nicht der Harmonie entbehrt. Nun ist Alles finster geworden, und nur oben am Firmament der Nacht flammen die Sterne auf, milden Glanz herniederthauend, als wollten sie die langsam auseinandergehende Schaar nicht ganz ohne alle Hoffnung auf den Segen des Himmels entlassen. Und du, schwarze Maria, wirst du ein gutes Wort einlegen für diese Verstoßenen und Zerlumpten, aus denen die Noth der Zeiten zu dir schreit und fleht? Haben sie denn so große Sünde begangen, daß ihnen gar nicht vergeben werden kann? Vergieb ihnen, schwarze Maria, wenn du irgend kannst, ihre Sünde, ihre Sünde arm und übervortheilt zu seyn

in der Gesellschaft, aus welcher alle ihre andern Sünden entsprungen sind. Heile doch, schwarze Maria, wunderthätige Frau von Czenstochow, heile, wenn du irgend kannst, dies Grundübel unserer Gesellschaft, daß es Arme und Uebervortheilte giebt, welche durch die Privilegien der Glücklichen zu Sündern verurtheilt sind! Aber wenn die Welt dahin gekommen ist, daß die Glücklichen theilen werden mit den Unglücklichen zu gleichen Theilen, wirst du dann noch ein Publikum haben in der Ablaßwoche, Maria von Czenstochow? Wenn die große allgemeine Weltharmonie über die Menschheit hereingebrochen seyn wird, werden sie dir dann noch die Wachskerzen anzünden, für welche jetzt die Hungernden sich den letzten Groschen abdarben, damit Du hübsch im Lichte thronen und gut sehen kannst bei Deiner Vertheilung der Gnaden? Ueberhaupt, werden die Satten thun, was die Hungernden gethan haben? —

Auf den Straßen begegnet man jetzt häufig ganzen Schaaren polnischer und schlesischer Landleute, die bloß des Ablasses wegen herbeiströmen und oft weite Wanderungen gemacht haben. Diese guten Naturkinder schleppen die wenigen Sünden, die sie in ihren kleinen und armseligen Verhältnissen begangen haben können, so viele Meilen weit zu Fuß

herbei, mit Weib und Kind, unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, um der Gnade Mariens theilhaftig zu werden. Ihre Bigotterie ist merkwürdig anzusehen, und wenn man sie betrachtet, wie sie hier auf den Knieen durch die Kirchen rutschen oder mit plattem Leib über das Pflaster derselben hingeworfen liegen, so wird man nicht leicht ohne Rührung bleiben. Dazu die oft so ausdrucksvoll und schön geformten Gesichter dieser Landleute, Gesichter auf denen der Beruf eines bessern Schicksals liegt, als das ist, welches sie zu tragen haben und welches sie im Drang ihres gequälten Daseyns so weit hertreibt, um in den besonders gnadenreichen Kirchen ihr Labsal zu finden.

Dieser Dienst der schwarzen Mutter Gottes, der unter dem armen Volk in Polen so beliebt ist, schreibt sich aus sehr alter Zeit her und ist in seiner Entstehung nicht eben klar nachzuweisen. Der byzantinische Ursprung dieser schwarzfarbigen Darstellung der Jungfrau Maria leuchtet zunächst als das Wahrscheinlichste ein, und übereinstimmend damit sind die Sagen, welche über das Originalbild dieser Maria in Czenstochow und über dessen wunderbare Geschichte sich ergehen. Es wird nämlich behauptet, daß dies Bild ursprünglich in Constantinopel sich befunden und im Besitz der heiligen Helena, der

Mutter des Kaisers Constantin, gewesen sey. Man ist sogar in der Kühnheit der Behauptungen so weit gegangen, anzugeben, daß Lucas selbst, kurz vor der Himmelfahrt Mariens, dies ihr Bild auf eine kleine Tafel, die er im Hause des heiligen Johannes fand, gemalt habe. Der heiligen Helena diese Tafel in die Hände zu liefern, kann dann der Sage nicht schwer fallen. Genug, daß man von dieser schwarzbraunen Abbildung der Mutter Gottes zuerst in Byzanz vernommen, wo allerhand ägyptische und äthiopische Elemente dazu mitgewirkt haben mögen, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben. Es stimmt überhaupt diese farbige Darstellung mit dem byzantinischen Kunstgeschmack überein, der dem Gesicht des Heilands selbst häufig ein Mohrencolorit verliehen hat, wie auf dem Bilde der heiligen Veronica in der Boisserée'schen Sammlung. Die schwarzbraune Maria verrichtete aber in Constantinopel schon früh Wunder aller Art und galt schon damals für die kostbarste Reliquie. Die Sage erzählt, daß sie darauf von Constantinopel nach Aachen gebracht worden. Dort habe ein slawischer Herzog, der unter Carl dem Großen gedient, das Mirakelbild gesehen und es auf sein inständiges Bitten zum Geschenk erhalten, worauf er es in der Kirche von Belz, das jetzt zu Galizien gehört, habe

aufstellen lassen. Von dort soll es im Jahre 1382 durch Wladislaw, den Herzog von Oppeln, nach Schlesien geführt worden seyn, um es vor den das Land überschwemmenden Tartaren zu schützen. Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Berge bei Czenstochow angelangt waren, hielten sie plötzlich still und ließen sich aller Antreibungen ungeachtet nicht weiter von der Stelle bringen. Da besann sich Herr Wladislaw noch dazu auf einen Traum, der ihm in der letztvergangenen Nacht die ganze Geschichte geweissagt hatte, und so beschloß er, an dieser Stelle eine Kirche zu bauen, die dies wunderbare Bild in sich aufbewahren und nur dem Dienst der schwarzbraunen Jungfrau geweiht seyn sollte. Für das Bild ließ darauf Wladislaw Jagiello, der Gemahl der schönen Hedwig, eine besondere Kapelle errichten. Und dort thront sie noch heut, die gnadenreiche Mutter mit dem schwarzen Antlitz und vergibt die Sünden weit und breit, indem sie die liebste Ablaßertheilerin der Polen geworden. Czenstochow, mit seinem gleich einer Festung eingerichteten Kloster, das die Gränze zwischen Schlesien und Polen bildet, ist noch heute ein fleißig besuchter Wallfahrtsort, zu dem jährlich viele Tausende fromme Büßer pilgern. —

---

8. Katholische und protestantische Bewegungen der Polen.

Unter einem Madonnenbilde, einem schönen Freskogemälde aus alter Zeit, das hier an der ältesten Kirche Krakaus in der Grodzker Straße befindlich ist, sitzt ein in Lumpen gehüllter Greis, vom Morgen bis zum Abend. Unaufhörlich flüstert er Gebete und singt fromme Lieder ab, doch nicht um die Theilnahme der Vorübergehenden noch ihre Almosen damit zu erwerben, dazu wäre Freund Michael viel zu stolz. Sondern all diese andächtigen Bitten, an denen er so reich ist, widmet er nur im Auftrage derer, die sich deshalb besonders an ihn wenden, der Jungfrau Maria, bei der er so gut angeschrieben seyn soll. Da sieht man so viele der Vorübergehenden, welche ihm Gebete auftragen für ihren entfernten Geliebten, den kranken Vater oder gefangenen Bruder, und die ihm nicht allein reichlich

Geld geben, sondern auch, wenn er geneigt ist es recht gut zu machen, ihm die alte dürre Hand dafür küssen. Dieser Gebetbettler steht hier in großem Ansehn bei dem armen Volke, er ist gewissermaßen ein Commissionair für alle und jede Gebete und gebärdet sich förmlich wie ein Geschäftsführer der himmlischen Gnade. Tiefernst und melancholisch ist sein Gesicht, das in dem grauen wallenden Bart halb versteckt ruht, und seine großen fanatischen Augen beweisen durch ihren Ausdruck, wie sehr Michael an seine eigene Wichtigkeit und an seinen Einfluß bei der Madonna glaubt. Lieber betet er für arme Leute, als für die Vornehmen, die sich auch freilich gar zu selten an ihn wenden. Neulich aber begegnete es ihm doch, daß eine vornehm gekleidete Dame ihm Geld zuwarf und ein Gebet auftrug, mit dem es aber eine besonders schwierige Bewandtniß gehabt haben muß, denn sie drückte dabei zugleich den Zweifel aus, ob er dies Gebet auch werde zweckdienlich ausrichten können? Da gab er ihr trotzig das Geld wieder zurück, und sagte, wenn sie an seiner Fähigkeit zu beten zweifele, so begehre er auch ihr Geld nicht zu haben. Wenn die Sonne sinkt, neigt er sich viele Male vor dem Marienbilde, unter dem er seinen täglichen Sitz hat, und singt der Madonna, ehe er abzieht, noch ein unzählig wiederholtes Gutenacht,

indem er sein dobra noc, dobra noc, Maria! so inbrünstig und vertraulich zu ihr hinaufflüstert, daß man schon an dem Ton merken kann, auf welchem familiären Fuß Michael mit ihr steht. Man sollte denken, indem er ihr sein Gutenacht singt, er sehe sie wirklich vor sich, seine heilige Jungfrau Maria, und er lege ihr schon das Kopfkissen zum Einschlummern zurecht.

Die Bigotterie des armen polnischen Volkes offenbart sich bei solchen Gelegenheiten oft in einer wahrhaft kindlichen Naivetät. Ueberhaupt ist es das Volk, welches in diesem Lande noch die Hauptstütze des Katholicismus bildet, denn in der polnischen Aristokratie gab es von jeher einen antikatholischen Grundzug, und die reformirte Richtung wurde schon früher vom Adel Polens ergriffen, vielleicht nicht ohne den Nebengedanken, gewissermaßen eine besondere Religion für sich zu haben, die den Adel auch hierin vom Volke sondere, welches Letztere deßhalb sogar absichtlich immer tiefer in die katholische Bigotterie hineingestoßen wurde. Schon bei Lebzeiten Luther's gab es in Krakau drei bis vier protestantische Geistliche, die einen förmlichen Gottesdienst nach dem neuen Bekenntniß halten durften. Besonders war es die Regierung des vielgebildeten und aufgeklärten Königs Siegmund August I., des

ßten der Jagiellonen, unter welcher die römische
Kirche in Polen einen gewaltigen Stoß erhielt. Der
protestantische Adel bildete damals eine eigenthümliche
Partei im Lande, an deren Spitze der Kronhof-
marschall Firley stand, der Günstling der ränkevollen
und buhlerischen Italienerin Bona Sforza, der Ge-
mahlin des Königs Siegmund August. Andere
Große erklärten öffentlich ihren Abfall von der
katholischen Kirche und weigerten sich laut, bei der
Messe und andern eingeführten Kirchengebräuchen
niederzuknieen oder das Haupt zu entblößen. Ein lei-
denschaftlicher Parteiführer dieser protestantisch ge-
wordenen Aristokratie war Raphael Leszcynski. Es
war schwerlich das reine religiöse Bedürfniß, das
diese Bewegungen verursachte. Diese Sucht des
Adels, sich im Besitz ausschließlicher Vorrechte vor
dem Volke auch in der Religion zu befinden, wurde
in jener Zeit noch durch besondere Verhältnisse unter-
stützt, welche dazu beitrugen, der Sache der Refor-
mation in Polen einen immer mächtigeren Auf-
schwung zu geben. Siegmund August selbst hatte
unter seinen vielen Geliebten auch eine, die dem
protestantischen Glauben anhing und gerade in die-
ser Richtung einen großen Einfluß auf den der Liebe
so ergebenen König ausübte. Dies war Barbara
Gizanka, welche in ihren kühnen Unternehmungen

so weit ging, an Herrn Siegmund August selbst die protestantische Bekehrung zu versuchen, und der König würde gewiß nicht widerstanden haben, wenn nicht, wie es scheint, die mancherlei Umtriebe der damaligen protestantischen Partei ihn angeekelt hätten. Indessen protestantisirten sich die polnischen Großen immer mehr, auf den höchsten Staatsstellen gab es fast nur Protestanten, im Senat bildeten sie sogar die überwiegende Mehrzahl. Selbst unter den Würdenträgern der römisch-katholischen Kirche in Polen rissen ketzerische Sympathieen ein, die höhere Geistlichkeit war im Geheimen fast durchgängig lutherisch gesinnt und der heirathslustige Bischof Nicolaus Pac trat sogar öffentlich zu der neuen Lehre über, deren Bekenntniß er sogleich durch ein weltlich prächtiges Beilager mit einer schönen Frau feierte. Siegmund ertheilte ihm die Kastellanswürde, nachdem der Papst dem Abtrünnigen seinen Bannfluch nachgeschleudert hatte. Die katholischen Prälaten in Polen waren von dem Taumel, welche die ganze vornehme Gesellschaft hingerissen, so angesteckt, daß sie, bei einem Streite ihres Primas mit Rom, gegen den Papst selbst eine Excommunication im Lande verkündigen lassen wollten, welcher wunderliche Gedanke schon den Zustand des Rausches offenbart, in welchem sich jene Zeit in den religiösen Dingen befunden. Der

König förderte diese Bewegungen durch sein Edikt
er allgemeinen Glaubensfreiheit, das jedoch der
katholischen Richtung mehr zu Statten kam als der
lten Kirche, die von der Aristokratie immer heftiger
n Belagerungszustand gesetzt wurde. Das neue
Bekenntniß Luther's und Calvin's gewann auch
och durch einen sonderbaren Umstand an Ausbrei-
ung in Polen, nämlich durch die bekannte Aus-
wanderung der krakauer akademischen Jugend, welche
m diese Zeit das ganze Land in Bewegung setzte.
Eine Buhldirne in Krakau war auf der Straße von
Studenten verhöhnt worden und das aufgebrachte
Mädchen hatte die mit ihr in gutem Vernehmen stehen-
en Diener des Pfarrers Andreas Czarnkowski,
er in der Nähe wohnte, zu Hülfe gerufen. Die
eistlichen Diener hieben mit scharfen Waffen auf
ie Studenten los und streckten mehrere derselben
odt darnieder. Die Kunde von diesem Morde
rfüllte alsbald die ganze Stadt, die Studenten tru-
en ihre erschlagenen Brüder auf ihren Schultern
or Gericht, und verlangten, daß der Pfarrer von
Allerheiligen, Herr Andreas Czarnkowski, als Mör-
er ausgerufen werde. Zugleich drohten sie, in Ge-
ammtheit die Stadt zu verlassen und der Universi-
ät auf immer den Rücken zu kehren, wenn nicht
Recht und Gerechtigkeit gegen ein solches Verbrechen

geschähe. Die Sache machte ein solches Aufsehen, daß der König selbst die aufrührerischen Studenten zu sich auf sein Schloß entbieten ließ, um ihre Beschwerden zu vernehmen. Siegmund August tadelte sie wegen ihres ungebührlichen Benehmens und verwies sie an das geistliche Gericht, das aber die Studenten nicht anerkennen wollten, weil der hier zum Richter bestellte Bischof ein Freund Czarnkowski's sey. Indeß wurde die Untersuchung aufs Strengste betrieben und erkannt, daß dem Pfarrer von Allerheiligen kein Antheil an dem Morde zugeschrieben werden könne, weil ihn seine Diener während seiner Abwesenheit vom Hause verübt. Die Studenten aber behaupteten ihre Anklage, daß mit seinem Wissen und Willen die That geschehen, und da sie damit nichts erreichen konnten, beschlossen sie einmüthig, nun ihren Vorsatz einer allgemeinen Auswanderung auszuführen. Nichts vermochte sie auch davon zurückzubringen, und so zogen sie in ganzen Schaaren, mehrere hunderte an der Zahl, sowohl Studenten wie andere Schüler der Stadt, aus Krakau ab, von den lauten Sympathieen der ganzen Bevölkerung gefolgt. Die meisten derselben gingen nach Deutschland, Preußen und Böhmen und wandten sich dort dem lutherischen Glauben zu, theils aus Haß gegen die katholische Geistlichkeit, welche sie als die Ursache

ihrer Auswanderung betrachteten, theils von den reformirenden Bewegungen der Zeit unmittelbar ergriffen. So drang das protestantische Element auch noch durch die Organe der lebenskräftigen Jugend, durch den Geist der jungen Generation selbst, unwiderstehlich in Polen ein, denn alle diese vom Katholizismus abtrünnig gewordenen Auswanderer kehrten später wieder heim in ihr Vaterland, und trieben dort den antikatholischen Sinn und das protestantische Bekenntniß recht mitten in das Innere des Familienlebens und der Gesellschaft hinein. —

Die Eitelkeit des polnischen Adels, etwas vor der Nation voraus zu haben, blieb aber die Haupttriebfeder der Ausbreitung der Reformation. Schon in den frühesten Zeiten hatte der thörichte Stolz dieser Aristokratie auch im Gottesdienst gelten wollen, und so auch im katholischen Cultus sich Vorrechte vor dem Volke ausgeklügelt. Unter der Regierung Mieczyslaws, des ersten Piasten, der durch die Annahme der christlichen Taufe dem Heidenthum in Polen ein Ende machte, war zuerst das sonderbare Privilegium der polnischen Edelleute entstanden, daß sie bei der Messe während der Vorlesung des Evangeliums den Säbel halb aus der Scheide ziehen, und dann, sobald das Gloria ertönte, ihn wieder mit Geräusch einstecken durften. Aus dem stolzen

Klang der Säbel konnte dann der liebe Gott sogleich entnehmen, daß polnische Edelleute zu ihm beteten, was keine Kleinigkeit war, wenn man dagegen das arme Volk betrachtete, das im Angesicht Gottes des Herrn nur an sein gepreßtes Herz schlagen durfte, die Vornehmen aber an ihren Säbel. Aus der protestantischen Richtung des polnischen Adels entsprangen auch die vielen lustigen Geschichten, welche man sich in Polen auf Unkosten der katholischen Kirche erzählt, und die hier von jeher eine Lieblingsunterhaltung der vornehmen Welt gebildet haben. Hinlänglichen Anlaß dazu lieferten die verschiedenen religiösen Ceremonien und scenischen Darstellungen, durch welche sich der polnische Katholizismus immer eigenthümlich charakterisirt hat. Zu solchen dramatischen Aufzügen gehörte namentlich die öffentliche Darstellung der Leidensgeschichte Christi, eine Sitte, die sich noch bis gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hin in Polen erhalten hatte. So ward unter Anderm der Gang nach der Richtstätte immer in einem solchen öffentlichen Aufzug versinnbildlicht. Freiwillig boten sich dann Einige aus dem Publikum dazu an, dieser die Person Christi selbst, ein Anderer den oder jenen Jünger darzustellen. Einst hatte in Krakau im frommen Eifer sogar ein polnischer Edelmann sich erboten, im Zuge die heilige

Gestalt Christi zu übernehmen und das Kreuz zu tragen. Von der Marienkirche aus begann die Prozession, und ging dann von Kirche zu Kirche weiter. Mitten in diesen Kirchengängen begegnete aber gewöhnlich Simon von Cyrene dem von der Last des Kreuzes Erschöpften, nahm es ihm ab und trug es weiter bis zur Schloßkirche, in welcher der Zug endete. Dießmal aber wollte durchaus kein Simon von Cyrene erscheinen, und der arme Edelmann mußte mit seinem Kreuze unabgelöst durch alle Kirchen sich schleppen. Der Abend dunkelte herauf und endlich war das Ziel einer so beschwerlichen Wallfahrt erreicht. Christus zog, begleitet von den Jüngern, den Schloßberg hinauf. Da sah man, eiligen Laufes den verspäteten Simon daher traben, und froh auch jetzt noch über seine willkommene Erscheinung, blieb der an das Kreuz gebundene Christus stehen, die erschöpften Jünger aber, nicht minder erfreut, machten sogleich rechts um und bogen eiligst in eine nahgelegene Weinschenke ein, um sich einen Augenblick zu stärken. Jetzt war Simon herangekommen, Christus trat ihm einen Schritt entgegen — ein Fehltritt, und er lag in einer am Wege befindlichen Grube, so daß sein Leib sich schwebend in diesem Loche befand, das von dem darüber gefallenen Kreuz bedeckt wurde. Vergebens

zog und zerrte Simon von Cyrene an dem schweren Stamm des Kreuzes, vergebens stöhnte Christus darunter hervor, vergebens riefen beide nach den Jüngern. Sie sind in der Schenke, ächzte Christus matt. Simon stürzte dorthin, und siehe, fröhlichen Muthes saßen sie dort um den vollen Becher geschaart. Ihr abtrünnigen Jünger, rief Simon im edlen Zorn, sitzt hier und zecht, während Christus in die Grube gefallen ist. Nun eilten alle Jünger hinaus, doch erst nach manchen Anstrengungen gelang es, den Aermsten zu befreien. Es ward jedoch von dieser Zeit an diese Ceremonie abgestellt, weil eine so lächerliche Scene daraus entstanden war.

Solcher Geschichten werden in Polen sehr viele erzählt, und sie sehen im Grunde so harmlos aus, daß sie auch wohl mit der Frömmigkeit recht gut bestehen können. Zwar ist in diesen Späßen nicht die tiefe Gemüthsfröhlichkeit und tändelnde Herzinnigkeit dabei, wie in jenen altdeutschen Scherz- und Schimpfspielen, in denen so viel christliche und kirchliche Satire mitunterläuft, die, so frivol sie auch wird, doch immer auf ächt religiösem Grunde sich erhält. Dem deutschen Humor ist diese burleske Mischung des Religiösen mit dem Spaßhaften, die sich besonders auf dem kirchlichen Gebiet so muthwillig ergangen hat, insofern glücklicher gerathen,

als er meistentheils so viel Poesie der Kindlichkeit dabei entfaltet und zugleich die Keckheit besessen hat, immer dicht neben dem Erhabensten und Ernsthaftesten das Kleinste und Lächerlichste aufzustellen. So grinset unter den Reliefs und Gesimsen der gothischen Riesendome so mancher fratzenhafte Affenkopf versteckt und über majestätischen Kirchenpforten zeigen kleine lächerlich beschweifte Satans die Zunge, und oft noch einen schlimmeren Theil. Nur ein Volkshumor, der sonst so sicher auf der Ingründigkeit eines tiefreligiösen Nationalbewußtseins ruhte, wie im deutschen Mittelalter, konnte das Recht sich herausnehmen, so viel zu wagen. Die polnischen Scherz- und Schimpf-Historien dieser Art sind aber nicht aus dem frischen Born des Volkshumors hervorgegangen, sondern sie sind vielmehr Erzeugnisse der aristokratischen Laune. Die Laune des Adels erfindet zum Zeitvertreib Lächerlichkeiten, die trennend wirken, wo der Humor des Volkes als etwas verbindendes und versöhnendes auftritt, indem er die Gegensätze des Heiligen und Lächerlichen, welche die Welt zerspalten, so spielend und unschuldig behandelt, daß sie sich dadurch auf diesen tiefen Grund seiner Gemüthlichkeit in ihm auflösen und zu einer Religion zusammensetzen, in der, gleichwie in der Harmonie des Weltalls, die Nebeneinanderstellung

des Abstoßenden nur zur Erhaltung und Sicherung des Gleichgewichts dient. Die Laune der Aristokratie erzählt sich ihre satirischen Erfindungen beim schwelgerischen Mahl, zur Verscheuchung der vornehmen Langenweile, in Weise einer nur dem Adel zustehenden Ueberhebung über das Vorurtheil, und zur Verhöhnung des Volksglaubens. Die religiöse Satire des Volkes aber erzeugt sich unabhängig von der trüben Atmosphäre der Gesellschaft, unabhängig von den Einflüssen aller weltlichen Eitelkeit und Ständesucht. Die Volkssatire springt mit ihren Einfällen lustig unter Gottes freiem Himmel umher, sie klettert an den Spitzbögen des ernsten Doms lachend in die Wolken hinein, erbaut sich eine Schaukel aus Aetherduft und Morgenroth, und steigt aus ihrer triumphirenden Höhe ebenso harmlos wieder herunter in die Begnügsamkeit der ländlichen Flur. —

Ein anderer Gebrauch des polnischen Katholizismus, der ebenfalls mit der Zeit abgekommen, war folgender. Vor einem der Thore Krakau's wurde in der Leidenswoche auch die Kreuzigung Christi in einer förmlichen Maskerade vorgestellt. Irgend ein Handwerker, der gut dafür bezahlt wurde, verstand sich dazu, sich an ein auf einem Platze aufgerichtetes Kreuz binden zu lassen, und die

Menge, die sich um ihn versammelte, schmähte und höhnte ihn dann den ganzen Tag lang, wie einst die Juden Christum. Auch die beiden Verbrecher an Christi Seite am Kreuz fehlten nicht. Einst traf es sich, daß ein Barbier dazu ausersehen ward, am Kreuz zu hängen. Das Volk höhnte ihn wie herkömmlich mit aller tumultarischen Rohheit seines Charakters, aber alle Schmähreden trug der Barbier geduldig und mit bewundernswürdiger Geistesruhe. Ein Fleischer, welcher mit diesem Barbier schon lange verfeindet war, stellte sich nun auch vor das Kreuz hin, schalt den Obenhängenden viel und heftig, und als Alles nichts helfen wollte, den Barbier aus seinem überirdischen Gleichmuth herauszubringen, gab er pantomimisch durch eine Bewegung mit der Hand zu verstehen, daß der Gekreuzigte nur ein armseliger Bartkratzer sey. Jetzt erbebte der Langduldende in einer nicht mehr zurückzuhaltenden Aufwallung seines Zornes. Ergrimmt und ganz aus dem göttlichen Charakter seiner Rolle fallend, schrie er hinunter: „Du Hund, Alles habe ich ruhig erduldet, aber nur mein Handwerk sollst du mir nicht angreifen. Laß mich nur erst herunter seyn, dann soll es Dir wahrlich schlecht ergehen!“ Wie gesagt, so gethan. Als der Barbier endlich nach der neunten Stunde vom Kreuze abgenommen

ward, hatte er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als auf seinen Gegner, den Fleischer loszustürzen. Beide schlugen sich, wenn man der Erzählung trauen darf, zwei Tage lang, bis sie endlich halbtodt von der Schädelstätte fortgetragen wurden. Diese Geschichte kann sich wirklich zugetragen haben, da sie dem Charakter des polnischen Volkes nicht unähnlich sieht, doch noch wahrscheinlicher guckt die Absicht der Erfindung heraus, den katholischen Cultus in ein plebejes Gebiet zu verweisen, und als eine Sache der niedrigen Volksmenge zu behandeln, wodurch denn auch dieser Spaß sich in jenen Cyclus der aristokratischen Späße einordnet. —

Von andern katholischen Religionsgebräuchen, die den polnischen Charakter sehr gut bezeichnen, will ich noch einen, der früher am grünen Donnerstag und zwar vorzugsweise auf dem Lande stattfand, erwähnen. Wenn nämlich der Edelmann am Morgen des gedachten Tages aufstand, rief er seine Frau und sprach zu ihr mit aufgehobener Hand: Weib, wie am heutigen Tage unser Herr Christus gelitten und Geißelhiebe empfangen hat, so empfange auch du jetzt deine gehörige Tracht Schläge! Er schlug sie, und sie ermangelte nicht, ihn wieder zu schlagen. Alsdann erstreckte sich die Andacht dieses christlichen Feiertages auf die Kinder, die ebenfalls

vorgenommen und mit Prügeln gesegnet wurden. Die Kinder gaben nun wieder ihre Schläge weiter an das Hausgesinde, und vom Hausgesinde ging es auf das ganze Dorf über, das nun in einer allgemeinen Prügelei seinen religiösen Eifer zu erkennen gab. Hier prügelte wohl Mancher den lange aufgestapelten Zorn vom ganzen Jahre an dem Andern ab und gewann sich dabei noch wie spielend das Verdienst im Himmel, einen frommen Gebrauch nach Kräften erfüllt zu haben. —

Dem geneigten Leser habe ich hier die drei Lieblingsgeschichten des polnischen Skeptizismus erzählt. Diese antikatholische Zweifelsucht des Adels in Polen, die nichts als ein Erzeugniß des Eigensinns und des Rangstolzes war, bietet gerade die umgekehrte Erscheinung von dem, was die Aristokratie in andern Ländern als ihre eigenthümliche Sympathie bekannt hat. Anderswo gingen immer die katholischen und aristokratischen Richtungen Hand in Hand und erkräftigten sich eine an der andern, indem sie beide derselben Stützpunkte der Romantik, desselben Nimbus der sinnlichen Phantasie zu ihrem Dasein bedurften. In Polen aber glaubte die übermüthige und trotzige Aristokratie keiner romantischen Illusionen benöthigt zu seyn, um sich zu erhalten. Sie überließ daher dem armen Volke mit Verachtung

alle Herrlichkeit der katholischen Kirche, den Pomp des Hochamts, die prunkenden Meßgewänder und Processionen und die schönen Bilder, vor denen es sein gequältes Herz niederwerfen und zu denen es flehen und schreien durfte, um den Trost und die Befreiung, welche ihm die Großen versagten. Für den Adel erschien es daher stets vortheilhaft, wenn das Volk in eine Bigotterie immer tiefer versank, die etwas Ableitendes für das Gefühl der politischen Unterdrückung haben mußte. Während den Armen und Zerlumpten überlassen wurde, sich am Weihwasser die heiße Stirn zu kühlen, erging sich dagegen die vornehme Welt im Genuß der heitern Weltlust, für welche der Protestantismus bequemere und schmiegsamere Formen dargeboten hatte. So hatte in Polen die Reformation Luthers eine aristokratische Wendung genommen, obwohl sie in ihrem Ursprung in Deutschland die Anfänge einer volksthümlichen Gestaltung der Geschichte bezeichnete. Aber etwas Unnatürliches lag auch keineswegs in dieser Anwendung, welche in Polen von dem Protestantismus gemacht wurde. Hatte doch Luther selbst die demokratische Wurzel seines Reformationswerkes früh genug verläugnet! Nur durch die Fürsten glaubte er die Reformation retten zu können, und spielte sie diesen ganz und gar in die Hände, während

er den aus der Reformation hervorgegangenen Volksbewegungen, wie dem Bauernkrieg, mit aller scheltenden und wüthenden Energie seines Charakters widerstrebte. — —

In Polen hat die katholische Geistlichkeit, was ihre patriotischen und politischen Beziehungen zu ihrer Nation anbetrifft, immer in einem Rufe der Zweideutigkeit gestanden. Sie hat sich den nationalen Bewegungen der Polen zu Zeiten ebenso angeschmiegt, als sie dieselben in andern Perioden, wie es scheint, wieder verrathen hat. Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse Krakau's wie Polens überhaupt befinden sich gegenwärtig in großer Rathlosigkeit und Anarchie. Um zunächst von dem Bisthum von Krakau zu reden, so wird dasselbe jetzt nur administrirt, da der letzte Bischof, der bekannte Skurkowski, durch die russische Regierung von seinen Amtsverrichtungen entsetzt wurde, und jetzt in unfreiwilliger Zurückgezogenheit in Troppau eine österreichische Pension verzehrt. Er hat sich dies Schicksal durch die Schwierigkeiten, welche er den kirchlichen Anordnungen der Mächte als altkatholischer Fanatiker entgegengesetzt, zugezogen. Seine Verwaltung des hiesigen Bisthums soll auch in der That so streng gewesen seyn, daß selbst die formeifrigsten Katholiken es kaum auszuhalten vermochten.

Unter den vielen kleinlichen Scheerereien, mit welchen er die Gläubigen plagte, befanden sich auch so wunderliche Bestimmungen, wie die, daß z. B. im ganzen krakauischen Gebiet von zwölf Uhr Mittags an keine Trauung mehr stattfinden durfte.

Auf dem Congreß in Warschau, auf welchen die kirchlichen Angelegenheiten Polens geordnet werden sollten, und zwar vorzugsweise nach dem Prinzip Rußlands, welches auch die Bischöfe nur auf den Fuß russischer Beamten stellt, zeigte sich Bischof Skurkowski von der größten Starrheit und Unnachgiebigkeit, besonders auf den Punkt der gemischten Ehen, bei denen er aber im Grunde die Sache der polnischen Nationalität vertrat, indem er sich dem russischen Prinzip entgegenstellte, wonach alle Kinder aus solchen Ehen, in denen sich die Bekenntnisse der griechischen und römisch-katholischen oder evangelischen Kirche mischen, in dem griechischen Bekenntniß erzogen werden müssen. Ob aber der Ruhm dieser Opposition mehr seinem nationalen Patriotismus oder seiner katholischen Orthodoxie gebührt habe, war wohl nicht sehr zweifelhaft. Soviel ist gewiß, daß der Bischof die nicht sehr wohlwollende Aufmerksamkeit des Kaisers von Rußland auf sich zog, der sich mit den Worten: qui est cet homme? bei seinem Adjutanten nach ihm erkundigte,

worauf dieser nur mit der kurzen Bezeichnung: c'est un fanatique! erwiderte. Gleichwohl verblieb Bischof Skurkowsky noch drei Jahre in seinem Amte, ehe man ihn zu entfernen vermochte. Die Lebensweise Skurkowski's stand übrigens in Krakau, neben der Orthodoxie seiner Gesinnungen, auch noch in einem sehr eleganten Rufe, und seine Geliebte, welche die Frau seines Secretairs war, ist eine in Krakau sehr bekannte Person.

Mit dem Fall Skurkowski's verbanden sich mancherlei Veränderungen. Mit seiner Entsetzung wurde unter andern auch die Bestimmung beseitigt, wonach die Bischöfe früher zugleich Senatoren waren. Uebrigens befand sich der krakauer Bischof schon nach der Verfassung immer in einer gewissen Abhängigkeit von dem Könige von Polen, von dem er den größten Theil seiner Besoldung zu empfangen hat, während der Freistaat nur ein Geringes zu seinem Unterhalt beiträgt. Dies kam daher, weil der Sprengel des Bischofs von Krakau sich auf ein Gubernium im Königreich Polen erstreckt. Es hat daher auch der König von Polen die durch den regierenden Senat von Krakau geschehene Wahl eines Bischofs erst zu bestätigen. Der jetzige Administrator des Bisthums Krakau, welcher es nach der Entsetzung Skurkowski's verwaltet, weiß die ihm

angewiesene politische Stellung besser zu beobachten, und, ein Meister in der Diplomatie, reiset er zwei Mal des Jahres nach Warschau, am Neujahrstage und am Namenstage des Fürsten Statthalters, um demselben seinen ebenso segensreichen als unterthänigsten Glückswunsch zu überbringen. —

Während der Zeit meines Aufenthalts in Krakau erschien auch der Ukas des Kaisers von Rußland, welcher ein so wichtiges Ereigniß bekannt macht oder gebietet, nämlich die Vereinigung der unirten griechischen Kirche mit der griechischen Mutterkirche, in deren einheitlichen Schooß alles religiöse Leben seiner Völker zurückzuführen ein Hauptgedanke Rußlands ist. Der Form nach ist dieß angeblich durch eine freie Vereinigung der Bischöfe der unirten Griechen, mit Zustimmung ihrer betreffenden Gemeinde, bewirkt worden. Die russische Regierung hat aber diesen freien Willen der Bischöfe wohl schon seit langer Zeit durch mancherlei Einwirkungen zu bearbeiten gewußt. Diese Zurückdrängung der römisch-katholischen Kirche ist von Seiten Rußlands mehr ein politischer als ein religiöser Schritt, ja sie ist eine gewaltige Maßregel der russischen Politik, die auf die allgemeinsten Folgen berechnet ist, nicht bloß für Polen, sondern vielleicht für das europäische Staatenleben überhaupt. Rußland

scheint durch diese kühne und sogleich zur That geschrittene Opposition gegen Rom gewissermaßen an die Spitze der protestantischen Bewegungen des heutigen Europa zu treten, um dadurch die Sympathieen, die es jetzt überall einzusammeln bemüht ist, für sich zu verstärken. Zwar verweigert jetzt der größte Theil der zur unirten griechischen Kirche sich Bekennenden, namentlich im östlichen Polen, den Uebertritt zur russisch griechischen Kirche, der sie die Union mit Rom, ihrerseits wohl ebenfalls weniger aus religiösen als aus politischen Gründen, vorziehen, und viele Priester und Gläubige aus diesen unirten Gemeinden sollen sich bereits in Bewegung setzen, um sich nach Galizien zu flüchten, wo sie von den katholischen Sympathien der österreichischen Regierung die Erlaubniß zur Niederlassung und zur ungestörten Religionsübung erwarten. Aber Polen wird sich dennoch nicht dem Netz entwinden, das ihm Rußland in Form der griechischen Kirche immer fester um das Haupt schlingt, und welches ein Todesnetz für die polnische Nationalität ist. Schon durch das Gesetz, welches alle gemischten Ehen zu Gunsten der russisch griechischen Kirche verpflichtet, ist gewaltig auf die Einheit eines russischen Nationallebens, das alle übrigen Nationalelemente in sich zersetzen soll, hingearbeitet worden, und je

häufiger die Ehen zwischen Russen und Polen werden, desto mehr nähert sich dieser Gedanke der Vereinheitlichung, die sehr klug auf dem Grunde des religiösen Bekenntnisses aufgeführt werden soll, seiner Verwirklichung. —

So hat den Katholizismus unter allen Ländern, in denen er mit dem politischen Leben in Berührung gekommen, wohl in Polen das unglückseligste Schicksal betroffen. Hier ist er der Fangball politischer Berechnungen geworden, die sich ihn von einer Seite zur andern zugeworfen haben. Die deutsche Kirchenreformation brachte ihm den ersten tödtlichen Streich bei, der ihn auf dem empfindlichsten Lebenspunkt traf, indem er ihn mit dem Geist seiner eigenen Nation entzweite und ihn gewissermaßen aus den edlern Organen derselben zurücktrieb in die geringeren, in und mit denen er verdorren sollte. Zwar machten sich noch im Reformationszeitalter selbst unter den damaligen Königen von Polen sehr bedeutende Reaktionen zu Gunsten des Katholizismus geltend. Heinrich von Valois stieg auf den polnischen Thron mit der festen Absicht, die Protestanten auch in diesem Lande auszurotten, denn er trug gewissermaßen noch die Blutspuren an sich von der Bartholomäusnacht, von der er eben herkam, und seine Phantasie glühte von dem Wahnwitz, der in

jener Nacht ein so mörderisches Hochzeitsfest des Fanatismus gefeiert hatte. Doch mußte er, als ihn der polnische Reichstag auf den Thron berufen, die Glaubensfreiheit der Protestanten unterzeichnen, obwohl mit offenbarem Widerwillen und nach langem Gegenstreben. Was er während seiner schwachen und haltungslosen Regierung zur Wiederherstellung des Katholizismus in Polen versuchte, hatte noch keinen wirksamen Erfolg. Unter seinem Nachfolger, dem tapfern Stephan Batory, gab es noch mehr Protestanten als Katholiken in den polnischen Landen. Dagegen begann mit dem Schweden Siegmund III., welcher im Jahr 1589 zum polnischen Thron ausgerufen wurde, eine folgenschwere Zeit der Bekehrung für Polen. Von einem Hofe herkommend, der sich damals an den Einfluß der Jesuiten hingegeben hatte, hielt es Siegmund für seine Aufgabe, auch in Polen als Bekehrer zu wirken und das ganze Land wieder katholisch zu machen. Er schürte den Glaubenshaß der Parteien durch allerhand Intriguen, die eines Königs unwürdig waren, und an der Zerstörung der protestantischen Kirchen zu Krakau und Wilna, die daraus hervorging, schrieb man ihm gewiß nicht mit Unrecht einen heimlichen Antheil zu. Unter seiner Regierung kam im Jahre 1596 die Union zwischen der

griechischen und römisch katholischen Kirche zu Stande, die aber auch nach dieser Seite hin nicht versöhnend wirkte, indem die Bekenner des griechischen Glaubens kein Zutrauen fassen wollten zu der Vereinigung mit einer Kirche, die zugleich so viele Schreckensmaßregeln zu ihrer Ausbreitung ergriff. Siegmund aber wurde in seinem dunkeln Fanatismus, in dem er sich als das ausgerüstete Werkzeug zur Verherrlichung Roms betrachtete, immer weiter getrieben und ließ sich sogar verleiten, den Mönch Otrepieff, den falschen Demetrius, in seinem Kreuzzug nach dem russischen Thron zu unterstützen, bloß weil er glaubte, dadurch eine Vereinigung der moskowitischen Völker mit der römischen Kirche zu erzwecken. Gegen Ende seiner Regierung gab es nur noch zwei Nichtkatholiken im Senat, und die Protestanten sahen sich fast gänzlich von allen Anrechten auf Staatsämter ausgeschlossen. In diesen Rückbewegungen Polens zum Schooß der römischen Kirche lag aber wenig Heil weder für die Nation noch für den Katholizismus selbst. Vielmehr übernahm jetzt der Katholizismus die Rolle, welche früher der Protestantismus in diesem Lande gespielt, nämlich die polnische Nation mit sich selbst zu veruneinigen, und als ein Element der Zwietracht mitten im Herzen des Reichs zu dienen. Der katholische Bekehrungseifer Siegmunds war ebenso

antinational, wie die protestantische Richtung des Adels es gewesen, denn Siegmund umgab sich auf seinem katholisch rechtgläubigen Thron nur mit Ausländern, und sperrte sich hartnäckig gegen alles polnische National-Element ab. Es wurde in dieser Zeit nur der Grund zu einer Anarchie der Religionsparteien in Polen gelegt, die an der späteren Selbstvernichtung des unglücklichen Reichs nicht die kleinste Schuld trägt. Es häufen sich nämlich in der folgenden Geschichte Polens die Unterdrückungen der Protestanten immer mehr und mehr, und bieten insofern ein merkwürdiges Schauspiel dar, als sie allmählig als Symptome der allgemeinen Auflösung sich kundgeben. Der sogenannte stumme Reichstag im Jahre 1717, unter der schwelgerischen Regierung August's II., hatte zuerst gesetzkräftig die Protestanten ihrer constitutionellen Rechte im Lande beraubt, und auf spätern Reichstagen wurde ihnen sowohl das Bürgerrecht, wie auch jeder Eintritt in die öffentlichen Aemter förmlich abgesprochen. Die Glaubenszwiste verdunkelten alles Streben nach Wissenschaft und Bildung in Polen, und mischten der Nationalität ein gehässiges und brutales Wesen bei, das durch die tumultuarischen Bewegungen, zu denen es führte, den Widerwillen des Auslandes gegen die polnische Republik rege machte. Zugleich lockten diese unheil-

vollen Parteiungen zuerst die Macht des Auslandes gegen Polen heran. Die protestantischen und griechischen Christen in Polen streckten in ihren Leiden die Hände nach Rußland und Preußen aus, und besonders war es die immer mehr hervorragende Erscheinung Friedrichs des Großen, worauf sie ihr Vertrauen richteten, indem sie ihn, den Glaubensverwandten, zum Schutz ihrer Religion anriefen. So stellten die Dissidenten unter der Regierung Augusts III. das Vermögen ihrer Kirchen und Schulen unter den oberherrlichen Schutz Preußens, und dieser Schritt einer fremden Macht über die Schwelle Polens war schon vorbedeutungsvoll genug. Der Protestantismus war in der That die eigentliche Zugbrücke, über welche die fremden Mächte zuerst in das Innere Polens hineinstiegen, er war die erste Sturmlücke, welche in die nationale Selbstständigkeit dieses Volkes geschossen wurde. Darum nahm nun auch das Ausland den polnischen Protestantismus an sein Herz und stärkte und pflegte ihn als sein liebes gutes Kind. Unter den Artikeln, welche das nach der Thronbesteigung Peters III. abgeschlossene Bündniß zwischen Preußen und Rußland bezeichneten, befand sich auch einer, durch den allen Nichtkatholiken in Polen der ausdrückliche Schutz jener beiden Mächte zugesichert wurde. Unter Stanislaus Poniatowski

ergriff Rußland entschieden die Partei der polnischen Dissidenten, die sich zu einer allgemeinen Conföderation vereinigten, um ihre Menschen- und Nationalrechte wieder zu erobern. Russische Truppen marschirten auf Anlaß des beginnenden Bürgerkrieges in's Land. Dies sind die innern bewegenden Ursachen, welche die Theilung Polens hervorriefen.

Wenn es daher in neuester Zeit wiederum die religiösen Interessen, und zwar nach protestantischer Richtung hin sind, unter deren Form Rußland in Mark und Bein der polnischen Nationalität, soviel noch davon übrig, einzudringen sucht, so haben die Polen, nach den Erfahrungen ihrer Geschichte, wohl alle Ursach, dieses abermalige Interesse Rußlands für ihr kirchliches Seelenheil mit den Augen der höchsten Besorgniß zu betrachten, und zu gewärtigen, daß sich darin die letzten Kräfte ihres Nationallebens wie der Thautropfen im Wasserfall verflüchtigen werden. — —

---

9. Kirchen und Klöster in Krakau.

In Krakau hat sich der polnische Katholizismus noch seine dauerhaftesten und bewundernswerthesten Monumente erhalten. Keine Stadt hatte vielleicht jemals in der Begränzung ihres Weichbildes so viele Kirchen und Klöster vereinigt wie Krakau, das in früherer Zeit 72 Kirchen besaß und noch heut 38 wohlerhaltene zählt, in denen der regelmäßige Kultus stattfindet und unter welchen man die prachtvollsten Schöpfungen der Baukunst erblickt. Ueberall, wo man das Auge hinwendet, stößt man hier auf Kirchen, theils noch aufrecht stehend in ihrer vollen Herrlichkeit, theils in Ruinen zergangen, oder zu andern weltlichen Zwecken verwandt. Denn dieser aus der Vergangenheit überkommene Reichthum war so groß, daß er bei der zunehmenden Verengerung, welche die Stadt durch den Druck der historischen Verhältnisse erfahren, gar nicht mehr geborgen werden

konnte. Deßhalb gingen viele hiesige Kirchen an den Geschäftsbetrieb des Privatlebens über. Manches Magazin war ehemals eine heilige Halle, welche die Schaaren der Gläubigen in sich versammelte. Selbst das gegenwärtige Theater von Krakau war früher eine Kirche. So übt die Geschichte oft mitten in ihren tragischen Zerstörungsprozessen die größte Leichtfertigkeit aus und macht sich mit dem Verfall dessen, was sie früher so emsig geschaffen, zu guter Letzt noch einen Spaß. Noch in neuester Zeit hat sich ein hiesiger Kaufmann noch eine Kirche gekauft, nebst mehreren zu ihr gehörigen Aeckern und Wiesen, und läßt jetzt das heilige Gebäude zu seinem mercantilen Geschäft einrichten. Manche gewissenhafte Gemüther beschäftigten sich hier bei dieser Gelegenheit mit der Frage, ob es dem Kaufmann nun wohl erlaubt seyn dürfte, in dieser rechtmäßig erstandenen Kirche, deren Schutzheiligen, den heiligen Franciscus, er sich doch zugleich mit gekauft hat, einen Gottesdienst auf seine eigene Hand einrichten zu lassen? —

Unter den Kirchen Krakaus will ich heute nur noch die Dominikaner-Kirche hervorheben und über einige Merkwürdigkeiten derselben etwas aufzeichnen. An einer Ecke der Szcroka Ulika gelegen, bietet sie durch ihre äußern Formen zunächst

keinen außerordentlichen Anblick dar. Auch das Innere ist einfach und nur etwa durch die kunstvollen Holzschnitzereien der Chorstühle und das uralte, jetzt fast zerstörte Sandstein-Denkmal des Stammvaters Lech ausgezeichnet. Aber wenn man in den Nachmittagstunden in den kühlen Schatten dieser Kirche eintritt, kann man noch Zeuge eines merkwürdigen Gebrauchs bei den Dominikanern seyn, der aus alter Zeit herstammt. Die Dominikaner hatten sich nämlich einmal einfallen lassen, an der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria zu zweifeln und waren darüber in einen dogmatischen Streit mit den Franziskanern gerathen, dieß hatte großes Aufsehen in der Christenheit erregt und ein Papst, ich weiß nicht welcher, erkannte ihnen für ihre Ketzerei die Strafe zu, alle Tage einen feierlichen Umzug durch ihre Kirche zu halten und in Bußgesängen die Madonna als heilige Jungfrau und wahre Himmelskönigin zu grüßen. Und dieser Umzug wird in der That noch bis auf den heutigen Tag beobachtet, und noch immer ziehen die guten Dominikanermönche in ihren weißen Kutten alle Nachmittage bußfertig durch die Kirchhallen, um die Schuld ihrer längst vermoderten Ordensbrüder abzutragen.

Die Dominikaner-Kirche hat noch eine prächtige

Nebenkapelle in welcher sich ein besonders wunderthätiges Bild der Madonna befindet, denn in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen, hat dies Bild mehrmals das von Krankheit und Seuche heimgesuchte Krakau gerettet, namentlich im siebzehnten Jahrhundert von der damals herrschenden Pest. Von diesem letzteren Mirakel ist auch ein großes und vortrefflich ausgeführtes Gemälde gemalt worden, das man ebenfalls in dieser Kapelle sieht. Man erblickt die Prozession, in deren Mitte das heilbringende Bild der Maria einhergetragen wird. Die Abconterfeiung der damals üblichen polnischen Trachten, vornehmlich bei den Bürgern, giebt dem Gemälde noch ein besonderes historisches Interesse. Die Schrift, welche sich unten auf der einen Hälfte des Bildes befindet, meldet das unglaubliche Wunder dieses Vorgangs. Auf der andern Hälfte liest man eine neue, und zwar durch die Unterschrift des Consistoriums beglaubigte Inschrift, wonach die feierliche Umherführung jenes Marienbildes zur Zeit der Cholera in Krakau, im Jahre 1834, dieselbe wunderthätige Wirkung geübt, indem unmitelbar nach dieser Prozession die Cholera in der Stadt aufgehört habe. Personen, welche sich zu jener Zeit in Krakau befanden, erzählen jedoch, daß nach dieser Prozession die Seuche gleichwohl noch lange Zeit mit derselben

Heftigkeit fortgewüthet habe, was man um so aufrichtiger bedauern muß, da doch das Consistorium das Gegentheil beglaubigt hat.

Ein guter junger Dominikaner, dessen Bekanntschaft ich in der Kirche machte, versprach mir die Bibliothek des Klosters zu zeigen, die sehr groß und noch ziemlich reich an seltenen Schätzen ist. Er führte mich jedoch nur bis an die Gitterthür, die verschlossen war, und zeigte mir den Anblick der wohlgeordneten und mit den ansehnlichsten Bänden besetzten Schränke durch das Drahtgitter, indem er mir ehrlich bekannte, daß es verboten sey, in die Säle der Bibliothek selbst einzutreten. Ueberhaupt bewahren die Geistlichen mit der größten Eifersucht den Zugang zu ihren Bibliotheken und Archiven, in denen sich noch manche wichtige Documente zur polnischen Geschichte und viele andere Sachen von literarischem Werth befinden sollen, z. B. in der Bibliothek der Dominikaner eine Handschrift des Walther von der Vogelweide.

Die Dominikaner sind übrigens ganz stattliche und elegante junge Mönche, die sich auf der Straße ganz fashionable kleiden, indem sie dann grüne seidene Mäntel über der weißen Kutte anlegen und ganz gut für Stutzer gelten können. Man bezeigt ihnen in Krakau eine besondere Hochachtung und

viele Mitglieder dieses Ordens sollen aus angesehenen Familien stammen. —

An Klöstern soll es gegenwärtig noch gegen dreißig in Krakau geben. Merkwürdig ist der Umstand, daß fast der vierte Theil der in den hiesigen Klöstern befindlichen Mönche und Nonnen nicht Polen, sondern Schlesier von Geburt sind. So ist auch die hiesige evangelische Gemeinde ihren größten Bestandtheilen nach deutsch, obwohl noch am ersten Sonntag eines jeden Monats in polnischer Sprache gepredigt wird. Diese Gemeinde besteht aus einer Vereinigung des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, zu deren kirchlichem Bund sich noch einige andere Glaubenssekten gesellt haben, eine Vereinigung, die sich schon seit dem siebzehnten Jahrhundert in den hiesigen Gegenden gebildet hat. Ihr Pfarrer ist ein Deutscher aus Schlesien, Herr Otremba, ein aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann. Die Gemeinde genießt hier ungestört alle ihre Rechte und Freiheiten, die ihr weder von der katholischen Geistlichkeit noch von der Regierung verkümmert werden, und hätte sich ihr Pfarrer vielleicht über nichts zu beklagen, als etwa über geringen Kirchenbesuch seiner eigenen Gemeinde.

10. Dom und Schloß von Krakau.

Die Schloß- oder Domkirche, welche mit dem alten Königsschloß in unmittelbarem Zusammenhang steht, ist das polnische Westminster, die in Kapellen, Altären und Denkmälern zu lebendigen und persönlichen Bildern ausgeprägte Geschichte Polens. Dies kostbare und prachtvolle Mausoleum, das die Geschichte so vieler und so großer Zeiten in sich begrub, hat den Sieg, welchen es über die Zeit feiert, auch darin bewährt, daß es selbst in seinem eigenen Bau den zerstörenden Einflüssen derselben so mächtig widerstanden. Ein Tempel der Könige und Helden von den uralten bis zu den neuen Zeiten, steht es noch aufrecht in Kraft und Glanz, während das anliegende Schloß, in dem einst die hier Begrabenen lebten und herrschten, kaum mehr herauszuerkennen ist aus der Verwüstung, der es durch ein grausames Verhängniß der Geschichte verfallen. In diesem Dom

aber, der großen Kirche der Vergangenheit, wo die Heroen alle ausruhen von der Qual und dem Fluch der Geschichte, ist Alles wohlerhalten und unzerstört, und der Segen, der auf Allem ruht, was todt ist, die göttliche Gnade, welche den Besiegten am Ende der Tage krönt, hat diesen Bau geschützt und die Furien der Zerstörung von seinem heiligen Gemäuer abgehalten. So durchwandelt man in diesem Dom mit Trauer und Andacht die melancholischen Hallen der Geschichte Polens, umgeben von ihren höchsten und stolzesten Erinnerungen, die hier in großen Namen und Inschriften uns entgegenglänzen, dort unter gewaltigen Denkmälern schlummern oder in Stein und Marmor die verherrlichte Gestalt oder die gedächtnißwerthe That aufbewahrt haben. Einen erhabeneren Stoff, um Kirchen daraus zu bauen, kann kein Baumeister finden, als das historische Gut und Blut eines Volkes, aus dem dieser Dom ganz und gar zusammengefügt ist. Und auf welcher Stätte kann sich Gott der Herr lieber den Andachtsdienst eines Volkes gefallen lassen, als auf der, welche durch die Aufbewahrung seiner Thaten, seines Unglücks und seiner Größe geweiht ist? So tritt man hier in einen Allerseelenfrieden der Geschichte ein, denn die Geschichte hat hier ihr höchstes Ziel erreicht, Gottesdienst zu werden. Aus seiner Geschichte ist dem

Volke eine Kirche erstanden, und hier ist aller Fluch gesühnt, der sonst auf ihm lastete. Hieher kann es beten gehen, diese Religion der Vergangenheit bestreitet ihm kein Priester und kein Despot. —

Von außen macht der Dom keinen besonders erhabenen Eindruck, namentlich fällt der Schmutz auf, welcher die prächtige goldene Kuppel bedeckt. Dieser Schmutz auf dem ächten Gold hat auch schon das Erbarmen der krakauer Juden erregt und sie haben sich erboten, dasselbe nicht nur umsonst zu reinigen, sondern auch für jeden Goldziegel, den man ihnen abzukratzen erlauben würde, noch obendrein einen Dukaten zu zahlen. Doch ist dies uneigennützige Unternehmen bisher noch immer nicht angenommen worden. Wenn man in das Innere tritt, wird man sogleich von der überall herrschenden Pracht, die in Gold, Silber, Erz und Marmor schimmert, getroffen. Das Gewölbe ruht auf Säulen von Marmor, zwanzig Kapellen mit fünfzig Altären, die alle mit den kostbarsten Steinen und Schmuckarbeiten und oft sehr schönen Werken der Malerei und Sculptur geziert sind, ziehen sich in den Seitenhallen eine neben der andern hin. In diesen Kapellen und an den Wänden stehen die Denkmäler der Heroen umher, andere sind in den unterirdischen Grüften der Kirche und hallen laut unter den Fußtritten des Wanderers.

In der Mitte der Kirche erblickt man zuerst die Kapelle des Schutzpatrons von Dom und Stadt, des Bischofs Stanislaus aus dem Hause Scepanowski, dessen Märtyrblut noch heut an der Kirchthür des heiligen Michael gezeigt wird. Er lebte im elften Jahrhundert, unter dem wilden Boleslaw II., welcher den Anfang seiner königlichen Laufbahn durch tapfere und edle Thaten, das Ende durch Grausamkeit und Schwelgerei bezeichnete. Als der hochherzige Bischof von Krakau, Stanislaw Scepanowski, dem Treiben des rasenden Königs erst durch das Wort der Kirche, und dann durch deren Bannfluch Einhalt zu thun versuchte, trachtete ihm Boleslaw nach dem Leben. In der Kirche des heiligen Michael, an den Stufen des Hochaltars, hieb sein gotteslästerliches Schwert den Bischof in Stücke. Man sammelte seine Gebeine, sprach sie heilig und bestattete sie später hier in der Kathedrale, unter einem erhabenen Grabesdenkmal. Der König Boleslaw aber sah sich bald genug von der Strafe für seine Freventhat ereilt. Geistlichkeit und Adel erhoben sich vereint gegen ihn und hetzten ihn ruhelos umher, daß er in seinem eigenen Reich nicht mehr wußte sein Haupt zu legen. Er floh nach Ungarn, aber auch hier holte ihn der Bann des Papstes Gregor ein und beraubte ihn des Schutzes. Dann geht er

Flüchtling als in dunkler Verborgenheit unter, vielleicht als Selbstmörder.

An dem Denkmal sind die Hauptmomente aus dem Leben des Bischofs Stanislaus in Basreliefs dargestellt. Sein Kopf, der in einer goldenen mit Edelsteinen besetzten Kapsel noch heut aufbewahrt wird, befindet sich in der Schatzkammer. Die Kapelle des heiligen Stanislaus hat ihren besondern Pfarrer, welcher täglich darin die Messe lesen muß. Zwei ewige Lampen verbreiten ihr Dämmerlicht über die heilige Stätte dieses Begräbnisses, zu dem die Gläubigen wallfahrten. Der Sarg, welcher die Gebeine faßt, ist von Silber in reicher Arbeit, und man sagt, daß ihn die Oesterreicher bei der Besitznahme von Krakau mit mehreren andern Schätzen des Doms weggeführt haben würden, wenn nicht die Stadt ein ansehnliches Geld dafür erlegt hätte.

Hinter der Kapelle des Stanislaus befindet sich der Hauptaltar des Doms, mit dem prachtvollen Thronbaldachin, unter welchem einst die Könige gekrönt wurden und der nachher den Bischöfen von Krakau zu ihrer Verherrlichung dienen mußte. Fromme Damen von Krakau haben noch einen Fußteppich dazu gestickt, auf welchem die Geschichte des Hundes des Aubry in verschiedenen Scenen versinnbildlicht ist, und würde man seinen Augen kaum trauen,

wenn nicht die deutlich gezeichneten Unterschriften zu den Bildern es bestätigten. Das heißt Gott in seiner Einfalt dienen und durchdrungen seyn von dem Gedanken, daß er sich im Hund des Aubry so gut wie im Märtyrthum des heiligen Stanislaus offenbare. —

Unter den Denkmälern der Könige und Heroen heben wir zuerst das Monument Casimirs des Großen, des letzten Piasten, hervor, das wir an einer Seitenwand der Kirche erblicken. Den Beinamen des Bauernkönigs, welchen ihm der polnische Adel zum Spott gegeben, bestätigen zu seiner Ehre die Basreliefs an den Wänden seines Sarges, auf denen eine Schaar von Bauern sich zeigt. Doch dünkt mich, daß sich unter diesen Figuren auch Juden befinden, aus deren Stamm sich der König eine Geliebte erkoren hatte, die schöne Esther, der man zuschreiben muß, was Casimir für die Duldung und Erleichterung der Juden in Polen gethan. Auf seinem Grabe liegt er hier lang ausgestreckt, in ganzer Gestalt, groß und von mächtigem Leibesumfang, mit krausem Hauptharr und Bart. Casimirs Größe zeigte sich in den Werken des Friedens und der Ordnung, durch die er der polnischen Nation einen harmonischen und glücklichen Lebenszustand zu bereiten suchte. War unter den früheren Regierungen,

durch die steigende Anmaßung und Ausbreitung der egoistischen Aristokratie, die königliche Gewalt in Polen bereits geschwächt, so wußte Casimir dem Thron wieder eine feste Bedeutung zu geben, indem er von ihm das Licht der Gesetzgebung, den Schutz der Künste, die Aufmunterung der Handwerke und die Belebung des Handels ausgehen ließ. Unter seiner Regierung zeigte sich Krakau durch ein Hochzeitsfest, das fast alle Fürsten und gewaltige Herren von Europa hier versammelte, in dem Glanz und der Bedeutung, durch welche diese Stadt damals unter allen übrigen hervorragte. Dies war die Vermählung von Casimirs Enkelin Elisabeth von Pommern, welche der Polenkönig dem deutschen Kaiser Karl IV. antraute, ein Zeichen von dem Ansehen, in welchem die alten Königsgeschlechter Polens standen, die so häufig den deutschen Kaisern gefährlich und bedrohlich geworden waren. Mit Casimir starb der Mannsstamm der Piasten hin, einem Geschlecht, das den Grund zur Größe Polens und zugleich den Keim zu seinem Zerfall mit sich selbst gelegt hatte, indem unter ihm durch die Uebermacht des Adels zuerst die oligarchischen Elemente der polnischen Verfassung, und durch den häufigen Thronwechsel bei den Nebenlinien des Piastengeschlechts das Wahlrecht der Nation und die damit verbundenen Umtriebe sich heranbildeten.

Das Geschlecht der Jagelloniden ruht theils unten in den Grüften des Doms, theils ist sein Gedächtniß in einzelnen zerstreuten Denkmälern verherrlicht. Dieser Königsstamm war ausgezeichnet durch einen Grundzug von edler und milder Gesinnung und ein hohes Streben nach Bildung, das für die Culturentwicklung der Polen das glücklichste Zeitalter heraufführte. Namentlich war in diesem Sinne die Regierung Siegmunds I. des Alten wirksam, dessen Bildsäule in der Begräbnißkapelle der Jagellonen steht. Während seiner Herrschaft wurde Preußen im Jahre 1525 zu Krakau als zinsbares Herzogthum anerkannt.

Unter Siegmund dem Alten lebte auch der übelberufene Bischof Peter Gamrat, dessen unwürdigem Andenken man hier in der Kathedrale ebenfalls die schönste Kapelle errichtet sieht. Auf den Ellenbogen gestützt, sitzt Herr Gamrat da und verräth selbst in Stein durch sein rundliches und wohlbehagliches Aussehen, wie gut es ihm bei seinen Lebzeiten geschmeckt, denn als den gewaltigsten Esser nennt ihn die Geschichte, und zwölf Pfund Fleisch brauchte er jedesmal zum Frühstück, achtzehn Kapaunen nahm er mit Seelenruhe in einer Mahlzeit zu sich. So steht neben der Größe und dem Verdienst, in ächt menschlicher Mischung, auch die Frivolität in diesem merkwürdigen Tempel verherrlicht.

In der Kapelle Siegmunds II. schaut man auch den Feldaltar Siegmunds I., welchen dieser selbst gearbeitet. Dem Eingang dieser Kapelle gegenüber erblickt man in Stein gehauen die Anna, Stephan Batory's Frau, Tochter Siegmunds des Alten. Ueber der Thür der Kapelle zeigt sie sich noch einmal in zwei Bildern, als Nonne und als Königin, zwischen diesen beiden das Bild ihres Vaters. Vater und Sohn aber, die beiden glorreichen Jagelloniden, liegen hier in marmornen Bildsäulen auf ihren Sarkophagen, einer über dem andern, der erstere mit übereinander geschlagenen Füßen, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, kraftvoll und schön, der andere auf dem Rücken ruhend, beide wohlgeformte und königliche Gestalten.

Hinter dem Hauptaltar ist die königliche Hauskapelle, in welcher man in einem Basrelief das Bildniß Stephan Batory's, des tapfern und hochherzigen Ungarn, der dem Königsthron der Polen wieder innere Festigkeit verlieh, erblickt. In liegender Figur, aber mit aufgerichtetem Oberkörper, in der Hand Reichsapfel und Scepter, zeigt sich des Helden gewaltige Gestalt recht im Bewußtseyn ihrer Kraft und Lebensfülle. Dieser große und musterhafte Fürst, der nicht nur das Kriegshandwerk mächtig trieb, sondern auch im Geist des Friedens durch den Anbau der

Wissenschaften wirkte, strebte in der königlichen Macht wieder einen festen Grundpfeiler für das polnische Reich hinzustellen. Seine Schlachten gegen die Moskowiter dehnten Polens Ansehen nach Außen hin ebensosehr aus, als seine Zügelung des polnischen Adels dem Innern des Reichs wieder eine harmonische Organisation verlieh. Hätte Polen viele Könige von seinem Schlage gehabt, so würde sich dadurch allmählig ein unzerstörbarer Kern der Gesundheit in der polnischen Nationalität gebildet haben, welcher ihrer krankhaften und tödtlichen Neigungen das Gleichgewicht gehalten hätte.

Dicht neben dem Hauptportal steht die Kapelle des Bischofs Soltyk, dessen Fanatismus gegen die polnischen Dissidenten ihm den Zorn der Kaiserin Katharina von Rußland erregt, welche ihn durch ihre Kosacken nach Sibirien führen ließ. Auf seinem prächtigen Denkmal erblickt man den Tod, welcher den Sarg zudrückt, während Fama ihn wieder eröffnet. Ein Adler mit einem Schwert steigt aus der Mitte des Sarkophags hervor. Zwei vergoldete Basreliefs zeigen die Entführung des Bischofs nach Sibirien und seine Consecration.

Bemerkenswerth ist auch die Kapelle des Bischofs Zodzik, besonders durch ein Gemälde von neuer Arbeit, das die Taufe Christi durch Johannes darstellt.

Drei Engel leiten den Christus und waren früher sehr ähnliche Portraits von der Maitresse des Bischofs Sturkowski und den beiden Frauen des Malers, der verstorbenen und der noch lebenden, während der Kopf des Johannes das deutliche Conterfei des Bischofs selbst abgab. Nachdem es bemerkt worden, verursachte es ein solches Aergerniß, daß das Bild übermalt werden mußte, in welchem Zustande man es noch jetzt sieht.

Es würde ermüden, alle einzelnen Denkmäler zu bezeichnen, welche hier im Dom umherstehen und die verschiedenen Züge zum Gesammtbild der polnischen Geschichte hergeben. Nur Johann Sobieski's, des tapfern und edlen Helden, will ich noch erwähnen, dessen Monument von Gips dort an der Wand hervorragt. Trophäen schmücken seinen Sarg, an dem Basreliefs von Alabaster die Thaten seines Lebens darstellen. Flehende Türken, auf ihre Kniee niedergeworfen, feiern den großen Osmanensieger, in welchem sich die heilbringende Bedeutung Polens als Schutzmauer des westlichen Europa so glorreich verherrlicht hat. Die Gobelins, welche Johann Sobieski den Türken abgenommen hat, erblickt man noch heut, sechs an der Zahl, in dieser Kirche, und muß ihre Pracht und Kunstfertigkeit bewundern. Einige darunter stellen offenbar Scenen aus dem Harem

dar, doch sind sie von den Geistlichen, die bei solchen Gelegenheiten häufig das kühnste Combinationstalent entwickelt haben, für altbiblische Geschichten erklärt worden und haben sich dadurch ihren Platz in dem christlichen Dom gesichert. —

Verläßt man das magische Halbdunkel der Kathedrale, und tritt auf den Schloßhof hinaus, so empfindet man nicht ohne Schauder die unwürdige Nähe der Gegenwart, welche sich hier dicht an die Vergangenheit drängt. Haben wir eben die hohen und unsterblichen Gestalten der Geschichte an uns vorüberwallen lassen, so empfängt uns jetzt das schäbige und schmutzige Leben und Treiben, zu dem das heutige Dasein des alten Königsschlosses verdammt ist und das in diesem Gegensatze ebenfalls als ein historisches Moment, als Zeugniß von den grausamen Launen der Geschichte, sich aufdrängt. Zerlumpte Arme, Soldaten, die ihre Wäsche in den Corridors aufhängen, Obstverkäuferinnen, schmutzige Kinder, tummeln sich auf dem Hof und unter den Portalen umher, durch welche einst die Könige mit ihren prunkenden Gefolgen aus- und einzogen. Als ich dort stand, fuhr ein Kind seine beiden kleinen Brüder in einer Mistkarre, in der sie sich zusammengekauert hatten, über die großen Steine des Schloßhofes spazieren, ein ächt polnisches

Charakterbild, das einem Genremaler hätte dienen können.

Im untern Theil des Schlosses sind Wohnungen für arme Greise errichtet, die sonst kein Unterkommen mehr finden können. Auch eine Art von Erziehungsanstalt gibt es hier für solche Kinder, deren Eltern durch die Cholera dahingerafft wurden und die hier zu Handwerkern, Arbeitern u. dergl. heranwachsen. Die obern Stockwerke des Schlosses sind aber von den Oesterreichern gänzlich zur Kaserne umgeschaffen worden, und in den alten Königssälen treiben sich die weißen Uniformen der österreichischen Soldaten umher. Um aber den ehemaligen königlichen Glanz von diesem merkwürdigen Schlosse ganz abzustreifen, hat man in den Gemächern alle Säulen und Kamine, die von Marmor sind, mit weißem Kalk überstrichen, doch der Marmor drängt sich noch wie in wehmüthigem Stolz durch die Tünche hindurch und erinnert an die alte Herrlichkeit, in welchem Zustande der Erniedrigung sie sich auch jetzt befinden mag. Die Fenster des Schlosses waren, wie noch der Augenschein lehrt, wenigstens viermal so groß als sie jetzt erscheinen. Man hat sie, als das Schloß zur Kaserne eingerichtet wurde, kleiner gemauert, vielleicht um bei der Heizung der Gemächer zu sparen. Auch dadurch wurde dem alten königlichen Aar wieder eine

Schwungfeder mehr ausgerupft. Die Spiegelscheiben der Fenster wanderten, nebst den marmornen Einfassungen derselben, nach Wien, obwohl man sich in der Nähe von Krakau den schönsten Marmor in Natur hätte brechen können. Aber man scheint Alles herausgesucht zu haben, um zu zeigen, unter welche harte Zuchtruthe die Geschichte einen so hohen stolzen Bau, einst den Triumph einer ganzen Nation gestellt. Die herrlichen Stuccatur-Arbeiten im Innern des Schlosses sind ebenfalls übertüncht worden, um nicht den Patriotismus der Soldaten dadurch anregen zu lassen, denn sie stellten historische Erinnerungen aus der Geschichte Polens dar.

Vor der Revolution beabsichtigte man, das Schloß, das auch im höchsten Grade baufällig ist, wieder herzustellen und dann die Senatsversammlung und andere Behörden hinein zu verlegen. Indeß unterblieb es und das Wenige, das geschah, ist noch immer zu wenig für die nach römischem Stolz klingende Ueberschrift über dem Eingangsportal: Senatus populusque Kracoviensis restauravit.

Wenige Jahre nach der letzten Revolution kam ein österreichischer General hierher, um sich Krakau zu beschauen. Er nahm auch das Schloß in Augenschein, in welchem der ihn begleitende Beamte, ein Krakauer, ihm nichts mehr zu zeigen hatte, als die

wunderherrliche Aussicht aus den Fenstern des jetzt leer stehenden und mit Kalk überweißten Zimmers, in dem vor Zeiten die Könige Polens gewohnt. Der Krakauer wies mit einem gerechten Stolze hinaus auf die weite prächtige Gegend, die vor ihnen lag. Aber der Oestreicher ließ seine spöttischen Blicke in dem armseligen Zimmer umhergleiten und fragte höhnisch: also in diesem Zimmer haben Eure Könige gewohnt? Ja, war die lakonische Antwort, aber damals gab es noch keine Oesterreicher hier! —

Der Reichsschatz der Polen wird im Dom aufbewahrt und enthält noch die erstaunenswerthesten Kostbarkeiten, darunter auch eine Arbeit von den schönen Händen der Königin Hedwig, eine Stola von prächtiger Perlenstickerei. Doch sind die eigentlichen Reichskleinodien, wie mehrere andere Stücke des ungeheuern Schatzes, seit der Besitzergreifung der Oesterreicher verschwunden. —

---

11. Das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz.

Der wiederholte Besuch im Dom brachte wiederholt die Rede auf die polnische Geschichte und die Hauptmomente ihrer Entwickelung bis zur ersten Theilung. Dabei fiel das Gespräch auf eine allegorische Darstellung der Geschichte Polens, welche sich in den Schriften des Bischofs Krasicki findet, und die mir ein Freund in einer Uebertragung mittheilte. Da diese Darstellung in Deutschland noch gänzlich unbekannt ist, so benutzen wir sie hier zur Vergegenwärtigung der wesentlichsten Thatsachen, in welchen die Zustände des polnischen Volkes, von ihrer ersten Begründung bis zu ihrem Verfall, sich an einanderreihen.

Das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz

vom dortigen Schulmeister Blasius geschildert.

Eine allegorische Darstellung der Geschichte Polens, bis zur Thronbesteigung Stanislaus Poniatowski, vom Erzbischofe J. Krasicki.

---

§. 1.

Wie, wann, und von wem, das Eckhaus erbaut worden?*)

Es ist schon sehr lange her, daß das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz erbaut worden ist, und mancherlei Ereignisse, darunter auch Feuersbrünste, sind Ursache, daß man aus den städtischen Akten

*) Lech, der angebliche Gründer des polnischen Reiches soll aus Croatien, wo er souveräner Fürst gewesen, mit einer ansehnlichen Mannschaft nach dem späteren Großpolen gekommen seyn, und dort die Stadt Gniezno (Gnesen), die Hauptstadt seines Reiches erbaut haben. Mit ihm fängt die fabelhafte Geschichte Polens an. —

hierüber nichts erfahren kann, demnach kann nur das angeführt werden, was aus den mündlichen Erzählungen der Einwohner entnommen werden konnte. Demzufolge muß es bei seiner ersten Entstehung wohl nur ein Lehmhaus, und der erste, der es gebaut und geklebt, ein Einwanderer gewesen seyn, denn die dortigen Einwohner kannten noch nicht einmal Lehmhäuser; wer dieser Einwanderer gewesen, woher, und wann er eingewandert? darüber sind die Angaben verschieden, und man weiß nicht, wem man glauben soll. So viel nur ist ganz gewiß, daß dies Lehmhaus von Jemanden erbaut seyn muß, weil es sich nicht selbst erbauen konnte. Seine Einwohner konnten damals eben so wenig lesen und schreiben, wie die der Umgegend; sie lebten also einfach, und für sich besorgt, und kümmerten sich nicht, was die Leute einst von ihnen sagen würden. Später sprachen Verschiedene verschieden hierüber, jeder nach seiner Art, wie das gewöhnlich zu seyn pflegt. Die Einen redeten ihnen Uebles nach, und das waren Nachbarn, die Andern überlobten sie, und das waren ihre Angehörigen. Sobald sie nur ein wenig lesen und schreiben gelernt hatten, beschrieben sie, um ihren Ursprung zu adeln, welch angesehener, mächtiger und gewandter Mann der Erbauer des jetzt schon gemauerten Hauses gewesen;

diesem, ihrem Berichte zufolge, (denn anzufangen hält überall am schwersten) soll er vor seiner Ankunft irgendwo anders Vogt oder Bürgermeister gewesen seyn. Er brachte eine zahlreiche Dienerschaft mit sich, und obgleich ihm die Ureinwohner nicht erlaubten, sich auszubreiten, so setzte er es doch mit Gewalt und List durch, daß sie ihm zuletzt den besten Platz an einer Ecke abtreten mußten, und seit dieser Zeit fing man an, das Haus das Eckhaus zu nennen.

§. 2.

Welches später die Herren und Erben des Eckhauses gewesen?*)

Wie über den ersten Erbauer, so giebt es auch über seine Nachfolger keine Gewißheit, dafür aber

*) Eben so mährchenhaft ist die Geschichte seiner Nachfolger, und namentlich des Piast eines Ackerbau treibenden Schmiedesohnes, der in der Vorstadt von Gnesen wohnte, und sich durch die gastfreundschaftliche Aufnahme zweier Fremden, die man in die Stadt nicht einlassen wollte (denn es war gerade der Tag der feierlichen Bescheerung des jüngstgeborenen Prinzensohnes des Popiel, welcher bei dieser Gelegenheit ein großes Gastmahl veranstältete, und viele angesehene Gäste dazu eingeladen hatte). Piast wollte auch an demselben Tage das Bescheerungsfest seines Sohnes feiern, und hatte zu diesem Behufe ein Spannferkel

desto mehr Mährchen. Doch wozu Mährchen erzählen, wo wahre Geschichte geschrieben werden soll. —

---

geschlachtet, und sich mit einem Fäßchen Bier versehen; dies setzte er nun seinen unerwarteten Gästen vor. Je gastfreier er sie aber damit bewirthete, desto mehr nahm der Vorrath zu, so, daß er nicht genug Gefäße auftreiben konnte, um das Fleisch und Bier aufzubewahren. Nachdem die wunderbaren Gäste (es waren zwei Engel) Abschied genommen, vernimmt Piast, daß an dem fürstlichen Hofe, der ganze Vorrath aufgezehrt sey, er ladet daher alle Gäste, sammt der fürstlichen Familie, zu sich ein, und bewirthet sie auf's herzlichste, dadurch gewinnt er die Herzen aller, und wird bei der nächsten Wahl zum Fürsten ausgerufen. Einer von seinen spätern Nachfolgern (Miecislaus I.) nahm im Jahr 965 die christliche Religion an, und stiftete in Posen ein Bisthum. Sein Sohn und Nachfolger, Boleslaus der Tapfere, von einigen auch der Große genannt, erweiterte die Gränzen des Reichs nach allen Seiten hin, und soll zum Andenken seiner Eroberungen in vier Flüssen, (Elbe, Saale, Oder, Dnieper,) Gränzsäulen errichtet haben. Ferner heißt es, der deutsche Kaiser Otto III. sey unter dem Vorwande, das Grab des heiligen Adalbert zu besuchen, (eigentlich aber, um mit den tapfern Fürsten Polens einen Freundschaftsbund zu schließen,) nach Gnesen gekommen, und habe Boleslaus die königliche Krone aufgesetzt; was die polnischen Geschichtsforscher aber für eine prahlerische Fabel halten. —

Sobald also nun das Haus gebaut war, und einen Erbauer hatte, mußte es auch einen Inhaber haben. — Ob nun die Söhne, und spätere Nachkommen desselben, oder ob andere von seinen Nachfolgern das Recht erlangten, oder ob es ihnen (wie es wohl zuweilen geschieht) mit Gewalt genommen worden, das weiß, und kann auch Niemand wissen, denn, wie gesagt, konnte man damals in Kukurowitz weder lesen noch schreiben. Der allgemeinen Sage nach, soll jenes Haus durch Zufall an einen Hintersaßen gefallen seyn, dessen Nachkommen es lange im Besitz gehabt. Einer derselben gründete mehrere Pfarreien, die er reichlich ausstattete, der Andere erweiterte das Haus nicht unbeträchtlich, und man sagt, er habe es so sehr geräumig gemacht, daß es auf alle vier Straßen hinausging, auch habe er zum Andenken an diese Erweiterung Gränzzeichen aufgestellt. — Man erzählt auch, einst sey der Bürgermeister einer benachbarten Stadt nach Kukurowitz zur Kirmiß gekommen, und habe ihn zum Vogte gemacht, aber welches Recht hatte der Bürgermeister einer andern Stadt bei seinen Nachbarn einen Vogt zu creiren? sie konnten ja, wenn sie gewollt hätten, sich eben so gut, wie er, einen Vogt machen! Das mag also wohl ein Mährchen seyn, welches wahrscheinlich jene Nachbarn erdacht und verbreitet hatten, denn sie konnten früher als die Kukurowitzer lesen und schreiben.

Die Gebäude und Plätze, welche von diesem damals viereckigen Hause abgefallen, davon ließe sich viel reden, aber wozu würde das nützen, was jemand genommen, das gehört ihm, und es wieder zu erwerben, dazu kann schreiben nicht viel beitragen; alte Schriften (die durch Gottes Gnade noch nicht ganz verändert sind) erwähnen schon, daß sich die Kinder in das Erbe ihrer Eltern anfingen zu theilen, mithin zu entzweien; während sie nun untereinander zankten, verloren die Einen (bei diesem Zanke), was sie hatten, den andern, die kleinere Stücke hatten, wurden sie von denen entrissen, welche größere besaßen, wie es so in Städten und Dörfern zu geschehen pflegt, und noch geschieht, denn die Menschen sind überall Menschen, und darum geschah und geschieht solches immer, vielleicht nur mit dem Unterschiede, daß man jetzt höflicher zu Werke geht. —

§. 3.

Welches die spätere Inhaber gewesen, und wie man angefangen, das Haus fester zu mauern?*)

Die Nachfolger, deren Erwähnung geschehe, waren theils verschwenderisch, theils faul oder un-

---

*) Sein Nachfolger, Miezislaus II., mit dem Beinamen der Träge, verlor viele von den Ländern,

wirthlich, und meinten, als reiche junge Herren, was leicht kommt, erhalte sich von selbst. Einer derselben gerieth mit einem seiner Pfarrer in Streit, und es geschah noch was Aergeres, so daß er davon laufen mußte; kurz und gut, durch Unfähigkeit der Erben gerieth das Haus in Verfall, und wurde wüste. — Glücklicherweise erbte jetzt der letzte Nachkomme unseres Hintersaßen, das Haus. Dieser

---

die sein Vater erobert hatte. Sein Enkel, Boleslaus II., dem seine Tapferkeit den Beinamen der Kühne erwarb, tödtete (1072) den krakauer Bischof Stanislaus, flüchtete sich dann in die weite Welt, und verließ sein Reich in großer Anarchie. Boleslaus III., der Brudersssohn desselben, theilte bei seinem Tode das Reich unter seine Söhne, und streute dadurch den Samen der Zwietracht unter ihnen aus. Nach einer Reihe von Jahren kam endlich die Regierung an den letzten Nachkommen Piasts, Kasimir III., den Großen, welchen man mit Recht den Wiederhersteller und Gründer des verfallenen Reiches nennt, denn er legte den Grund zu seiner künftigen Macht dadurch, daß er die Ordnung in demselben durch kluge Gesetzgebung herstellte, indem er den Ausschweifungen des Adels und Ritterstandes Einhalt that, und den Bauer, der bis jetzt der Willkür seines Herrn preisgegeben war, unter den Schutz des Gesetzes stellte. Er ist auch der Gründer der später in's Leben getretenen Universität in Krakau. —

Inhaber war ein ausgezeichneter Mensch. Sobald sein Vater gestorben war, und er das Haus übernommen hatte, erkannte er, es stehe schlecht um dasselbe, aber er begnügte sich nicht damit, dies erkannt zu haben und verbessern zu wollen, sondern ging sogleich an's Werk, und sich nicht bloß auf seinen eigenen Verstand verlassend (was große Herrn gewöhnlich thun), ließ er wo anders her Zimmerleute und Maurer kommen, daß diese sehen und untersuchen möchten, was dem Hause fehle. — Nach gehöriger Untersuchung und Ueberlegung erklärten diese, daß die Grundbalken des alten hölzernen Hauses vermodert, die Dachsparren angefault und an mehreren Stellen verweset wären, kurz, daß alles in schlechtem Zustande sey. — Jene Fremden riethen ganz wie die Einheimischen, jeder nach seiner Art zu denken und zu urtheilen, die Einen wollten nur Stützen geben, die Andern ganz neue Unterschwellen machen, oder dieselben doch ausbessern, es fehlte auch an solchen nicht, welche der Meinung waren, das Haus zu lassen, wie es wäre, nur Dach und Wände inn- und auswendig auszukleben. Nachdem er alles dieses in Erwägung gezogen, beschloß er, den alten Plunder niederzureißen, und ein gemauertes Haus aufzuführen; um es recht fest zu machen, wurden sogleich tiefe Fundamente gegraben.

§. 4.

Auf welche Weise das Haus aufgebaut worden, und was während dessen geschehen?*)

Nachdem obenbemeldeter Erbe seelig verschieden, zog sein Schwestersohn in das Eckhaus, und über=

---

*) Ludwig von Anjou, der Schwestersohn Kasimirs des Großen, der als König von Ungarn sich den Beinamen „der Große“ erworben, verdient als König von Polen kaum der Kleine genannt zu werden. Denn er wohnte fortwährend in seinem Erbreiche, die Regierung seiner herrschsüchtigen Mutter und dem mächtigen Adel überlassend, der ihn mitunter durch seinen Ungestüm nach Polen lockte, um neue Privilegien zu erzwingen. Diejenigen von Adel, die an der Verwaltung des Staates nähern Antheil hatten, und daher in der Hauptstadt wohnen mußten, erhielten von ihm ansehnliche Krongüter, anfangs nur auf Lebenszeit, und gegen Abgaben, dann erblich und steuerfrei, so daß die Krone durch Verschenkung nicht bloß der Einkünfte ganzer Güter, sondern selbst ganzer Provinzen beraubt wurde; und wenn sich das Reich noch gegen die Nachbarn behaupten konnte, so hatte es dies bloß der Fürsorge des verewigten Kasimirs des Großen zu verdanken, der den königlichen Schatz in bestem Zustande hinterlassen, und das Land mit guten Gesetzen bedacht hatte. Jedoch nicht wenige Vasallen, die sich der Herrschaft Polens einst freiwillig unterworfen hatten, versagten ihm jetzt den Gehorsam, und schwächten es dadurch.

nahm es; wohnte aber nicht lange darinnen, denn weil er wo anders her war, wohnte er auch wo anders, und überließ Regierung, Handel, Haus und Wirthschaft den Dienern. Wie gewöhnlich, wirthschafteten diese schlecht, da sie sich aber vor dem Herrn stellten, als wären sie fleißig und besorgt, so richteten sie alles bei ihm aus. — Da sie früher, jeder in seinem eigenen Hause hatten wohnen, und bald gemeinschaftlich, bald abwechselnd, Dienste thun müssen; so gaben sie vor, dies sey ihnen sehr beschwerlich, und schade der Arbeit, bringe dem Herrn also weniger Nutzen. Dadurch brachten sie es dahin, daß ihnen Wohnung im Herrnhause gegeben wurde. Anfangs wohnten alle gemeinschaftlich, zuletzt erhielt jeder für sich ein Zimmer. Dies geschah anfänglich gegen Zins, und wurde ihnen als Lohn angerechnet, später erhielten sie nach der Willkür des Herrn, unentgeltliche Wohnung, dann auf Lebenszeit; zuletzt, anstatt eines Zimmers, deren zwei, drei; nachdem dies eine Zeitlang fort gedauert, wurde zur Pflicht, was anfangs Gnade war. Da nun die Freigebigkeit des Herrn immer größer wurde, so kam es endlich dahin, daß der größere Theil des Hauses von der Dienerschaft eingenommen wurde. — Während dies geschah, kam das Haus immer mehr, wiewohl sehr langsam empor. Jener besorgte, aufmerksame frühere Herr hatte gute

Materialien und Werkzeuge im Ueberfluß hinterlassen, diese benutzte die Dienerschaft zur Beendigung des Baues. Da aber der Herr nicht nachsah, und seine Herrn Stellvertreter auch nicht, so sah man bald, daß der Herrscher fehlte; folglich gingen die Sachen nicht so, wie unter dem seligen Herrn, man fehlte sogar im Maaße, und die Mauern waren nicht so umfassend, wie die Fundamente anzeigten.

§. 5.

Wie die Dienerschaft des seligen Herrn Tochter verheirathet und was dann geschehen? *)

Als der Herr, welcher im Auslande gewohnt hatte, gestorben war, erwählte sich die Dienerschaft

---

*) Nach Ludwigs Tode beriefen die polnischen Stände Kasimirs jüngere Tochter, Hedwig, auf den erledigten Thron, und verheiratheten sie an den litthauischen Fürsten Wladislaus Jagiello, obgleich sie von der Mutter schon dem Erzherzoge Wilhelm von Oesterreich zugesagt worden war. In Folge dessen wurde Litthauen mit Polen vereinigt, und die langen Feindseligkeiten dieser beiden Länder nahmen ein Ende. Jagiello war ein tapferer Krieger. Er bewies dies besonders in den Kriegen mit dem deutschen Orden, welcher nach Polen berufen, gegen die heidnischen Preußen zu kämpfen, bald seines religiösen Zweckes uneingedenk ein Reich für sich zu gründen anfing.

des seligen Herrn Tochter zur Herrin, führte sie in das Haus ein und nahm sie in Vormundschaft. Dieß dauerte, bis sie mündig geworden. Obgleich ihr ein auswärtiger junger und rüstiger Gesell gefiel, so mußte sie, (denn so wollte es die Dienerschaft) doch einen Nachbar, der weder jung noch rüstig, aber wohlhabend war, heirathen, aber weil sich seine Vorfahren um angränzende Gründe und Gebäude gezankt hatten, so meinten sie, es werde das beste Mittel der Aussöhnung seyn, wenn

---

Jagiello schlug die Ordensherrn in mehreren Schlachten aufs Haupt und zertrümmerte so eine Macht, welche dem polnischen Reiche lange gefährlich gewesen war. Aber Jagiello hatte als Regent viele Schwächen; zu diesen gehört hauptsächlich die Vorliebe für seine Litthauer, welche oft zu gegenseitiger Unzufriedenheit Veranlassung gab. —

Indessen hob sich Litthauen durch die Verbindung mit Polen immer mehr, zumal als es mit denselben gleiche Rechte erlangte; obgleich es sich noch immer für eine besondere Provinz ansah, denn es wurde von einem besondern Regenten, den der König zu ernennen pflegte, verwaltet. Ja es kamen selbst Fälle vor, wo sich die Litthauer nach dem Tode des Königs, auf eigene Hand einen Herzog wählten, und dadurch die Polen nöthigten, denselben, um Trennung und Abfall zu verhüten, auch zum Könige auszurufen. —

man die Streitenden verbände, und so die streitige Sache Einem gelassen würde. Das Haus, welches jener Nachbar besaß, war freilich hölzern, und nicht prächtig, aber fest und geräumig. Nun kränkten sich die andern Nachbarn, daß einer zwei Häuser haben sollte, doch es war einmal geschehen, und ließ sich nicht mehr ändern. Der neue Herr hatte auch seine Dienerschaft, und es wurde ihm sehr sauer sie mit der seiner Frau in Eintracht zu erhalten, und die Wahrheit gesagt, auch er hatte einigermaßen Schuld daran, denn er liebte seine frühere Diener mehr als die neuen, ihm mit seiner Frau zugekommenen. Nun griffen ihn Einwanderer an, welche unter dem Vorwande, Ablaß zu erwerben, mithin unter religiösem, gekommen waren, aber an diesen Ablaßorten so zu wirthschaften anfingen, daß schon zu befürchten war, es gehe auf etwas Aergeres, als Ablaß zu verdienen, hinaus. Er hatte indessen das Glück, diesem vorzubeugen, und mit der Zeit schlug es zum Besten seiner Nachfolger aus. Er war zwar ein guter Herr, aber gar zu langsam, und glaubte allen Fabeln und Klatschereien; darum leitete ihn jeder, der Lust hatte, und im Hause war Unfrieden. Mancher der Diener aber stieg immer mehr an Macht und Ansehn. Dennoch aber sorgte er für sein Haus, und verbesserte Dächer und Mauern, so viel ihm

möglich war. — Dasselbe that er auch mit der Parochialschule, die schon früher vom Erbauer des genannten Hauses angelegt war, indem er tüchtige Schulmeister berief und ihnen den Sold erhöhte. Lange Zeit hindurch besaß er beides, das steinerne und hölzerne Haus, und seine Nachfolger, eben so thätig wie er, nur noch geschickter im Baufache, schmückten es in= und auswendig so aus, daß es sehr ansehnlich wurde. Jenes hölzerne Haus, welches daneben stand, wurde in ein gemauertes verwandelt, so, daß man in der That etwas daran zu sehen hatte. —

§. 6.

Wie der letzte Nachkommen jenes Nachbars das Haus vereint und die Dienerschaft ausgesöhnt?*)

Es ist schon gesagt worden, wie zweierlei Diener=schaft unter einem Herrn sich nicht vertragen konnte; die einen sagten, wir sind die Aelteren, die andern erwie=derten, wir sind so gut, wie ihr, und jeder derselben

*) Dem letzten Herrscher aus dem Jagiellonischen Stamme (Sigismund August) gelang es nach vielen Bemühungen, beide Nationen mit einander unzertrenn=lich zu vereinigen, und aus beiden Reichen eines zu machen. Er brachte diese Union zu Stande auf dem Congresse in Lublin im Jahre 1569. —



meinte, ihm gebühre Vorzug und Befehl, dem andern aber Nachsehen und Ausführung dessen, was er befehle. Nach langem Streiten und Zanken kam es dahin, daß der letzte Herr und Erbe der beiden Häuser weder Zeit noch Gelegenheit hatte, sie so im Zaum zu halten, wie sich's gebührt hätte. Nachdem er nachgedacht, wie er das Gebäude ganz erhalten, und gesehen hatte, daß die Mauern schon hier und da Sprünge zu bekommen anfingen, gewahrte er, daß die Rinne zwischen beiden Dächern, in die sich das Wasser von beiden ergoß, für einen solchen Sturz nicht ausreichte; er beschloß daher, über beide Häuser Ein Dach zu geben, weil sie einander gleich waren, und durch die Bemühungen der frühern Inhaber einerlei Façade hatten. Da war aber viel Sorgen, Bitten, Drohen und Versprechen, ja sogar Geben nöthig, um die Dienerschaft zu vermögen, an dieses Werk zu gehen, und zwar deßhalb, weil sie beim Wohlleben so zu sagen schon Bändchenlos geworden waren; alle waren von lange her schon an ihre Wohnung gewöhnt und darinnen eingerichtet; daher wollte Keiner die erwähnte Vereinigung; am wenigsten die, welche später zugekommen waren. Um sie also zu gewinnen, mußte ihnen der Herr noch mehr Wohnung geben, als sie früher von seinem Vorfahren würden erlangt

haben; sie wählten sich also, was sie wollten. Endlich kam die Zeit, daß nach vielem Geschrei, Lärm und Zögern auf beiden Häusern ein Dach stand. Allmählig ließen sich sich später dazu bewegen, daß man aus einem Hause in das andere eine Thür durchbrach, die schon in der Wohnung vereinte Dienerschaft aber, nach Wunsch untergebracht, vergaß Herr und Bau, und fing an gute Zeiten zu haben. —

§. 7.

Wie der letzte Erbe gestorben und was aus dem Hause geworden?*)

Der letzte Herr und Erbe starb, und die Dienerschaft hätte sich wohl schon allein regieren können;

---

*) Nach Sigismund des II. Tode wählte man den Herzog Heinrich von Valois, den Bruder Carls IX., Königs von Frankreich, zum Könige, der jedoch nicht geeignet war, sich die Liebe der Nation zu erwerben, und nach sechsmonatlicher Regierung heimlich nach Frankreich entwich, um sich den Thron seines verstorbenen Bruders zu sichern. Nach seiner Entweichung wurde dem Herzoge von Siebenbürgen Stephan Batory die Krone mit der Bedingung übertragen, die Prinzessin Anna, Schwester des letzten Jagiellonen, zu heirathen. Obgleich aus einem kleinen Fürsten zum Könige eines großen Reiches gemacht, wußte er doch sein Ansehen zu behaupten, und den Trotz der übermüthigen Großen zu bändigen,

da sie aber sah, daß es besser und geordneter unter der Leitung eines Herrn gehe, und man an eine solche Regierung gewöhnt war, rief sie einen Fremden an ihre Spitze. Dieser versprach viel und hielt wenig; wie er gekommen, so lief er davon, und man jagte ihm auch gerade nicht nach. Darauf verheirathete die Dienerschaft des seligen Herrn Schwester an einen Vogt vom Dorfe. Dies war wohl ein guter Wirth, dieser Vogt, aber man begriff ihn nicht. Die Wahrheit gesagt, widersetzte sich ihm die Dienerschaft bei jeder Gelegenheit, aber er trat ihr männlich entgegen, und sie mußte ihn wider Willen schätzen, besonders weil er sich einen Schaffner gewählt hatte, der seine Schuldigkeit that, und sich vor keiner Drohung fürchtete. Einer der Nachbarn hatte während der frühern

---

wozu ihm die Freundschaft des kühnen Johann Zamoiski (dessen Einfluß ihm die Krone verschafft hatte) behülflich war. Der Czar Iwan II. Wasilewitz hatte früher, die inneren Unruhen benutzend, den Polen fast ganz Liefland entrissen; Batory eroberte es wieder, und faßte, auf das Glück seiner Waffen vertrauend den Entschluß, sich Rußland unterwürfig zu machen: wovon ihm aber die Jesuiten abriethen, welche der schlaue Czar dadurch für sich gewann, daß er dem Papste weiß machte, er sey zur Vereinigung seiner Kirche mit der römischen bereit. —

Unordnung etwas von dem Hause weggerissen, dieses erwarb er wieder zurück, und hätte vielleicht jenen Nachbarn aus seinem eigenen Hause gejagt, (es hatte auch wirklich den Anschein) aber die Mönche machten ihn irre. Freilich hatte er dies nachher bereut aber es war schon zu spät. —

§. 8.

Wie nach dem Dorf-Vogte ein Fremdling aus der Ferne das Haus in Besitz genommen? *)

Dieser neue Herr kam übers Meer her, ein Verwandter des letzten Erben, und man übergab

---

*) Sigismund, Sohn des schwedischen Königs Johanns III. und Katharina, Schwester des letzten Jagiellonen Sigismund August, welcher in der Aussicht auf den polnischen Thron in der katholischen Religion erzogen und von dem Beichtvater der Königin, einen Jesuiten, für diesen Orden gewonnen war, wurde nach Stephans Tode auf den polnischen Thron berufen. Ein schwacher Regent war er, das Werkzeug der Jesuiten, deren religiöser Eifer ihn um die schwedische Krone brachte, und bald auch um die polnische gebracht hätte. Er hinterließ nach seiner langen unglücklichen Regierung das Reich in großer Unordnung. — Sein ältester Sohn Wladislaus IV. konnte während seiner kurzen aber ziemlich glücklichen Regierung dem eingewurzelten Uebel nicht mehr abhelfen; und sein Bruder Johann

ihm das Haus. Er war weder verschwenderisch, noch geizig, weder kriegerisch, noch ruhig, weder Landwirth, noch Kaufmann; scheinbar regierte er über die Dienerschaft, öfter aber wurde er von ihr, ja sogar von seinen Schulmeistern beherrscht. Er hatte eigenes Besitzthum, aber er verlor es, und es fehlte nicht viel, daß ihn nicht einst die Dienerschaft auch aus dem ihm gegebenen vertrieben hätte. — Nach ihm übernahm der älteste Sohn das Haus, der bei mancher Unachtsamkeit noch genug Glück hatte, obgleich das Haus allmählig alt und schlecht wurde. Auf den ältern Bruder folgte der jüngere, und fing an geschäftig zu werden, aber es war schon schwer dem Bösen vorzubeugen; er konnte die Dienerschaft weder im Zaume halten, noch sich von Anfällen der Nachbarn frei erhalten, und es kam dahin, daß man ihn aus dem Hause jagte; er kam zwar bald zurück, fand aber Haus und Wirthschaft in noch größerer Unordnung als zuvor; denn er war so zu sagen,

---

Kasimir, der in Rom zum Jesuiten erzogen worden, war zu schwach, um die ganze Bürde des Unglücks, das ihn im Innern und von Außen drückte, zu ertragen, (die empörten Kosacken verursachten einen verderblichen Krieg im Innern; die auswärtigen Feinde waren Schweden, Tartaren, Siebenbürger ꝛc.), er dankte daher ab und ließ sein Vaterland im Stiche. —

zur bösen Stunde geboren, sogar die Hintersaßen aus der Vorstadt jagten ihn aus dem Hause. Zuletzt ward ihm das Haus verhaßt, und er ging in die weite Welt. —

§. 9.

Wie einer der Diener Herr geworden und nach ihm wieder ein zweiter?*)

Bis jetzt hatte das Haus entweder erbliche oder erwählte Innhaber. Als nun der letzte in die weite Welt gegangen, wurde es durch die Dienerschaft auf

*) Nach seiner Abreise gerieth das Reich in die größte Verwirrung. Mehrere ausländische Fürsten bewarben sich um die Krone, und erkauften sich Anhänger, als auf einmal der Pole Michael Wisniowiecki, dem es gar nicht eingefallen war, darauf zu trachten, bloß in Folge der Uneinigkeit der Partheien zum Könige aufgerufen wurde. Diese unerwartete Erhebung zog ihm viele Neider zu, die ihm das Leben verbitterten und seinen Tod beschleunigten. Die Türken benutzten diese innern Unruhen, überschritten die entblößte Grenze, und eroberten Podolien (den polnischen Speicher) sammt der Festung Kamienice; ja die Polen wurden sogar in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu einem Tribut zu verpflichten, aber ehe der Zahlungstermin kam, schlug Johann Sobieski die Türken bei Choeim aufs Haupt und befreite so das Vaterland von dieser Schmach. Der Tod Wisniowiecki's, der am Siegestage Sobieski's erfolgte, veranlaßte letzteren das Schlachtfeld

dem Trödelmarkte ausgespielt, und einer derselben gewann es. Die Nachbarn wunderten sich über dieses Spiel, besonders weil der Diener, welcher es gewonnen, zum Regieren unfähig war; seine Kameraden wollten ihn daher heraustreiben, aber es gelang nicht, weil sie sich nach alter Weise untereinander zankten, und stritten. Während dieses Streites kam das schon ziemlich leer gewordene Haus immer mehr herab, ja man verlangte sogar Zins davon. — Unterdessen starb jener unzeitige Besitzer, und

---

zu verlassen, um sich um die Krone zu bewerben. Er bewies bei dieser Gelegenheit, daß er eben so gut die Strategie der Kronbewerbung, als die des Kriegführens verstand, denn indem er sich öffentlich für den Partheigänger eines andern Candidaten erklärte, bildete er für sich insgeheim die mächtigste Parthei; welche durch die Bemerkung, daß in einer so dringenden Gefahr, von Seiten der Türken, keinem Andern als dem Sieger von Chocim die Krone dargeboten werden müsse, alle Woiwodschaften für ihn entflammte, die Anhänger der fünfzehn ausländischen Candidaten zum Schweigen brachte, und dem polnischen Helden die Krone verschaffte. Er besiegte die Türken, rettete Wien, ließ aber die Festung Kamienice in ihren Händen; und beneidet und von den Seinigen gekränkt (weil er mehr an seinen Ruhm und Vortheil, als an das Vaterland dachte), starb er ohne die Hoffnung einen seiner Söhne zum Nachfolger zu haben.

Niemand bedauerte den Armen. Auf ihn folgte mehr durch Gewandtheit und beinahe mit Gewalt als durch Zufall und Schicksal, ein anderer Unterthan. Aber bald fand er Gelegenheit, dem Nachbarn, der das Haus verkleinert hatte und dem er schon als Diener des vorigen Vogtes heftigen Schrecken eingejagt, einen Hieb zu geben. Er wollte also die gute Gelegenheit benützen, und den früher genommenen Speicher und die eiserne Hinterthür zurücknehmen, aber er konnte nicht erringen, was einmal gewonnen war. Beinahe die ganze Zeit seiner Regierung hindurch zankte er mit der Dienerschaft, und ärgerte sich endlich gar zu Tode. Er hätte das Haus seinen Kindern sichern wollen, aber auch das erlebte er nicht; sie waren auch nicht sehr wirthschaftlich und noch weniger zur Regierung tauglich, was der Vater gesammelt hatte, das ging nach seinem Tode wieder auf, ohne daß man weiß, wo und wie? —

§. 10.

Wie nach des zweiten Mitdieners Tode die Dienerschaft einen Wirth aus der Nachbarschaft gewählt, und was dann geschehen? *)

Dieser Wirth war aus einer andern Parochie,

*) Sobieski's Nachfolger war der Churfürst von Sachsen, August II. (mit dem Beinamen der Starke),

verließ sie aber, als es sich um das Haus handelte. Er hatte ein eigenes Haus aus gehauenen Steinen, weil es aber eng war, so lockte ihn das aus Ziegeln erbaute, obgleich schon vom Zahne der Zeit angegriffene, weil es geräumig, hoch und stattlich war. — Sobald er nun eingezogen, fing er an zu wirthschaften, und es ging ihm so gut, daß er den Speicher und die eiserne Thüre zurückerhielt, aber mit dem andern Nachbar hatte er kein Glück. Angegriffen, widersetzte er sich dem Angreifer so schlecht, daß dieser ihn aus dem Hause jagte, und einen andern der dortigen Dienerschaft hineinsetzte; doch mußte dieser

---

welcher wegen der Krone Polens zur katholischen Religion überging. — Er bekam die Festung Kamience durch Unterhandlungen wieder, wurde aber vom schwedischen Könige Karl XII., welcher Stanislaus Leszezynski zum Könige wählen ließ, aus Polen vertrieben, erlangte zwar den Thron wieder, ergab sich aber dem Trunke.

Nach seinem Tode machte Leszezinski abermals seinem Sohne August III. den Thron streitig. Da ihn aber Rußland unterstützte, und er durch Beitretung zur pragmatischen Sanction auch Oestreich für sein Interesse gewann, so behielt er die Oberhand und sein Mitbewerber bekam auf Lebenszeit den friedlichen Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar. August III. regierte ruhig, aber die Desorganisation des Reiches nahm immer mehr zu. —

wieder weichen, weil der frühere Herr erstarkt in sein Haus zurückkehrte. Nun saß er ruhig darinnen, nur noch mit Einschenken beschäftigt und weniger bekümmert, was ferner mit den Gebäuden und dem Hause selbst geschehen könnte. Sein Sohn, der ihm folgte, zankte sich Anfangs um das Haus mit dem andern Mitdiener, der es schon besessen hatte, erhielt sich aber, und jenem gereichte das zum Nutzen. Er wohnte ziemlich lange in dem Hause, ehe er starb. Zum Glück waren zu seiner Zeit weder starke Winde noch Regen; zwar hatten sich unterdessen die Risse in den Mauern bedeutend vergrößert, aber das Haus stand noch so so. —

§. 11.

Wie wieder einer der Dienerschaft das Haus bekommen und was geschehen? *)

Nach dem Tode jenes Nachbar Sohnes, wählte die Dienerschaft an seiner Stelle einen aus ihrer Mitte. Er zog in das Haus ein . . . . und als . . . . (das Folgende ist ausgerissen.) — . — . — . — . — . — . —

---

*) Nach Augusts des III. Tode wurde Stanislaus Poniatowski König, der das Unglück hatte, den Untergang seines Reiches und Vaterlandes zu überleben. —

12. Kasimierz, die Judenstadt.

Wenn man an dem prächtigen Hôtel der russischen Gesandtschaft, welches die Stadt erbauen lassen, vorübergeht, gelangt man über die Brücke der alten Weichsel in die Judenstadt. Schon manche jener wunderlichen, schmutzigen und melancholischen Gestalten, die uns auf dem Wege begegnet sind, haben uns die Nähe dieses Stadttheils angezeigt, in welchem ein verlorenes Volk, mit dem schwersten Fluch des Daseins belastet, eingepferchte sitzt. Ein Ameisengewimmel von Männern, Weibern und Kindern empfängt uns, ein bunt durcheinander gewirrter Knäuel von Unglück und Schande, der unrettbar in sich selbst verloren ist. Man betritt zuerst die christliche Judenstadt, wo es den polnischen Juden nicht erlaubt ist, Häuser und Grundeigenthum zu besitzen. Die Häuser gehören hier meistentheils christlichen Besitzern, welche sie zu einem übertriebenen Preise an die armen Juden

vermiethet haben. Dies unglückliche ausgestoßene Volk muß überhaupt eine unverhältnißmäßige Abgabenlast hier tragen, und bei der bittersten und schmählichsten Armuth, in der es seufzt, ist es gleichwohl noch verurtheilt, die Hälfte sämmtlicher Staatslasten auf sich zu nehmen, obwohl die Krakauer Juden etwa zwölftausend an der Zahl, nur ein Drittel der ganzen Bevölkerung des Freistaats bilden.

Der Rabbiner, welcher auf dem christlichen Theil des Kasimierz wohnt und dort sein eigenes Haus besitzt, konnte dies nur möglich machen, indem er sein Besitzthum auf den Namen seiner Frau geschrieben, welche der civilisirten Judenschaft angehört. Es ist nämlich den polnischen Juden verstattet, sich zu „civilisiren," und dadurch das Vorrecht zu erlangen, entweder in der Stadt selbst zu wohnen oder auf dem christlichen Kasimierz Eigenthum zu besitzen. Diese Civilisation vollbringt sich allerdings höchst einfach dadurch, daß sie die althergebrachte polnische Judentracht ablegen und Kleider vom gewöhnlichen deutschen oder französischen Schnitt tragen. Zugleich müssen sich die Männer alsdann Bart und Haupthaar scheeren. Es verschmäht aber der größte Theil der polnischen Juden selbst ein so geringfügiges Mittel, sich ein leichteres und freieres Daseyn zu gewinnen, und mit ihrer unverwüstlichen Zähigkeit,

mit der sie an ihrer ganzen Vergangenheit festkleben, halten sie auch an dem langen schwarzen Kaftan fest, der, mit der hochragenden Pelzmütze oder dem kleinen dicht anliegenden Käppchen, sie von der übrigen Bevölkerung mit einem so grellen Contrast unterscheidet und das Kleid des Verstoßenen ist, um das alle Welt ihn flieht.

Die kleinen Quergassen dieses Stadtviertels bilden den eigentlichen jüdischen Kasimierz, in dessen jämmerlichen Wohnungen sich der polnische Jude ganz im ungestörten Besitz seiner Verworfenheit festgenistet hat. Hier sitzt das Unglück in seiner Höhle und zeugt mit der Schmach das Laster und den Betrug, welche es von sich ausschickt, um Rache an der Menschheit zu nehmen. Es kann keinen fürchterlicheren Aufenthaltsort der Verdammten geben, als den, zu welchem sich hier diese unglücklichen Juden auf den engen Fleck ihres Elends zusammengedrängt haben. Die mit giftigen Gerüchen aller Art geschwängerte Atmosphäre, welche über diesen Gassen ruht, bildet gewissermaßen den Dunstkreis, durch den der Jude hier, gleichsam in einer undurchdringlichen Luftschichte abgesperrt, von dem Christen gesondert scheint, und undurchdringlich muß man diese Atmosphäre wohl nennen, weil sie den hier plötzlich Eintretenden fast zu ersticken droht. In die Zimmer dieser Häuser einzudringen

ist fast unmöglich; Schmutz, Unrath und Gestank halten Wache an diesen Kerkern des Unglücks, in welchen oft vier bis fünf Familien einen Raum bewohnen, den man kaum zum Athemholen für ausreichend halten sollte. Je elender sie aber durch den Druck der auf ihnen lastenden Verhältnisse werden, desto stärker vermehren sie sich nur und hängen nur immer fester an dem Winkel des Jammers, in welchen ein unerbittliches und beispielloses Schicksal diese Ueberbleibsel des einst auserwählten Volkes geschleudert hat.

Fast alle Häuser in Kasimierz haben Läden, in welchen aller Trödel und Schacher von Israel aufgestapelt liegt. Die Edelleute der Umgegend handeln hier oft ihre Bedürfnisse ein und ziehen den Kasimierz zu ihren Einkäufen vor, wegen der wohlfeilen Preise, welche nur die Juden bei dem geringen Erwerb, mit dem sie in der Regel zufrieden sind, stellen können. Die Genügsamkeit dieser armen polnischen Juden ist überhaupt höchst merkwürdig. Viele enthalten sich oft Wochen lang ganz und gar aller Speise, und Manche gibt es, die in mehreren Monaten nichts als Milch und etwas Brod genießen. Ein nicht unwesentlicher Theil der hiesigen Judenschaft besteht aus der Secte der Koscidim, die einen eigenthümlichen mystischen Charakter haben und sowohl

durch ihre strengen orthodoxen Grundsätze als durch ihr Fasten sich auszeichnen. Aber auch jeder andere Jude führt in der Regel eine mäßige Lebensweise, die in Erstaunen setzen muß. Im Handel und Wandel läuft er den ganzen Tag umher, und macht, im Angstschweiß des geringfügigsten Erwerbs, den weiten Weg von Kasimierz bis in die Stadt wohl zwanzigmal hin und zurück, um wenige polnische Groschen zu gewinnen; oder er bedient als „Factor" die in der Stadt sich aufhaltenden Fremden, denn die Juden sind in Polen Alles, Lohnlakaien, Dolmetscher, Unterhändler, Vermittler aller und jeder Geschäfte, so gelehrig zeigt sich in ihnen das Unglück, das unter allen Gestalten jeden Dienst verrichtet und mit dem der unabweisliche jüdische Geschäftigkeitsgeist zusammentrifft, um diese wunderlichen und allbeweglichen Figuren ruhelos hin und her zu treiben. Hat sich aber der Jude den Tag über zu allem Möglichen brauchen lassen, für wenig Geld und unter der schmählichsten Behandlung, ohne gegessen und getrunken zu haben, dann schleicht er sich Abends spät todmüde in seine Judenstadt zurück, um im Schmutz seiner niedrigen Behausung ein Stück trockenes Brod zu verzehren, sein einziges Labsal. So entbehrt dies unglücklichste und verachtetste aller menschlichen Geschöpfe fast jeden Lebensgenuß und hat nichts als

seinen Glauben, um dessen Willen er ausgestoßen ist, und an den er sich mit um so größerer Inbrunst immer unzertrennlicher anklammert. Der Charakter dieser Juden hat scheinbar etwas Gutartiges und sie antworten den Christen, welche oft aus Neugierde und Spottlust durch ihre Gassen ziehen, freundlich und bereitwillig auf alle Fragen, welche sie und ihre Gebräuche betreffen, obwohl mit einem Ton wehmüthiger Resignation, der auch dem gemeinsten und verworfensten Juden eigen ist. Der schwermüthige leidende Zug, den sie alle an sich tragen, gibt ihren oft so schön geformten Gesichtern einen besonders edlen Ausdruck, und mischt sich mit der Klugheit, welche aus ihren schwarzen feurigen Augen schimmert, zu einer eigenthümlichen Physiognomie, deren dämonisches Dunkel sich dann und wann durch Witz und Laune blitzartig erhellt. Der Geist der Rache ist aber nicht minder lebendig in jedem Juden, und wo er dieselbe sicher und straflos an den Christen ausüben kann, wird er die Gelegenheit gewiß nicht vorübergehen lassen. Als in der letzten Revolution die Russen in Krakau einzogen, waren die Juden die ersten, welche ihnen mit Lebehoch und Freudenbezeugungen entgegenkamen, und bei ihrer großen Anzahl dürften sie, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, sehr gefährliche Feinde der Polen abgeben.

Am Sonntag und allen christlichen Feiertagen dürfen die Juden ihren Kasimierz nicht verlassen, und es ist ihnen streng verboten, in die Stadt zu kommen. Diejenigen, welche sich gleichwohl darin betreffen lassen, werden von den Soldaten ergriffen und auf die Wache geschleppt, wo sie eine Geldbuße entrichten müssen. Manchen, besonders den Factoren, welche zum Dienst der Fremden in der Stadt zu thun haben, wird jedoch ein Erlaubnißschein ausgestellt, gegen welchen sie die Stadt auch an den Sonntagen betreten dürfen. Eine christliche Kirche oder ein Kloster darf ein Jude niemals betreten, und sich überhaupt einer Kirche nur im Umkreis einer gewissen Entfernung nähern, um durch seine für unrein geltende Person nicht das Heiligthum der Christen zu verunehren. —

Die Juden haben in Krakau zwei Synagogen, eine kleine und eine große. Die letztere, die sich in einem Erdgeschoß befindet, enthält mancherlei Merkwürdigkeiten, darunter eine Säule, welche der Tradition nach dem Tempel von Jerusalem angehört und nach dessen Zerstörung auf der Weichsel hieher geschwommen sein soll, was beweist, daß auch die Juden nicht allzu bescheiden in der Benutzung des religiösen Wunderglaubens sind. Hier in der Synagoge kann man an den Festtagen die seltsamsten

Gestalten und Gruppen schauen, besonders sind die jüdischen Frauen und Mädchen in ihrem Feiertags=putz bemerkenswerth. Mit der schmutzigen Armuth der polnischen Juden contrastiren oft die prachtvollen Hauben ihrer Frauen auf merkwürdige Art. Von Seidenstoff oder Sammt, reich mit Gold verziert, oder auch mit Edelsteinen, Perlen und Brillanten besetzt, haben sie oft einen bedeutenden Werth, der sich nicht selten auf drei bis viertausend Ducaten beläuft. Ich sah auf dem Kopfe einer alten Jüdin eine solche Haube, die von großen Zahlperlen und Diamanten strotzte, während ihr sonstiger Anzug äußerst gering und unsauber war. Die Hauben sind überhaupt ein Vorrecht der Frauen und haben einen eigenthümlichen Schnitt; dicht um das Gesicht an=schließend, sind sie am vordern Rande mit einer dicken Krause versehen, was einen besondern Ausdruck leiht. Die Mädchen tragen langes Haar, dessen reiche und schöne Lockenfülle eben so große Bewunderung erregt, wie die regelmäßig schönen Züge ihres Gesichts, die man unter ihnen so häufig antrifft. Nach ihrer Verheirathung aber wird ihnen dies herrliche Haupthaar gänzlich abgeschoren und sie müssen eine Mütze anlegen, ohne welche sich die Frauen nie sehen lassen dürfen. Man erblickt seltne Schönheiten unter diesen Jüdinnen, deren sittlicher

Zustand meistentheils höchst verderbt und ausgeartet ist.

Die Juden in Polen verloben und verheirathen ihre Kinder in der Regel sehr früh, und eine um den Hals geschlungene goldene Kette oder eine lange doppelte Perlenschnur, die nie abgelegt werden dürfen, bezeichnen die neue Würde des oft kaum neunjährigen Mädchens. Von den Aeltern der verlobten Kinder wird dann beiderseitig eine Summe festgesetzt, welche sie zur Anlegung eines Geschäfts zusammenschießen, das gewöhnlich, wenn der Termin der Verheirathung herangekommen, schon ausreicht, seinen Mann zu ernähren. Diese Verheirathung wird auch in der Regel nicht lange hinausgeschoben und findet häufig schon im zwölften Jahre der Kinder wirklich statt, wie viel Mühe sich auch die Regierung gibt, solche Kinderheirathen zu verhindern. Aber es ist unmöglich, dem Intriguengeist der Juden zu begegnen, die sich auf alle mögliche Art zu winden verstehen, um ihren Endzweck zu erreichen. Indeß bietet diese Weise der Verheirathung auch manche Vortheile für die Erziehung der Kinder dar. Die bemittelten Schwiegerältern sorgen häufig für die Ausbildung der mit ihren Kindern Verlobten. Auch treffen die beiderseitigen Familien für eine dazu festgesetzte Summe mit einander das Abkommen, daß

die Kinder eine Anzahl von Jahren hindurch abwechselnd bei der einen und der andern Familie in Kost gehen und zusammen leben und wohnen. Was sich auch gegen diese Gebräuche sagen läßt, so spricht sich doch ein patriarchalischer Familiensinn darin aus, der den Juden selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch eigen bleibt. In der größten Verwilderung ihrer Verhältnisse halten sie doch treu aneinander und wie bitter auch Mangel und Elend werden, selten wird ein Familienmitglied ausscheiden und die Uebrigen verlassen. Die Behörden in Krakau haben es sich in letzter Zeit besonders angelegen seyn lassen, die Heirathen unter den Juden zu erschweren, und sie müssen jetzt eine gewisse Summe Geldes aufzeigen können, wenn sie die Erlaubniß dazu erhalten sollen. Wer sich von den Juden zur Verheirathung meldet, muß auch vor der Behörde eine Art von Examen bestehen und wenigstens lesen und schreiben können, eine Verordnung, welche besonders gegen die frühen Heirathen der Kinder gerichtet scheint.

Der Rabbiner der krakauer Judengemeinde, gegenwärtig Herr Meisels, behauptet eine sehr angesehene Stellung in der jüdischen Welt und ist der dritte im Range der ganzen jüdischen Corporation, in welcher, wenn wir nicht irren, die erste Stelle

der Rabbiner in Amsterdam, die zweite der in Jerusalem einnimmt. Der gegenwärtige Rabbiner von Krakau ist ein Mann von unermeßlichen Reichthümern, zu denen er auf besondere Art gelangte. Er lebte nämlich als Kind im Hause seines Vaters, der Rabbiner in einer kleinen polnischen Stadt war und daher, obwohl arm und gänzlich unbemittelt, bei den Juden in dem hohen Ansehen stand, welches sie dem Oberhaupt ihrer Gemeinde immer zuerkennen. Denn der Rabbiner hat unter den Juden den höchsten Adelsrang, und sich mit ihm und seiner Familie zu verbinden, bringt die größten Ehren. Nun lebte fern in Rußland, noch weit hinter Moskau, ein reicher Jude, der keinen Mangel an Schätzen, wohl aber an adeligem Blut verspürte, denn er war weder vom Stamme Levi, noch auch konnte er sich der Verwandtschaft eines Rabbiners erfreuen. Der hört durch Zufall, daß der arme Rabbiner in der kleinen polnischen Stadt einen Sohn habe. Er schrieb an ihn und bot ihm seine einzige Tochter, welche erst neun Jahre zählte, zur Verheirathung mit dem Sohne dar. Das Mädchen sollte die Mitgift einer ungeheuern Summe Geldes empfangen und außerdem noch sechs Jahre lang von ihrem Vater auf dessen Kosten erhalten werden. Dafür sollte der Rabbinersohn seiner Tochter Rang und Würde

verleihen und so des Vaters Ansehen unter den Juden heben. Diese Verbindung kam zu Stande und erwarb dem jetzigen Rabbiner von Krakau das gewaltige Vermögen, das sein Ansehen am hiesigen Orte noch vermehrt.

Der Rabbiner ist besonders zur Aufrechthaltung der religiösen Diät berufen, in welcher hauptsächlich das eigenste Element des jüdischen Glaubens und Lebens beruht. Die durch ihn bewirkte Reinsprechung der Speisen ist für die armen Juden mit drückenden Kosten verbunden. Auch das übrige religiöse Ceremoniell, auf dessen Beobachtung der gegenwärtige Rabbiner vornehmlich streng hält, und das in Polen noch mit allen seinen Wunderlichkeiten in genauester Geltung geblieben, enthält manche Plackereien besonders für die armen Mitglieder der Gemeinde. So dürfen zur Zeit des jüdischen Osterfestes die polnischen Juden nichts besitzen, was sie in Verkehr mit der Außenwelt brächte oder ihre Interesse an dieselbe fesselte. Daher müssen sie alsdann jedes Besitzthum, mit dem sie Handel treiben, veräußern. Sie thun dies aber nur scheinbar, indem sie einen Contract aufsetzen, nach welchem sie diesem oder jenem Christen ihren Laden oder ihre Fabrik verkaufen. Nach abgelaufenen Osterfesttagen aber wird dieser Contract wieder vernichtet und Handel und

Wandel nimmt nach wie vor seinen Fortgang. Der jetzige Rabbiner von Krakau hat sich in der Aufrechthaltung dieser Ceremonie so orthodox bewiesen, daß er einmal gegen einen Juden, welcher es um das Osterfest versäumte, seine große Essigbrauerei gegen einen solchen Scheinvertrag zu verkaufen, den Bannfluch schleuderte, welcher die Folge hatte, daß keiner von den hiesigen Juden mehrere Jahre hindurch bei ihm den Essig kaufen durfte. —

Es gibt in Krakau zwei englische Missionaire, welche sich eifrig mit der Bekehrung der Juden beschäftigen, und so hartnäckig auch die meisten an dem Elenden und schmutzigen Zustande festhalten, welcher ihnen einmal durch den Glauben und die Gewohnheit ihrer Väter geheiligt worden, so hört man doch hier fast täglich von Uebertritten bekehrter Juden. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Gebildeteren unter ihnen gewöhnlich zur evangelischen Kirche übergehen, obwohl die Mehrzahl derselben, welche aus der niedrigsten Masse der Judenschaft hervorgehen, und augenblickliche weltliche Vortheile mit ihrem Uebertritt erzielen, zu der katholischen Kirche sich wenden. Für den polnischen Juden bleibt auch die christliche Taufe das einzige Mittel, ihm zu seinen Menschenrechten zu verhelfen. Der polnische Jude ist noch mit dem besonders niederschmetternden

Fluch seines Daseyns behaftet, ein polnischer Jude zu seyn. Dieser Begriff wirkt weithin wie ein giftqualmendes Gespenst und verbreitet die Schrecknisse der Pest in der Nähe und Ferne. Verworfen vor dem Angesicht seiner Mitmenschen, macht der polnische Jude den moralichen und physischen Eindruck eines Aussätzigen und jeden durchdringt ein Schauder bei seiner Berührung. Man flieht ihn stärker als einen Verbrecher, denn sein Verbrechen ist das Unglück, seine Schmach ist die Unterdrückung, unter der er seufzt. Die Welt hat ihn, indem sie ihn ausgestoßen, zu einem Ungeheuer gemacht, vor dessen Anblick sie selbst erzittert. Sie hat durch die Acht, welche sie über ihn verhängt, ihn an die Unflätigkeit seines Wesens gebannt, die ihr nun selbst einen so großen Eckel verursacht. Der polnische Jude, vor dem man sich so eckelt, wo er auftritt, ist nichts als das Produkt der Schlechtigkeit, welche die Welt an ihm verübt hat. Er ist, in seinem ganzen schmählichen Aufzuge, in dem er dahinwankt, die Erfindung Derer, welche ihn verspotten, und die in der Verworfenheit, die sie ihm aufgenöthigt haben, ihre eigene Selbstsucht und die ganze Tücke der modernen Gesellschaft geißeln.

Durch Auswanderung ein besseres Loos in andern Gegenden aufzusuchen, ist dem polnischen

Juden ebenfalls nicht vergönnt, da ihm sonst kein Land ein Ansiedelungsrecht zuerkennt. Obwohl er weite Reisen unternimmt, und die Messen der entferntesten Länder besucht, so hat er doch überall mit den entehrendsten Schwierigkeiten zu kämpfen und sein Aufenthalt ist an Bedingungen geknüpft, die alles Recht einer menschlichen Persönlichkeit vernichten. In Polen selbst, wo der Jude zwischen den Winkeln und Löchern eines zerplatzten Nationallebens sich festgenistet und auf diesem Element der Fäulniß wenigstens zur einer beispiellosen Vermehrung gediehen, ist sein eigenthümlichstes Thun und Treiben, der Schacher, an Beschränkungen gebunden. Jedes Thier darf seinem natürlichen Triebe folgen und findet das einzige Behagen seines Daseyns darin. Der arme Jude aber, der in keinem Dinge Freiheit und Behagen hat, darf auch seinem natürlichen Schachertrieb nicht ungehindert folgen, sondern muß ihn nach den von den Christen gesetzten Schranken zügeln, wodurch er freilich nur um so gefährlicher wird. So ist den polnischen Juden verboten, hausiren zu gehen und dies erzeugt die lächerlichsten Intriguen, durch welche sie dennoch dem unabweislichen und erblichen Instinkt zu genügen verstehen. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die alten Judenweiber, die in ihrer Person ein eigenes wandelndes Waarengewölbe

vorstellen, indem sie sowohl in ihrem hocherhabenen Kopfputz allerhand Waaren verborgen tragen, als auch der einen gewaltigen Umfang einnehmende Rock ein förmliches Magazin bildet, in dem alle möglichen Gegenstände des Verkaufs versteckt sind. Ein solcher künstlich angelegter Mechanismus wankt dann kecklich durch Stadt und Land und sucht den armseligen Gewinn zu erlisten, wo er kann. —

Die Sitten der polnischen Juden, besonders des weiblichen Geschlechts, gelten für sehr verderbt. Ihre Frauen und Mädchen tragen fast alle die üppige Schönheit, durch welche sie sich auszeichnen, feil. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als sonst die jüdischen Frauen, da wo die Juden in einem berechtigten und geordneten Gesellschaftsverbande leben, gerade durch eine strenge und unantastbare Sittlichkeit selbst vor den Christinnen sich auszeichnen. Bei allem Feuer ihres Temperaments sind die Jüdinnen in der Regel kalt gegen jede Verführung, welche sie der Treue abwendig machen möchte, und ein eigenthümlicher persönlicher Stolz sowie der Geist der Familie, in dem sie wurzeln und der ihnen das Bewußtseyn einer ethischen Würde gibt, halten diese Töchter des patriarchalischen Volkes davon ab, so leicht in Unsittlichkeit zu versinken. Dies Verhältniß zeigt sich umgekehrt, wo die Juden durch den Druck

ihrer allgemeinen Zustände in einer gewaltsamen Entartung erhalten werden. So ist der Kasimierz von Krakau ein wahres Sodom, in welchem die Sünde in allen möglichen Gestalten sich heimisch gemacht hat. Wer den Vermittler irgend einer Schandthat sucht, findet ihn gewiß unter den armen Bewohnern der Judenstadt für ein geringes Stück Geld. So sehr zeigt sich hier wieder die entsittlichende Macht des Unglücks und der Armuth, auf deren Wirkungen man jetzt überall in der Welt stößt.

Die Sprache der polnischen Juden ist vorzugsweise das Deutsche, das sie, obwohl mit dem eigenthümlichen verderbten Dialekt, sehr geläufig reden. Man bemerkt aber nicht nur bei den Juden in diesem Lande, sondern überhaupt bei allen Juden eine überwiegende Hinneigung zu dem germanischen Element, die oft in Erstaunen setzen kann. Trotz dem daß die Juden von dem vorurtheilsvollen, pedantischen und fanatischen Wesen der Deutschen die größten Mißhandlungen und die geringsten Begünstigungen erfahren haben, ließen sie sich doch stets mit Vorliebe in Deutschland nieder und verschmolzen verwandtschaftlich mit dieser Nation, soweit das Judenthum immer verschmelzen kann. In den entlegensten Einöden der Karpathen, wo man sonst keinen deutschen Laut vernimmt, begegnet man deutschsprechenden Juden,

die als Bauern oder als Schenkwirthe oft mitten im unwegsamsten Gebirge durch die barocke Originalität ihrer Erscheinung, welche sie nirgends verlieren, den Reisenden überraschen. Ihre Sprachgewandtheit, welche sie zu Dolmetschern der Fremden macht, stempelt sie auch vorzüglich zu Schenkwirthen, und so findet man in Polen den Betrieb der Gastwirthschaft hauptsächlich in den Händen der Juden, was ihnen Gelegenheit gibt, so manche Kränkung, welche der Christ ihnen zufügt, auf genugthuende Weise zu vergelten, wäre es auch nur durch den Schmutz und das Ungeziefer, das sie den bei ihnen einkehrenden Fremden mit auf den Weg geben und wodurch sie sich oft ein so dauerhaftes Andenken pflanzen.

Schwer möchte es aber seyn, den Zug der Wahlverwandtschaft, welcher den Juden, diesen geächteten und ausgestoßenen Sohn der Geschichte, vorzugsweise zu den Deutschen getrieben, genügend zu erklären. Ist es der sympathetische Zug einer zerstoßenen und unglücklichen Nationalität, welche diese zwei Volksindividualitäten innerlich angenähert hat, oder liegt diese Annäherung in dem ihnen beiden gemeinsamen Hang zu einer mystischen Einfriedigung in sich selbst, und in der die öffentlichen Interressen zurückdrängenden Familiengemüthlichkeit und

Kleinkrämergeschäftigkeit? Mag es seyn was es will, der Jude und der Deutsche gehen mit einander in einer unzertrennlichen Gemeinschaft und haben sich auf dem Wege, den sie bereits zusammen zurückgelegt, so an diese Verbindung gewöhnt, daß schwerlich Einer den Andern mehr entbehren könnte! —

Die Morning Chronicle enthält in seiner Nr. 21. unterm 26. März 1840 folgende Nachricht: Cracow. — Mr. John Ellis (Newry) gave notice, that in consequence of the discussion in the house of Commons relative tho the present state, political and commercial of the city of Cracow, still occupied by foreign troops, having been last night unavoidably postponed, upon important grounds of public policy, he should decidetly bring that question under the consideration of Parliament early after Easter. —

Neueste Nachricht. — In der City von London ist jetzt eine Petition wegen der krakauer Zustände ausgegangen, welche achtzig der angesehensten Handelshäuser unterzeichnet haben. In dieser Petition wird dargethan, daß früher die jährliche Ausfuhr Englands nach Krakau 130,000 Pfund Sterling betragen, während durch die gegenwärtige Occupation des sogenannten Freistaats eine gänzliche Hemmung aller Ausfuhr

eingetreten sey. Die Bittsteller suchen den Gedanken, einen englischen Consul in Krakau zu ernennen, von Neuem kräftig anzuregen und richten darauf ausdrücklich ihre Petition. —

Am 21. April 1840.

III.

Naturvölker.

(Auf einer Karpathenreise, im Herbst 1839.)

I.

Ein schöner großer Schmetterling, lange vor uns herflatternd und unsere ermüdeten Schritte zu immer größerer Eile verlockend, zeigte uns den Weg zu dem Gärtchen eines Goralen, dessen Blumen seine alten Bekannten waren. Auf ihnen ließ er sich so sorglos nieder, als fühle er sich nun sicher vor den Fremdlingen, welche ihn verfolgten, und indem er sich recht inbrünstig in das Blatt hineinsog, konnten wir gleichwohl der grausamen Lust nicht widerstehen, ihn zu haschen. Denn wir kamen weither aus der Welt der sogenanten Civilisation, wo wir nichts mehr wußten von dem alten heiligen Naturfrieden, in dem alle Wesen als in ihrer uranfänglichen Heimath geborgen und gesichert sind. Wir hatten uns in der letzten Zeit viel mit der Politik der Staaten und der Diplomatie der Höfe abgegeben, und unser Herz war blutend hängen geblieben an den Dornengewinden

des modernen Völkerlebens. Mit der Kälte, welche uns die Welt in der letzten Zeit angekränkelt hatte, nahmen wir das kleine zitternde Geschöpf, und nachdem es sein Leben, das nur aus Duft und Farbe bestanden, zwischen unsern Fingern verloren, legten wir es als Reiseandenken in unser Album. War uns doch oft noch übler mitgespielt worden, als diesem Schmetterling der Karpathen! Als wir noch mitten in der Welt der Civilisation, die jetzt so fern hinter uns liegt, von Meinung zu Meinung irrten, und die Selbstsucht der Andern ihre Wundenmale in unserm Fleisch abzeichnete, wie oft hat man nicht das Zarteste an unserm Wesen zwischen rohe Finger genommen! Wetteifert nicht die Leidenschaft Eurer Feinde und die Liebe Eurer Freunde, Euch wenigstens den Blumenstaub wegzutasten von den Flügeln, die sie nicht knicken können? Aber der Schmetterling stirbt selig in das All hin, aus dem er hervorgeflattert, während der Mensch oft noch ein Salonlächeln erkünsteln muß bei den gemeinen Betastungen, die ihm widerfahren!

Wir streckten uns nieder unter dem Busch, auf welchem der Schmetterling gesessen, und drückten unser müdes Haupt in den Schnittlauch, mit welchem der Gorale seinen kleinen Garten bepflanzt. Gleich dahinter war das hölzerne Blockhaus, worin diese

Naturkinder ein so froh behagliches, den ursprünglichsten Elementen der Schöpfung nahegebliebenes Dasein hinträumen. Vor unsern Blicken breitete sich ringsher der hohe Alpenstock des Gebirges aus, denn nachdem wir in mehren heißen und beschwerlichen Tageswanderungen, über Felsenstege klimmend und durch ausgetretene Flüsse watend, die schattenlosen Beskiden durchschritten, befanden wir uns jetzt mitten im wildesten Hochgebirge der Central-Karpathen wie verloren und verschüttet. Die ungeheuersten Naturmassen hatten uns in ihren Schooß aufgenommen und es umringte uns das uralte Leben des Gesteins in den bizarrsten Formen der Schöpfung. Vor Kurzem erst entronnen den Seufzern der Menschenwelt, sind wir plötzlich in ein Reich der Stille und des Schweigens eingetreten, das in seinen Steinklüften und Schneeschluchten, in dem geheimnißvollen Rauschen seiner Felsgewässer, und in dem von der Geschichte noch unberührten Traumleben seiner Bewohner, einen in sich selbst abgeschlossenen Naturstaat bildet, einen Staat, der auf den ewigen Granitsäulen der Elemente ruht! Hier vernehmen wir nicht mehr das bange Herzklopfen der Civilisation, das Angstgestöhne der Völker, die ihren eigenen Busen zerfleischen in zweifelhaftem Kampf ihrer Einrichtungen, in welchem selbst der Sieg nicht den Frieden bringt!

Hier gehorcht das Sausen der Winde, der Fall der Gewässer, die Formation des Steins, das Leben der Pflanze und der Flug des Vogels, Alles ein und demselben Gesetz, und der Mensch, welcher sich hier an dies Naturgesetz angeklammert und gleich dem harmlos wuchernden Moos in den Ritzen und Spalten dieses Elementarlebens nistet, er ist glücklich wie der Vogel, frei wie der Wind, frisch und rein wie das Felsgewässer und gesund wie die Alpenpflanze! Sohn des Gebirges, Dein Leben gleicht einer wundervollen Versteinerung, auf der in spielerischen Moosblumen sich ein unbegriffener Geist abgedruckt hat, der Geist Gottes, der an Dir noch als Element haftet und Dich durchwirkt, wie die grüne Moosblume den Stein! Komm hervor, Sohn des Gebirges, damit wir Fremdlinge, die wir hier in Deinem Eigenthum uns gelagert haben, Dich grüßen in Deiner Schöne, welche Dir noch aus der ersten Hand der Natur verblieben! Komm hervor aus Deiner Hütte, und heiße willkommen ermattete Wanderer, die, noch mit dem Staub unseres gebildeten Staatenlebens bedeckt, sich zu Dir geflüchtet haben in Dein Naturreich, wo das Urgestein Kühlung strömt auf eine heiße Stirn! —

Aber nichts regte sich in der Goralenhütte, deren Bewohner uns keine Spur von ihrem Dasein verriethen

und die vielleicht die Nachmittagshitze im Schatten ihres von der Sonne undurchdringlichen Blockhauses verschliefen. Denn faul ist der Gorale, der nur gerade so viel arbeitet, als sein nothdürftigster Unterhalt erfordert, und darum seinem an sich unwirthbaren Gebirge noch weniger abgewinnt als dasselbe ihm leisten könnte. Wir hatten indeß hier den schönsten Standort zu einer Anschauung der malerischen Gebirgsmassen eingenommen. Die himmelhohen Gruppen des Tatra, in ein blaues Duftgewand eingesponnen, riefen uns zu ihren Spitzen empor, auf denen das Sonnenlicht magisch mit den Schneestreifen spielte. Man fühlt sich, bei aller Kahlheit und melancholischen Oede, welche in den Karpathen vorherrscht, doch in diesem Gebirge so sehr der einfachen und unvermischten Urnatur gegenüber, und darum nimmt es das Gemüth so gewaltig gefangen. Wie ein kräftigender Segen überkommt uns diese ursprüngliche Wildheit der Schöpfung. Hier ist Alles groß, klar, bestimmt und entschieden, und selbst das Schrecklichste ist noch edel und rein, denn in der Natur gibt es die Gemeinheit nicht, wie bei den Menschen! Die Schrecknisse der Elemente, denen wir uns hier überliefert haben, sind ein Flötenton und ein Kinderlallen gegen die tückischen Stürme des menschlichen Gemüths, gegen die Tobsucht einer unbefriedigten

und rathlosen Zeit! Die spitzige Felsgräte, die wie ein abenteuernder Riese gegen uns zielt, einen wie milden Tod bietet sie uns nicht an mitten in dieser hohen Einsamkeit, die uns gern als Grabesfrieden umrauschen möchte! Der jähzornige Wassersturz, der sich wie eine hungerige Schlange, mit dem weißen Gischt vor dem Mund, über das Steingerölle dahinwirft, möchte uns auch gern begraben in seinem reißenden Fall, und bei allem Entsetzen, das er verbreitet, ist er doch ein lieblicher Todesengel, der ein schönes Sterben schafft! Statt an den Ränken der Menschen zu sterben, statt zu sterben an ihren Parteikämpfen, an ihren Tendenzen und Richtungen, an ihren Staatsverfassungen und Gesetzesüberlieferungen, an ihren Constitutionen und Despotien, an ihren Thronen und Altären, an ihren Gebräuchen und Gewohnheiten, an ihren Freundschaften, an ihren Sitten, an ihrem gräulichen Eigennutz, statt zu sterben diesen langsamen Martertod der menschlichen und zeitlichen Einrichtungen, stirb lieber im Felsabgrund und im Wasserfall, wo Dich die Naturmelodie der Schöpfung fromm und einfach heimgeleitet und mit Dir in die uralte Unendlichkeit hinabstürzt! Dann tritt der Bär Dein Grab, die im Winde krachende Fichte betrauert Dich mit ihrem schwermüthigsten Sturmgesang, das Auerhuhn und der Steinadler

schlagen über Dir mit ihren gewaltigen Flügeln zusammen als Klageleute! Und Du ruhst frisch im Schooß der Natur, sicher aufgenommen in die Elemente, aus denen Du stammst, von dem Alpenmoos überschattet und geletzt von den geheimnißvoll rieselnden Quellen der Gottesschöpfung! —

Doch wo gerathe ich hin? — Gorake, Sohn der Natur, wach endlich auf aus Deinem Nachmittagsschlaf, und bringe uns ein Glas der kühlen und urkräftigen Milch, welche die Heerde des Gebirges Dir liefert! —

II.

— Endlich öffnete sich die Thür der Goralenhütte, und der lächelnde Alte trat heraus. Die kindliche Heiterkeit, welche allen diesen Bewohnern der Gebirgswildniß eigen, stand auch auf der Stirne des schon betagten Greises, der uns so freundlich einlud, ins Haus zu treten. Die Goralin säumte nun auch nicht, uns die gewaltige Milchkanne entgegen zu bringen, aus der sie mit dem dazu dargereichten hölzernen Löffel den ersten Schub nahm, entweder aus alter patriarchalischer Sitte, oder um uns zu zeigen, daß nichts Arges und Schädliches in dem Trank enthalten sei. Die Hütte, reinlicher wie bei den polnischen Bauern, aber auch ohne Schornstein, bestand aus zwei abgetheilten Räumen, in deren einem wir das Vieh hörten, in dem andern saßen wir jetzt dieser Goralenfamilie gegenüber, die uns mit neugierigen, aber wohlwollenden Blicken anstaunte.

Sie bestand aus den beiden Oberhäuptern, die noch rüstig genug aussahen und bei hohem Alter ganz schwarzes glänzendes Haar hatten, dann dem Sohn und seiner jungen Frau, deren kleines Kind in einem Trog hin und her schwebte, der an einem Strick von der Decke herabhing, und in der Mitte der Stube in kühnen Schwingungen sich wiegte. Eine hölzerne Pritsche, an der Wand festgenagelt, und mit etwas Heu überstreut, war das Bett, das auch nur im Winter und bei schlechter Zeit benutzt wird, denn während des Sommers schlafen diese glücklichen und freien Leute draußen unter dem großen Nachthimmel, im Angesicht der Sterne, die hier in so wunderbarem Licht über dem Gebirge stehen. Die ganze Einrichtung der Hütte zeugte von der merkwürdigen Bedürfnißlosigkeit, in der sich dies Bergvölkchen bis auf den heutigen Tag erhalten hat und worin sich uns ein wahrhafter Naturzustand vor Augen stellt.

Die Goralen, welcher Name nichts als Gebirgsvolk bezeichnet — sind schöne, wohlgeformte und starke Leute, oft mit wahren Heldenleibern, und mit feurigen Augen, die Muth und Verschmitztheit ausdrücken. Sie leben, in einzelnen Dorfgemeinden und Gehöften durch ihre Berge sich vertheilend, in ganz freien Naturverhältnissen, und nur durch die christliche Kirche, zu der sie sich bekennen, hängen sie einigermaßen

mit den Einrichtungen der civilisirten Welt zusammen, von denen sie sonst so fern und getrennt stehen. Hütte, Weib, Kind, Vieh, Sonnenschein, Wind, Regen, das sind die Lebenszustände des Naturkindes, die einfachsten Grundelemente des Daseins, um deren Spindel sich Geist und Leib in beständiger Zufriedenheit drehen. Selbst die Nahrungsmittel, von denen der Gorale lebt, beschränken sich nur auf den allereinfachsten Naturstoff. Man findet in ihren Hütten weder Fleisch noch Brod, das sie nur bei besonders festlichen Gelegenheiten sich vergönnen; in der Regel aber genießen sie nichts als Milch, Molken, Kartoffeln mit Butter, und Käse. Ein mäßigeres und genügsameres Geschöpf kann es nicht geben, als diesen Bewohner der Wildniß, die er nicht fruchtbarer wünscht als sie ist, denn Alles gibt sie ihm, was nur sein Herz verlangt. Hier in der Wüste bei den Goralen wollen wir wieder lernen, wenig und einfach zu essen, und haben schon einen guten Anfang gemacht, denn bereits seit mehreren Tagen genossen wir nichts als Käse und etwas aufgespartes Brod, und das Wasser der Seen und Bäche. So haben wir uns hier gesichert vor den großen Diners, in welche Geist und Magen der modernen Gesellschaft immer schwelgerischer versinken. Es ist keine Frage, daß die gebildeten Völker der heutigen Welt zu viel

essen, und daß die innere Wohlfahrt ihrer Zustände darunter zu leiden angefangen. Zu allen Zeiten der Geschichte sind die Völker in der Periode, in welcher sie ihrem Verfall am nächsten standen, die größten Fresser geworden. Wo die Freiheit des Geistes gesunken, hebt sich in demselben Maße die Willkür des Bauches, dessen dumpfe Schwere zuletzt Alles sich unterthan macht und das Höhere durch das Niedere überwindet. —

Der gesprächige Alte suchte uns zu unterhalten, und je mehr wir ihn betrachteten, desto mehr mußten wir ihn bewundern. Seine hohe und schlanke Gestalt hielt sich in wahrer Mannskraft aufrecht. Aus dem Hemd, welches bei den Goralen nur bis an den Gürtel reicht, schaute in kräftiger Wölbung die Brust heraus. Der muskelstarke Fuß ruht auf der Sandale oder dem Skirps, wie sie es nennen; das Bein, das mit der Gemse um die Wette klettert, zeigt in der enganschließenden ungarischen Hose, die von weißem Linnen ist, die prallen und schön gestreckten Formen eines Heros. Das gescheitelte schwarze Haar hängt zu beiden Seiten in langen künstlich gewundenen Flechten herunter und darüber gestülpt ist der breitkrempige runde Hut, den schöne weiße Muscheln zieren. In einem malerischen Wurf hängt der kurze braune Tuchmantel, die Gunia der

Goralen, über der Schulter, und vollendet die phantastische Erscheinung dieses Gebirgsbewohners, dem man ansieht, wie er in sich selbst und seinen beschränkten Lebensbewegungen doch ein so volles und stolzes Genüge trägt, und sicherer in seiner Haut steckt als wir mit unserm gebildeten und gedankenmäßig begründeten Bewußtsein. Dazu nun seine von Klima und dem beständigen harten Leben gezeichneten Gesichtszüge, die Ausdauer in Gefahren, Kraft und Ehrlichkeit verrathen, mit einer Beimischung von Schlauheit, welche vielleicht auch bei diesem guten Alten auf den Hang der Dieberei deutete, den alle Goralen in einem oft sehr starken Grade an sich haben sollen, und den man ihnen nicht so sehr verargen kann, da ihre juristischen Begriffe von Eigenthum und Besitz wahrscheinlich noch so wenig ausgebildet sind. Diese Dieberei ist der lächelnde Griff des Naturkindes, das nach Allem die Hand ausstreckt, was ihm gefällt, und kann unter diesen Umständen selbst mit der Biederkeit eines Ehrenmannes bestehen. Und ein Ehrenmann war unser Wirth gewiß, und ein Held dazu, denn indem er jetzt, um zu seiner Feldarbeit hinauszugehen, seine lange Axt ergriff, auf deren Stiel er sich zugleich wie auf einen Spazierstock stützte, konnten wir uns nicht verhehlen, daß seine Erscheinung einen gewaltigen und außergewöhnlichen

Eindruck auf uns gemacht! Wir beneideten ihn um dies starke und volle Naturleben, von dem sein ganzes Wesen prangte und blühte, wir beneideten ihn, daß er so stolz war auf das beschränkte Lebensloos, das ihm gefallen, wir beneideten ihn, daß er so Vieles, was wir wußten, nicht wußte!

Von diesem Naturvölkchen des Gebirges könnten wir so Manches lernen und brauchen! In diesem Sohn der Wildniß knospen die frischen Urträume der Menschheit, aus denen alles Leben der Geschichte hervorquellen muß! Es ist ein Frühtraum des Völkerlebens, eine morgenrothe Mythe des Daseins, die im Sohn der Wildniß und in seinen Zuständen keimen! Und der Traum und die Mythe fehlen unserm heutigen Völkerleben! Uns fehlt der Traum, welcher sich im Kelch des unbewußten Naturlebens schaukelt, uns fehlt die Mythe, welche den innerlichsten und geheimnißvollsten Grund eines Volksdaseins durchwirken und seinen Schooß fruchtbar machen muß für die That, welche die Forterzeugung der Geschichte ist! Wir sind so überwacht in unserer Vernünftigkeit, so überreif in unserm Bedenken, daß uns alle That und alle Geschichte immer unter den Händen zerrinnt! Wir sind zu wach und darum fabriziren wir, wo wir leben sollten! Dieser Sohn der Wildniß schläft den Schlaf des Naturdaseins,

und so sehr sich auch unsere Bildung gegen ihn überheben kann, so müssen wir ihn doch beneiden um seine Träume, um sein unbewußtes Keimen, in das sich die heutige verwachte und verbleichte Menschheit zurückleben muß, will sie das Eine gebären, was ihr Noth ist, die That!

Denn der Mangel an Geschichte in unserer Zeit beruht einzig in dem Mangel an unmittelbarem und unbewußtem Volksleben.

Das mythische Leben des Volks, aus dem sich Religion und Geschichte gebären, ist vergangen und vertrocknet, wie ein Meer, dessen Schooß sich versandete.

Alles strebt jetzt gebildet zu sein, und das Volk will nicht mehr zum Volk, sondern zu den gebildeten Ständen gehören. So erhalten wir statt des Volkslebens ein Bildungsleben, und die modernen Staaten gleiten herunter von dem innerlichen mythischen Grund, auf dem sie erwachsen sind.

Das Aufhören der Volksfeste ist das Symptom dieses Uebergangs des Völkerlebens aus der Mythe in den Industrialismus.

Das Volk hat keine mythische Innerlichkeit mehr, darum erzeugt es auch nichts mehr aus sich.

Es faßt sich nicht mehr mythisch in sich selbst zusammen, und in seinem wachen und traumlosen Zustand

vollbringt es keine That, denn die Träume sind wie die verbindenden und erleichternden Säfte der Geschichte, und welcher Baum wüchse ohne Säfte?

In der Mythe wird der Heiland erzeugt, und keinen Heiland gibt es ohne Mythe.

Unsere Zeit ist ohne Mythe und ohne Heiland.

Schon die moderne Kleidung verräth die knappe Bürgerlichkeit einer mythenlosen Zeit.

Ein Geschlecht in engen Beinkleidern muß mythenlos und thatlos seyn.

Nur aus dem Mythenleben der Völker heben sich neue Propheten hervor.

So erschien Christus in ein neu beginnendes Mythenleben der Menschheit eingehüllt.

Und Christus sagte: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen!“ So muß auch unser heutiges Völkerleben wieder von Neuem geboren werden, um sich zur That erlöst zu sehen, zur That, welche das wahre Reich Gottes für das Völkerleben ist.

Und in diesem Kampf der Wiedergeburt flöße uns als kühlenden Thau etwas von dem Naturtraum ein, welchen dieser Sohn der Wildniß träumt, o allgütiges Schicksal der Völker! —

III.

In Zakopana, einem der zahlreichen Dörfer des Herrn von Homolatsch, hatten wir gutes Quartier gefunden, und diesen romantisch gelegenen Ort, bei welchem der weiße Dunajec aus den Alpen herausschäumt, zum Mittelpunkt unserer Ausflüge in das Gebirge gemacht, wozu er allen Reisenden als sehr geeignet zu empfehlen ist.

Heut war Sonntag und wir machten uns auf, um dem Gottesdienst der Goralen in der Kirche zu Poronie, welche ungefähr zwei Stunden von Zakopana entfernt ist, beizuwohnen. Unterwegs schon erblickten wir zahlreiche Kirchgänger, die hauptsächlich aus Frauen und Mädchen bestanden, und uns durch das schmucke und reinliche Wesen, in dem sie heut erschienen, ergötzten. Die Mieder, die häufig mit Tressen besetzt waren, die kurzen, meist dunkelfarbigen Röcke mit den weißen Schürzen, dazu das große weiße

Kopftuch, das sie in Form eines Schleiers lang über die ganze Gestalt herabhängen lassen, Alles war in bester Sonntagsordnung und bot den eigenthümlichsten Anblick dar. Anmuthig sehen die Köpfe der jungen Mädchen aus, deren Haar in der Mitte gescheitelt, in zwei Flechten herabwallt durch welche noch meistentheils bunte Bänder gewoben sind. Die Frauen tragen kleine Mützen, unter denen sie ihr kurzes Haupthaar, das ihnen in der Brautnacht geschooren worden, verstecken. Die Fußbedeckung ist verschiedenartig. Einige tragen, wie die Männer, die Skirpse oder Sandalen, auf denen der Fuß in dem rothen in Falten gelegten Strumpf recht wohlgefällig ruht. Viele erblickten wir auch heut am Sonntag in ungarischen Stiefeln, von rother oder gelber Farbe. Manche unter ihnen gingen auch barfuß und trugen in weiser Oekonomie ihre Stiefel in der Hand, die sie jedoch wieder anlegen, bevor sie in die Kirche eintreten.

Um die Kirche von Poronie herum war schon ein buntes und reges Leben. Der Platz vor der Kirche dient zugleich zu einer Art von Sonntagsmarkt, wo besonders Früchte feilgeboten werden. Aepfel in großer Anzahl waren zum Verkauf, und schöne Goralinnen, deren regelmäßige, oft wahrhaft ideale Formen wir nicht genug bewundern konnten, hielten uns bei jedem Schritt mit ihrer Waare an,

der wir uns auch mit Rücksicht auf die freundlichen Anerbietungen nicht weigerten. Endlich gelang es uns, den buntgemischten Haufen zu durchdringen und in den Tempel einzutreten, der, ganz von Holz gebaut, durch die Einfachheit, mit welcher er dem Herrn diente, etwas Rührendes hatte. Wir befanden uns in einer katholischen Kirche, wie uns einige Heiligenbilder an den Wänden und der Altar verriethen, und als Einer von uns diese Bilder durch ein Augenglas betrachtete, wurden wir von einer alten Goralenfrau, die ihr frommes Gefühl dadurch verletzt fand, gar ernstlich bedeutet. Es herrschte ein merkwürdiger Andachtsgeist unter diesen Kindern der Berge. Alle beteten inbrünstig in sich hinein, wir sahen nur edel bewegte, ehrwürdige und liebliche fromme Gesichter. Jetzt bestieg der Priester die Kanzel und hielt eine Predigt, deren harter verweisender Ton wie eine Strafpredigt klang, und die von Zeit zu Zeit durch ein seltsames Gemurmel der Zuhörer, welche damit ihre Straffälligkeit und Sündhaftigkeit zu erkennen gaben, unterbrochen wurde. Dann verließ die ganze Gemeinde die Kirche, und nachdem sie draußen, unter feierlichem Läuten der Glocken, einen Umzug um die Kirche gehalten, traten sie wieder hinein, und knieten in bewunderungswürdiger Haltung zur Messe nieder. Uns, den Fremden,

hatte man die wohlwollendste Aufmerksamkeit geschenkt und wir waren freundlich mit in den Zug aufgenommen worden, welcher sich um die Kirche bewegte. Die Alten schüttelten uns mehrmals die Hände und die Jungen begrüßten uns mit ihren gewogenen Blicken, unter denen wir oft den schönsten Augen begegneten, denn diese Goralinnen, deren einige in der That ganz griechische Gesichtsbildungen hatten, zeichnen sich fast alle durch ein seltenes Feuer der Augen aus.

Mit dem kirchlich ausgebildeten Gottesdienst ist auch der Zwiespalt unter dies Naturvolk getreten. Die katholischen Goralen, unter denen wir uns hier befanden, stehen den protestantischen, welche besonders in der Gegend von Teschen wohnen, sehr feindlich gegenüber, und dies hat schon zu manchen Händeln Anlaß gegeben. Der Haß geht so weit, daß sich die beiden Glaubensparteien sogar durch die Hutkrämpen von einander unterscheiden. Die Protestanten tragen schmalere Krämpen am Hut, die Katholiken die breiteren. So hängt der Glaube mit der Mode zusammen. Man sieht, die Goralen haben Anlage, mit der Zeit ein recht gebildetes Volk zu werden! —

IV.

Schon vor Aufgang des Tagesgestirns hatten wir die Wanderung zum Meerauge angetreten und in das Reich der fabelhaften Wildniß uns begeben, das hier seinen Anfang nimmt. Das Chaos der Schöpfung hat uns wieder aufgenommen und bei jedem Schritt umrauschen uns die Trümmer der ewigen Zerstörung, aus der die ewige Erhaltung der Natur besteht. Ueber Granitgerölle, im Schutt massenhafter Steingeschiebe, und durch brandende Strömungen, die sich aus den Schluchten hervor auf unsern Weg stürzen, klettern wir mehrere Stunden lang empor und steigen höher und höher dem Hochgebirge zu, auf dem wir den wunderbaren See, den größten der Karpathen zu finden streben. Unser labyrinthisch geschlungener Felsenpfad führt uns von steilen Spitzen zu Abgründen, und von Abgründen wieder zu schwindelnden Höhen, und neben uns und unter uns taumeln

die märchenhaften Steingebilde dieser Wüstenei, die einem verschlingenden Ungeheuer ähnlich sieht. Und verschlungen haben uns diese hohen Schrecknisse der Natur, unter denen die menschliche Kraft nur in zusammengedrückter Scheu dahinschleicht und sich kaum zu verrathen wagt durch den Seufzer der Ermattung. Aber durch die schauerliche Nacktheit der Felsenöde schlingt sich auch plötzlich wieder ein lieblicher Zug der Vegetation und unsre Führer, die wackern Goralen, brachten uns zur Erquickung ganze Zweige der schönsten Erdbeeren, die sie am Wege gepflückt hatten. Die erhabene Stille und Einsamkeit, in die wir uns immer mehr versteigen, wird jetzt zuweilen durch schallende Töne, durch Hüfthörner und Hundegebell, unterbrochen. Nun erbebt die ganze Felseneinsamkeit, gleich einem Träumenden, der seiner Brust ein unbewußtes Angstgestöhne entfahren läßt. Es ist die Jagd, die sich abseits von unserm Wege hinzieht, und es gilt dem Bären, welchem man hier seit einigen Tagen auf der Spur ist, und von dem uns in Bukowina der Förster erzählt hatte. Vielleicht treffen wir den Bären oben am Meerauge, in dessen Gegend er mehrmals gesehen worden und wo er das schwarze Wasser des See's zu trinken pflegt, wenn ihn dürstet.

Jetzt, indem wir um eine Felsenecke biegen, liegt

plötzlich, in schweigender Größe, der See vor uns da, und trifft uns mit seinem gewaltigen Anblick wie eine Geistererscheinung. Auf dem Hochgebirge gelegen, zwischen der Krummholz- und Wald-Region, ruht er doch selbst wieder zwischen hohen Felsen eingeschlossen und führt in seinem Kessel, in sich selbst versunken, ein räthselhaftes Märchenleben. In einer regelmäßigen Ovalform sich hinlagernd, scheint er von dieser Form den Namen des Meerauges zu haben, und gleicht in der That mit seiner dunkeln Fluth einem schwarzen Auge, das, wenn der Sonnenstrahl darauf fällt, sich blitzend bewegt und uns geheimnißvoll zuzuwinken scheint. Es ist das Auge eines alten verzauberten Königs, der, zwischen die Felsen geklemmt mit seiner dunkeln Thränenfluth, und die alte Hoheit noch verrathend durch sein majestätisches Aufbrausen, von der Vergangenheit träumt und der Zukunft harrt. In diesen seinen melancholischen Träumen schaukelt er sich auf und ab und hat selten Ruhe. Ihm zu Häupten ragen hier gewaltige Granitspitzen, dort abenteuerliche Kalkmassen und abgebrochene Felstrümmer empor und blicken ernst und stolz zu ihm hinunter, als wären sie die Hüter, welche seinen Bann bewachen. Und das eine dieser Felsbilder ist ein Mönch, der niedergestreckt liegt auf seinen Knieen, und zum Himmel zu beten

scheint, daß Gnade herabwalle auf diese Stätte einer wunderbaren Melancholie, die den Wanderer bald magisch auf diesen Punkt fesselt, bald ihn wieder zurückstößt mit eiskaltem Entsetzen.

Das Wasser des Meerauges ist sehr klar und läßt sich oft bis auf seinen tiefsten Grund schauen. Wenn ihn kein Sturm bewegt, strahlt der See auf seiner herrlichen Spiegelfläche die ihn umringenden Berge und Felsen so deutlich wieder, daß man sie in einer neuen Schöpfung herausgetreten wähnt aus dem mystischen Auge dieses Gewässers. Aber die Farbe des Sees ist verschiedenartig an den verschiedenen Stellen, an den Rändern mehr ins Hellgrüne schimmernd, auf der mittleren Fläche dunkel und schwarz. Die Felswände aber, welche den See umragen, scheinen alle ins Graue und Grüne, und nur hier und da blickt aus ihren Schluchten ein weißer Schneehaufen hervor, oder es funkelt der Fels zuweilen auf von den Quarzkrystallen, von denen er durchwebt ist. Dies ist die seltsame Beleuchtung dieser merkwürdigen Stelle der Erde, auf welcher die Naturgeister über einem tiefen Geheimniß der Schöpfung zu brüten scheinen, über dem Geheimniß des durch die Kräfte der Zerstörung sich forterzeugenden Lebens der Welt. Aber diese stummen Gedanken, in die hier alles versunken, sind nicht heiter,

sondern voll Schwermuth und Grausen und der böse Geist des Universums hat einige Tropfen seines Giftes hineingeschüttet. Etwas Giftiges hat dies Meerauge an sich und das Wasser, bei aller seiner Schönheit, soll ungesunde Bestandtheile in sich führen. Die zahlreichen Fische, welche sich in dem See aufhalten sind alle ungenießbar und von widerlichem Ansehen. —

Das Meerauge ergänzt sein Gewässer vorzüglich durch den Wasserfall des schwarzen Sees, der oberhalb von seinem Kessel, auf dessen südöstlicher Felsenecke, hinter einer halbverwitterten Granitwand versteckt liegt. Wir bestiegen die vom letzten Sturm theilweise zertrümmerte Plätte, um uns auf derselben hinüberzurudern zu jener Felsenecke, an der wir hinüberklimmen wollten, um den schwarzen See zu besuchen. Indem wir auf unserm gebrechlichen Fahrzeug über der Wasserfläche hin und her schwankten, fielen unsre Blicke plötzlich auf ein Kreuz, welches wir früher nicht bemerkt hatten, und das auf einer der Felsenhöhen des Ufers emporgerichtet stand. Der fromme Bischof von Tarnow, erzählten uns die Führer, soll das Kreuz an dieser Stelle haben erbauen lassen. Die Inschrift erinnert an das Heil der Welt durch das Kreuz Christi. Unsere Goralen hatten im Angesicht desselben einen

Augenblick lang ehrfürchtig ihre Krämpenhüte gezogen, und auch wir fühlten in innerer Bewegung den Sinn, welchen der fromme Mann durch die Aufrichtung des Kreuzes in dieser Wildniß hat aussprechen wollen. Das Kreuz soll den beschwichtigenden Segen sprechen über den Geist der Natur, der hier zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Zerstören und Schaffen ringend, noch unerlöst von dem Teufel und allen seinen Dämonen, die in der That in manchen Momenten das Meerauge zu umkreisen scheinen, recht in der Urfrische seiner ewig alten Bosheit sich das Nest gebaut hat. Mehr aber als dies Kreuz bewegte uns noch der überraschende Anblick, welcher sich zu gleicher Zeit unter demselben uns darbot und der uns einen Augenblick zweifelhaft ließ, ob wir träumten oder ob der räthselhafte Geist dieser Gegend, der hier in der abgeschiedenen Einsamkeit über uns herrschte, uns heimgesucht hätte mit einer überirdischen Erscheinung.

Am Fuße des Kreuzes saß eine junge Goralenfrau, mit ihrem Kinde auf dem Schooß. Die Frau war arm und halbnackt, sie hatte von den Gesträuchen der Wildniß die Beeren gesucht, aber das kleine Kind das an ihrem Busen hing, auch fast nackt, erschien lieblich und heiter wie ein Gott, der sich in Gnaden herniedergelassen aus den Höhen des

Himmels. Der Anblick des Kindes war es, der uns mit so wunderbarer Gewalt getroffen hatte. Das Kind hüpfte so munter am Herzen seiner Mutter und zeigte mit den kleinen Händen hinauf zu den trotzigen Felsmassen und hinüber über den dunkelwogenden See, als wolle es spielen mit diesen Schrecknissen der Schöpfung und durch sein Spiel sie erlösen von der finstern Gewalt, die hier alles in ihrem Bann hatte. Mitten in diesem schauerlichen Winkel der Erde ging plötzlich der Frieden aus von einem lächelnden Kinde, denn es war uns, als sei es, im Gegensatz zu der wilden Gegend, das Kind, das Ruhe in uns und um uns verbreite. Und ein Geist der ewigen Sanftmuth schwebte einen Augenblick lang mit mildem Flügelschlag über dem Felskessel, in dem wir eingeschlossen waren.

So hatten wir hier, wo wir uns fern von aller Liebe und Gesittung wähnten, die versöhnende Bedeutung des Kindes erfahren, und uns war heilig zu Muthe geworden im Bewußtsein dieses Kerns der Gottesfurcht, der überall aus den innersten Tiefen der Schöpfung und aus ihren feindlichsten Gegensätzen hervorbricht. —

Der Frieden aber verwandelte sich wieder in Sturm. Gewaltige Regenwolken zerplatzten über dem See, das Meerauge ward trübe und unruhig, und ein

heftiger Wind, der plötzlich aus den Bergschluchten herübergeweht kam, drohte uns mit unserm Fahrzeug an den Klippen zu zerschellen. Mit Mühe ruderten uns die unerschrockenen Goralen zu dem Ufer zurück, von dem wir gekommen waren, und die immer rauher werdende Witterung nöthigte uns zum Aufbruch, um, bevor noch die Wuth der Elemente sich auf ihren höchsten Gipfel steigerte, der nirgend ein Obdach gewährenden Wüstenei zu entrinnen. Denn wenn in diesen Bergen die reißenden Wasser alle angestürzt kommen, findet sich aus diesem Labyrinth der Wildniß kein menschlicher Fuß mehr heraus. Wir aber wollten noch heut die Gränze überschreiten, um in Ungarn einzutreten. — —

